

Journal für auserlesene theologische Literatur.

Herausgegeben von

D. Johann Philipp Gabler.

Erster Band.

Nürnberg,
bey J. E. Monath und J. F. Kußler.
1805.

Journal für auserlesene theologische Literatur.

Herausgegeben von D. Johann Philipp Gabler.

Ersten Bandes erstes Stück.

Nürnberg,
bey J. E. Monath und J. F. Kußler.
1804.

Inhalt.

Vorrede.

Das neueste theologische Journal ist nun unter meiner bisherigen Redaction bis zu 12 Bänden angewachsen; es hat durch die vortreflichen Beiträge meiner verdienstvollen Mitarbeiter in und außer Teutschland einen ausgezeichneten Beifall erhalten, und seine Existenz sogar in der durch den alles verheerenden Krieg der Literatur höchst ungünstigen Periode gefristet, wo so viele andre nützliche literarische Institute zu Grabe giengen. Ich selbst trug durch Aufsätze und Recensionen so viel zu diesem Journal bey, als nur immer meine Kräfte und Umstände es erlaubten. Jede von den nothwendigsten Amtsarbeiten freie Stunde war diesem Institute gewidmet.

Dieses theologische Journal brachte so manche neue Idee in Umlauf und veranlaßte wieder neue Untersuchungen. Es verschmähte nicht neue Ideen; steife Anhänglichkeit an alten theologischen Vorurtheilen durfte man ihm gewiß nicht Schuld geben; aber es haschte auch nicht nach Neologie. Es ließ sich durch keinen berühmten Namen blenden; sondern es fragte nach Gründen.

christliches Journal, allen den philosophischen Träumen und leeren Spitzfindigkeiten, welche nicht nur das Christenthum, sondern sogar alle Religion zu untergraben droheten. Es gab jeder wirklich gelehrten freien Untersuchung Raum; aber jedes seichte Geschwätze, wenn es sich gleich als tiefe Weisheit in einem hohen Tone ankündigte, oder in ein feierliches, mysteriöses Gewand einhüllte, wies es entweder ganz von sich ab, oder zeigte es in seiner Blöße. Manche philosophische Ephemeren, wenn sie sich gleich groß ankündigten, übergieng es ganz mit Stillschweigen. Und die Erfahrung rechtfertigte dieses Verfahren; denn das große gelehrte Publikum verlachte entweder diese philosophischen Träumereien, oder vergaß sie doch bald wieder. Ein philosophisches System verdrängte ja das andre; und jedes wollte das allein wahre seyn *). Aber die gesunde Vernunft erklärte sich gegen sie alle, und die Religion, der diese neue Hirngeburten Hohn sprechen wollten, verachtete sie. Nur dann mußte das theologische Journal von neuen philosophischen Systemen Notiz nehmen, wenn sie entwe-

*) Bey dem denkenden gelehrten Publikum wurde daher die Ankündigung eines neuen philosophischen Systems zum Gespötte, so sehr es auch durch einen imponirenden akademischen Vortrag von einer Schaar junger Männer beklatscht worden seyn mochte. — Große Phi-

entweder interessante religiöse Ansichten lieferten, oder sonst großes Aufsehen machten, oder der Religion gefährlich zu werden droheten. — Hauptsächlich aber war es dem theol. Journal um Empfehlung und Verbreitung gründlicher Gelehrsamkeit in allen Fächern der Theologie, und um Leitung des guten Geschmacks sowohl in der Theologie selbst, als in den praktischen Disciplinen zu thun.

Von denselben Grundsätzen beseelt, tritt nun das neueste theologische Journal unter dem Titel: Journal für auserlesene theologische Literatur eine neue Laufbahn an. Wir haben dieß schon vorläufig zu Ende des 4ten Stücks des 12ten und letzten Bandes angekündigt. Wenn ein Journal so bändereich geworden ist, so ist es schon um deßwillen rathsam, abzubrechen und es in einer andern Form, wenigstens unter einem andern Titel, fortzusetzen, damit wieder neue Leser und Besitzer eintreten können. Aber die Erfahrung hat auch gelehrt, daß die monatliche Lieferung eines solchen Journals, wenn es sich durch sorgfältige Redaction und durch Güte des Inhalts auszeichnen soll, mit großen Schwierigkeiten verknüpft sey. Doch suchten wir mit großer Anstrengung die ordentliche Lieferung der einzelnen Monatsstücke zu erhalten, bis durch den 6ten

lich wurde. Mancher Leser wird aber unwillig, wenn er nicht regelmäßig in jedem Monate ein einzelnes Journalstück erhält; und doch steht es nicht immer in der Gewalt des Redacteurs, wenn er mit andern Geschäften überhäuft ist, diesen Wunsch der Leser so pünktlich zu befriedigen. Diese Unbequemlichkeit fällt aber weg, wenn die Lieferung nicht in einen solchen engen Zeitraum eingeschränkt ist, sondern wenn vielmehr ein Journal in zwanglosen Heften erscheint, wie sonst die Eichhorn'sche Bibliothek der biblischen Literatur. — Diese Rücksicht machte daher bey der Fortsetzung des theologischen Journals, besonders da es am Ende durch die Einschaltung des 6ten Bandes um einen halben Jahrgang zurück war, auch eine andre Form nothwendig. Die Amts- und Ortsveränderung des Herausgebers und seine jetzige große Entfernung vom Verlags- und Druckorte des Journals erlaubte ohnehin nicht mehr eine monatliche Lieferung der einzelnen Stücke. — Es werden daher von dem nun begonnenen Journal für auserlesene theologische Literatur jährlich nur vier Stücke gewöhnlich, jedes zu 15 Bogen, erscheinen, zuweilen aber auch fünf bis sechs Stücke, wenn der Zufluß von Beiträgen zu stark geworden ist, oder wenn ich selbst mehr Muße habe, eine ganze Reihe von Recensionen zu liefern. Drey Stücke nebst ei-

Stück erscheinen, und auf die Ostermesse des künftigen Jahres das 3te und letzte Stück des 1sten Bandes, der ganze 2te Band aber vor dem Schlusse desselben Jahres. Vielleicht werden alsdann, wenn ich mit meinen hiesigen akademischen Geschäften (die mir jetzt durch neue Ausarbeitung meiner Vorlesungen sehr viele Zeit kosten) mehr in Ordnung gekommen bin, im Jahre 1806. 6 Stücke dieses neuen Journals geliefert. — Von diesem neuen Journale werden also gewöhnlich des Jahrs 12 Bogen weniger erscheinen, als vom vorigen; dafür soll es aber auch nur ein Journal für auserlesene theologische Literatur seyn und sich nur auf die wichtigsten und besonders wissenschaftlichen und eigentlich theologischen Schriften einschränken; da die bisherige Erfahrung gelehrt hat, daß der Raum des theol. Journals nicht einmal alle guten theologischen Schriften auffassen kann, wenn es nicht die Anzeige mancher Schriften zu sehr verspäten, oder alle 4 Jahre Supplemente liefern will. Es sind ohnehin noch viele wichtige und interessante Schriften zurück, freilich beinahe die meisten durch die eigne Schuld des Herausgebers, der aus Achtung und Nachgiebigkeit gegen verschiedene Schriftsteller eine größere Menge Schriften selbst zu recensiren übernommen hat, als am Ende seine Zeit gestattete, und nun doch einen großen Theil

das theol. Journal die meisten homiletischen, ascetischen und katechetischen Schriften ausschließen, und kann in Zukunft nur die allerwichtigsten anzeigen; doch wird es nicht versäumen, dafür die wichtigsten praktischen Journale anzuzeigen, worin man weitere Nachricht über die im praktischen Fache herauskommenden Schriften erhalten kann. Und sollte ja etwas in künftigen Jahrgängen zurückbleiben, so kann dadurch leicht geholfen werden, daß statt 4 Stücke einmal 6 Stücke in einem Jahre geliefert werden. Ueberhaupt wird man in einem theologischen Journal keine Vollständigkeit in der Anzeige theologischer Schriften, nicht einmal der gelehrten und wissenschaftlichen, erwarten, da es nach einem ganz andern Ziele — die neuesten und wichtigsten theologischen Ideen aufzubewahren und gründliches Studium der Theologie zu befördern — durch gelehrte Aufsätze und gründliche, tief eingehende Recensionen strebt, als nach einer vollständigen Aufzählung der neuen theologischen Schriften. Zu letzterem Zwecke dienen sowohl die allgemeinen Literaturzeitungen und die neue allgemeine deutsche Bibliothek, als auch die theologischen Annalen, die unter der Redaction des Hrn. Dr. Wachler in Marburg sehr gewonnen haben. Und für das praktische Fach sorgen ohnehin so viele trefliche Journale, das Jour-

wird man dem 1sten und 2ten Stücke noch einige Ausnahmen erlauben, weil die vorräthigen Recensionen nicht alle in den 12ten B. des Neuesten theol. Journals aufgenommen werden konnten, folglich in den ersten Band dieses neuen Journals übergehen mußten. Indessen möchten nur wenige Schriften in diesem ersten Stücke angezeigt seyn, die nicht auch nach dem neuen Plane in dieses Journal gehörten. —

Da das neueste theol. Journal bisher mit so viel Beifall aufgenommen worden ist, so darf ich sicher hoffen, daß dieser Beifall durch die Gelehrsamkeit, Unpartenlichkeit und guten Ton der verdienstvollen Mitarbeiter, von denen jeder in seinem Fache als competenter Richter bekannt ist, demselben auch in seiner neuen Form werde zu Theil werden, wodurch es alsdann desto wohlthätiger auf eine gute Stimmung des theologischen Publikums wirken kann. Schon dieses erste Stück mag Beweise genug enthalten, daß das theol. Journal dieses fortdauernden Beifalls nicht unwerth sey. Es sind zwar inzwischen einige von den ältern Mitarbeitern wegen Kränklichkeit oder überhäufter Amtsgeschäfte abgetreten, dafür aber sind wieder andre wichtige Theologen beigetreten, worunter ich nur einen Planck, Stäudlin, Ammon, Marezoll, Nietzsch, nennen darf, um dem neuen Institute bleibendes Zutrauen des Publikums versprechen zu dürfen. Noch immer hat es dreißig Mitarbeiter; außer mir selbst nämlich und noch einem anonymen gründlichen Theo-

Theologen, der bisher unter dem Buchstaben P höchst schätzbare Beiträge über theologische Literatur, Exegese und Dogmengeschichte geliefert hat, (wie jeden die Vergleichung dieser Recensionen lehren wird) noch folgende acht und zwanzig würdige Gelehrte; die ich nach dem Alphabete hersetzen will:

1. Hr. ConsistorialR. D. Ammon, zu Göttingen (bald zu Erlangen).
2. Hr. Prof. Augusti, zu Jena.
3. Hr. Prof. Bauer, zu Altdorf.
4. Hr. HofR. u. Prof. Bruns, zu Helmstädt.
5. Hr. KirchenR. u. Superint. Cannabich, zu Sondershausen.
6. Hr. ConsistorialR. u. Director Degen, zu Baireuth.
7. Hr. HofR. u. Prof. Eichhorn, zu Göttingen.
8. Hr. ConsistorialR. D. Faber, zu Ansbach.
9. Hr. Consistorial-Vicepräsident u. Abt D. Henke, zu Helmstädt.
10. Hr. D. Ilgen, Rector der Schulpforte.
11. Hr. Antistes Primar. D. Junge, zu Nürnberg.
12. Hr. ConsistorialR. u. Super. Justi, zu Marburg.
13. Hr. KirchenR. u. Hofprediger Lang, zu Regensb.
14. Hr. ConsistorialR. u. Super. Marezoll, zu Jena.
15. Hr. ConsistorialR. u. Prof. D. Martini, zu Rostock (bald zu Würzburg).
16. Hr. ConsistorialR. u. Prof. D. Münscher, zu Marburg.
17. Hr. Generalsuperint. u. Prof. D. Nietzsch, zu Wittenberg.

20. Hr. Professor Rosenmüller, zu Leipzig.
21. Hr. Propst u. Prof. D. Schleusner, zu Wittenb.
22. Hr. KirchenR. u. Prof. D. Schmid, zu Jena.
23. Hr. ConsistorialR. u. Prof. D. Stäudlin, zu Göttingen.
24. Hr. Professor Vater, zu Halle.
25. Hr. Pfarrer Veillodter, bey Nürnberg.
26. Hr. Doct. u. Prof. Vogel, zu Altdorf.
27. Hr. Pastor Wagnitz, zu Halle.
28. Hr. Doct. u. Prof. Ziegler, zu Rostock.

Diese Namen bürgen wohl schon für die Gründlichkeit und Unpartenlichkeit, überhaupt für wahres Interesse in Aufsätzen und Recensionen; und nur von diesen Männern hat das Publikum dieses neue Journal zu erwarten. Fremde Arbeiten werden von der Redaction nicht aufgenommen — wenigstens nicht ohne genaue Revision und neue Ueberarbeitung des Herausgebers. Hingegen sind alle diese Namen so ehrwürdig, und was von solchen Männern kommt, hat so viel Präsumtion für sich, daß auch der Herausgeber sich in der Folge keine Anmerkung mehr, ausgenommen bloß erläuternde, literarische oder auf ältere Aufsätze und Recensionen in dem neuest. theol. Journal zurückweisende, sich erlauben wird. — Dafür wird er sich eine sorgfältige Vertheilung der Recensionen, und über-

Journal nehmen. — Die Einrichtung bleibt übrigens, wie in dem vorhergehenden Journal. Jedes Stück erhält einen größern oder kleinern Aufsatz, worauf die Recensionen größerer und kleinerer Schriften von abwechselndem Inhalte folgen. Interessante Nachrichten machen den Beschluß, doch sparsamer, als vorher, weil man die meisten schon aus Intelligenzblättern aller Art kennt. Nur wird das theologische Publikum es erlauben, da dieses neue Journal im Grunde nur Fortsetzung des vorhergehenden ist, daß neben neuern Werken auch noch ältere wichtige Schriften angezeigt werden, die bisher unrecensirt bleiben mußten (doch nur vom Jahre 1800. an), um keine bedeutende Lücke in diesem Journal zu lassen. — Gewiß werde ich als Redacteur an diesem neuen Institute in meiner neuen für die theologische Literatur weit günstigern Lage thun, was nur immer in meinen Kräften steht. — Endlich muß ich noch bitten, um mir unnöthiges Porto zu ersparen, Briefe und Pakete nicht unmittelbar an mich, am wenigsten auf der Post, sondern, wo möglich, durch Buchhändlergelegenheiten an die Verlagshandlung in Nürnberg, und durch diese erst an mich

I.

Ueber die Entstehung der drey ersten Evangelien.

Die sehr oft ganz wörtliche Uebereinstimmung der drey ersten Evangelien bey vielen und bedeutenden Abweichungen ist eine so auffallende Erscheinung, daß sie nothwendig die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich ziehen mußte. Auch haben, besonders seitdem der Untersuchungsgeist nicht mehr durch die Fesseln des Kirchensystems, sich frey zu bewegen, gehindert ist, mehrere derselben, und unter diesen die scharfsinnigsten, verschiedene sinnreiche Hypothesen zur Erklärung dieser Erscheinung aufgestellt, unter welchen diejenige eine der vorzüglichen Stellen einnimmt, welche Hr. Dr. Ziegler in dem Neuesten theol. Journ. B. 4. St. 5. mitgetheilt hat. Es ist indessen nicht zu wundern, wenn noch keine dieser Hypothesen ihren Zweck

Marsh hat sie im 2ten Th. seiner Anmerkungen und Zusätze zu Michaelis Einl. in die Schriften des N. B. (übersetzt von Ernst Friedr. K. Rosenmüller, Gött. 1803.) mit unübertroffener, und sogar vorher unerreichter Gründlichkeit angestellt, und gewisse bestimmte Eigenheiten und Abweichungen herausgehoben, auf welche vor ihm wenig geachtet wurde. Da nun dieses schwierige Thema außer seinem inneren Interesse auch noch für die Apologetik von unverkennbarer Wichtigkeit ist: so hat wohl ein neuer Versuch, die Sache der Entscheidung näher zu bringen, keine unwillige Aufnahme zu fürchten.

Nur aus zwey Annahmen läßt sich die Uebereinstimmung der drey Evangelien bey ihren Verschiedenheiten erklären: entweder sie müssen eine gemeinschaftliche Quelle, oder sie müssen einander selbst gebraucht haben. Jede dieser beiden Annahmen hat, unter mancherley Modificationen, scharfsinnige Vertheidiger bekommen. Man kann nicht wohl einen neuen Erklärungsversuch unternehmen, ohne sie geprüft zu haben; und diese Prüfung kann selbst auf Principien füh-

Le Clerc ist, nach Marsh *), der erste, der diese Idee, aber noch ganz unbestimmt, auffaßte. Er vermuthet (in seiner Hist. eccl. 2 prim. saec. Amst. 1716. 4. S. 429 f.), die 3 Evangelisten hätten ähnliche oder einerley Quellen gebraucht, nämlich schriftliche oder mündliche Erzählungen, die ihnen von Augen- und Ohrenzeugen zugekommen.

Michaelis nahm in der dritten Ausgabe seiner Einleitung in das N. T. (1777.) frühere griechisch geschriebene Evangelien an, die der griechische Uebersetzer des Matthäus, und die Lucas gebraucht habe; und in der vierten Ausgabe (1788. Th. 2. S. 930 f.) gab er diesen auch noch den Marcus zu. — Eben das nahm Koppe in seinem Programm: Marcus non epitomator Matthaei, Gött. 1782. an **), nur unbestimmter, indem er sich auf die Sprache, in der die frühern Erzählungen und das Evangelium Matthäi geschrieben gewesen, nicht einließ.

Bestimmter vermuthete Semler (zu Townson's Abhandlungen über die 4 Evangelien, Th. 1. 1783. S. 221 f. 290. auch 147.), die drey Evangelisten

*) Vergl. diesen S. 151 f.

**) Es ist wieder abgedruckt in der Sylloge commentatt. th. tom. I. Helmst. 1800. S. das. S. 65 ff.

listen möchten einen syrischen Aufsatz, wovon vielleicht das Evangelium der Hebräer oder der zwölf Apostel eine bereicherte Kopie gewesen, vor sich gehabt, und ihre Evangelien für die ersten christlichen Lehrer „zur Mäßigung und Abstimmung „der judenzenden Historien und ihrer ungeistlichen „Folgen" verfaßt haben.

Mit allzu großer Bestimmtheit hatte Lessing schon 1778. die Vermuthung gewagt, die erst 1784. durch seinen Theologischen Nachlaß bekannt wurde, die Urquelle dieser Evangelien sey das syrische oder chaldäische Evangelium der Hebräer oder Nazarener gewesen. — Diese Vermuthung nahm auch Niemeyer (in Coniecturis ad illustrandum plurimorum N. T. scriptorum silentium de primordiis vitae I. Chr. 1790.) an, aber mit der Verbesserung, daß den Exemplarien des Urevangeliums verschiedentlich Zusätze beigeschrieben worden seyen.

Von der Lessing'ischen Bestimmung gieng Corrodi (im Versuch einer Beleuchtung der Gesch. des Bibelkanons, B. 2. 1792., hauptsächlich S. 150—152.) ab, und nahm an, das gemeinschaftliche Original sey das hebräische, in dem Evangelium der Ebjoniten verdorbene, Evangelium Matthäi gewesen; dieses sey, in einer früh verloren

loren gegangenen griechischen Uebersetzung, von den Verfassern unsrer drey Evangelien [unter denen also das erste nicht von Matthäus wäre] gebraucht worden. — Eben das nimmt J. E. C. Schmidt (im Henke'schen Magazin, B. 4. S. 577 ff.) an, nur daß er keiner verloren gegangenen griechischen Uebersetzung erwähnt.

Nunmehr erhielt sich die Hypothese eines aramäischen Originals bey allen, welche unsere drey Evangelien aus einer gemeinschaftlichen Quelle entstehen lassen. Aber weit sorgfältiger, als zuvor, wurde sie bearbeitet und zur Erklärung der Harmonie und Disharmonie dieser Evangelien angewandt, seitdem die Göttingische theologische Facultät 1793. einen Preis auf die Entscheidung der Frage über die Entstehung und die Quellen der vier Evangelien gesetzt hatte. Halfeld, welcher den Preis erhielt, nahm mehrere Aufsätze an (Commentatio de orig. 4 ev. Gott. 1794. 4. *); Rußwurm, dem das Accessit zuerkannt wurde, nur verschiedene Abschriften Eines Urevangeliums, das aber weder das Nazarenische, noch das hebräische Evangelium Matthäi gewesen sey (Untersuchung über den Ursprung der Evangelien, Th. 1. Hannover, 1797. 8. S. 166 ff.).

*) Wobey er aber schon die Eichhorn'ische Abhandlung benützte.

Alle vorherigen Versuche übertraf weit Eichhorn's Abhandlung, Ueber die drey ersten Evangelien, im 5ten B. seiner Bibliothek, 1794. Er stellte nicht nur die Hypothese Einer Urschrift, mit verschiedenen Zusätzen in verschiedenen Abschriften, ganz bestimmt auf, sondern suchte auch, mit großem Scharfsinn, durch die Analyse der drey Evangelien den Inhalt der Urschrift, und die verschiedenen Zusätze zu bestimmen, die jeder Evangelist in seinem Exemplar vorgefunden.

Von ihm geht Herder (Christliche Schriften, B. 3. 1797, von S. 306. an, bes. S. 306. 322 ff.) darin ab, daß er die aramäische Urquelle für ein bloß mündliches Evangelium hält, für einen Typus des Unterrichts, den die ersten christlichen Lehrer gaben. Dieses mag wohl aufgezeichnet worden seyn (er braucht S. 378. den Ausdruck: Privatschrift, von demselben); aber es wurde nicht herausgegeben, sondern blieb in den Händen der Lehrer. Er glaubt dann bestimmen zu können, daß Marcus sich am strengsten an diesen Typus gehalten, Lucas sich wahrscheinlich dabey auch des Marcus bedient habe, und des hebräischen Mat-

408.), und von dem wir nur eine Uebersetzung mit manchen Auslassungen haben *).

Eine aramäische Urschrift nimmt Ziegler in der schon angeführten Abhandlung an; aber er setzt einige scharfsinnige und erhebliche Bestimmungen der Entstehung der drey Evangelien hinzu. Das älteste unter ihnen ist das Evangelium Lucä. Nach demselben erschien das Evangelium Marci. Zuletzt entschloß sich auch Matthäus, die Urschrift zu redigiren, damit doch nach dem Absterben der Apostel eine zuverlässige, unverfälschte Geschichte Jesu vorhanden wäre; und das mochte auch durch manche Zusätze zu der Urschrift noch nöthiger geworden seyn. Bey seiner Redaction zog Matthäus wahrscheinlich die übrigen Apostel zu Rath. Sein hebräisches Evangelium bekam aber wieder Veränderungen und Zusätze. Glücklicherweise wurde früh eine griechische Uebersetzung davon gemacht, die sich höchst genau an das Original gehalten haben muß. Sie blieb freier von Zusätzen, als das Original. Eben dadurch

*) Ueber alle bisher gegebenen Notizen ist nachzusehen und zu vergleichen Marsh S. [illegible]—[illegible]. Ihm bin ich

durch erhielt sie sich, und verdrängte außerhalb Palästina das Original. Das Evangelium der Nazarener ist wahrscheinlich das durch Zusätze und Auslassungen veränderte hebräische Evangelium.

Paulus läßt sich in seinem schätzbaren Kommentar über das N. T. in keine ausführliche Untersuchung über die Entstehung der drey Evangelien ein. Doch nimmt er (s. z. B. Band 1. S. 405. B. 3. S. 100.) schriftliche Urerzählungen an, απομνημονευματα, fragmentarische, doch aber eine gewiße Reihe von Thatsachen enthaltende Aufzeichnungen, oder Particularganze. Matthäus habe sie zuerst, wenig ändernd, aufgenommen, Lucas habe sie vollständiger excerpirt, ohne den Matthäus vor sich zu haben. Marcus dagegen ist ihm der ergänzende Abkürzer der beiden andern (s. z. B. B. 1. S 181.).

Ueberschaut man alle hier angeführten Darstellungen der Hypothese aramäischer Quellen: so findet man bald, daß sie dahin sich vereinigen müssen, Ein Urevangelium mit verschiedentlichen Zusätzen anzunehmen.

Ein Urevangelium — denn ohne dieses

ganze an: so müssen sie doch alles das gleichförmig enthalten haben, was die Evangelisten gleichförmig haben; und wie konnte diese Gleichförmigkeit in sie kommen? Nur durch Ein Urevangelium. Immerhin möchte das ein bloß mündliches gewesen seyn, wenn nur nicht eben die Gleichförmigkeit eine sehr frühe Aufzeichnung wahrscheinlicher machte *). Und wenn man die Zusätze zum κηρυγμα niederschrieb, warum sollte man nicht auch das κηρυγμα selbst niedergeschrieben haben?

Mit Zusätzen — denn ohne diese lassen sich die Verschiedenheiten der Evangelisten nicht erklären, wenn man einmal festgesetzt hat, daß sie ihre Erzählungen aus solchen Quellen schöpften; am wenigsten die Verschiedenheiten zweier von dem dritten, mit Uebereinstimmung unter sich.

Fast von selbst versteht es sich, daß noch, neben diesen Quellen, bei'm Matthäus eigenes Wissen, und bei'm Marcus mündliche Nachrichten von Begebenheiten und Reden zugestanden werden müssen. Auch wird dieses von den meisten Vertheidigern der gemeinschaftlichen Quelle ausdrücklich eingeräumt. Ueber den Matthäus

giebt, daß unser Evangelium, das seinen Namen führt, wirklich von ihm geschrieben worden sey; und es ist nicht abzusehen, was die, freilich durch Zusätze entstellte, Sage, daß Marcus mündliche Nachrichten durch seinen Freund Petrus bekommen habe, zweifelhaft machen könnte, da man kaum daran zweifeln dürfte, wenn auch keine Sage es versicherte.

Ueberlegt man nun, ob man unter dieser Einschränkung ein Urevangelium mit verschiedentlichen Zusätzen für die Urquelle der drey Evangelien anerkennen müsse: so ist zuvörderst zu bedenken, daß diese Annahme eine bloße Hypothese ist, die sich einzig darauf stützt, daß die Harmonie und Disharmonie der Evangelisten vollständig aus ihr erklärt werden kann*). Daraus folgt denn zunächst, daß man sie nur problematisch richtig finden kann, so lang es möglich bleibt, daß eine andere Hypothese diese Erscheinungen eben so vollständig erkläre. Es folgt ferner daraus, daß man sie nicht annehmen kann, wenn sie unstatthafte Voraussetzungen enthält; und daß sie sich selbst widerlegt, wenn sie manche Erscheinungen nicht zu erklären vermag, sondern großen Scharfsinn erfordert,

*) Dieß gesteht Marsh auch von der seinigen mehrmals, und wiederhohlt es noch am Schlusse seiner Abhandlung.

fordert, um zwischen ihr und gewissen Erscheinungen, die sie erklären soll, nur eine Vereinbarkeit herauszubringen *). Ob eine vollständige Erklärung auch ohne diese Hypothese möglich sey, müssen wir hier dahin gestellt seyn lassen, da wir erst in der Folge zur Prüfung einer andern Hypothese, die eben so viel verspricht, überzugehen haben; wir schränken uns also auf die Untersuchung der Gültigkeit der Voraussetzungen, und der Vollständigkeit der Erklärung ein.

Die erste Voraussetzung ist diese: die Christen hatten ein geschriebenes Evangelium vor unsern Evangelien. Wer wollte sie nicht für zulässig erkennen? Nur für nothwendig muß sie nicht ausgegeben werden. Die ersten Christen erhielten mündlichen Unterricht von der Geschichte und den Reden Jesu, und dieser machte wohl den größten Theil ihres Religionsunterrichts überhaupt aus. Mit diesem mündlichen Unterrichte konnten nun wohl die ersten Christen sich begnügen, zumal wo sie, wie in Jerusalem, immer Apostel oder unmittelbare Schüler von ihnen um sich hatten, von denen sie Belehrung erhalten konnten, so oft sie

die Richtigkeit der Nacherzählungen der von ihnen zu Lehrern bestimmten Schüler, denen sie so oft vorerzählt hatten, konnten sie sich gar wohl verlassen. Eine durchgängige Gleichförmigkeit, ein Typus im Erzählen, war nichts weniger als nothwendig; und einige, sogar wörtliche, Gleichförmigkeit in denen Reden und Begebenheiten, die am gewöhnlichsten erzählt wurden, konnte ohnehin nicht ausbleiben, zumal da die Apostel mehrere Jahre beisammen blieben, und gemeinschaftlich lehrten. Bedenkt man nun noch, daß die Apostel in den ersten Jahren nach dem Hingang Jesu gewiß noch sehr ungeübte Schriftsteller waren: so wird man es überwiegend wahrscheinlich finden, daß sie so bald kein schriftliches Evangelium verfaßten, ohne daß man Ursache hat, auf selbstsüchtige Abhaltungen, auf eine Sorge für ihr Ansehen und ihre Unentbehrlichkeit, zu rathen. Es wird also die Voraussetzung so zu beschränken seyn: die Christen mögen etwa ein geschriebenes Evangelium oder auch mehrere, vor den unsrigen, gehabt haben, aber wahrscheinlich war keines von einem Apostel verfaßt.

gelium war nicht eine bloße Privatschrift, sondern es war, wie Herder es sehr richtig ausdrückt, herausgegeben; es war das öffentliche gemeinschaftliche schriftliche Evangelium der Christen. Das muß es gewesen seyn, wenn es so verschiedene Zusätze bekam, die ja wohl hauptsächlich dadurch verschieden wurden, daß man sie an verschiedenen Orten dem Urevangelium beischrieb, und die auch an verschiedenen Orten den Evangelisten in die Hände kamen. Allein dieser Voraussetzung stehen wichtige Schwierigkeiten entgegen.

War das Evangelium nicht von einem Apostel verfaßt, und das ist das Wahrscheinlichere, wie wir fanden: so ist nicht zu begreifen, wie es ein öffentliches Evangelium werden konnte, da es ein aramäisches Evangelium gewesen seyn soll. Man bemerke dabey, daß bey dem Herausgeben eines solchen Evangeliums nicht an die Art zu denken ist, wie die Werke der griechischen und römischen Schriftsteller herausgegeben wurden. Es darf hier für ausgemacht angenommen werden, daß in dem ersten Jahrhundert Schriften, die zu un-

Grade, sich bis zu Ende des 3ten Jahrhunderts erhielt. Am allerwenigsten aber ist in den ersten Jahren nach dem Hingang Jesu eine Verbreitung solcher Schriften unter den einzelnen Christen in Palästina denkbar, unter denen so viele arme waren, und die dieser Schriften am allerleichtesten entbehren konnten. Außerhalb Palästina bestund die Herausgabe in nichts anderm, als in der Hingabe an das Presbyterium einer oder mehrerer Kirchen zum Aufbewahren und Vorlesen; von da aus wurden andern Kirchen Abschriften zu gleichem Gebrauche mitgetheilt *). Nun ist es schon nicht sehr wahrscheinlich, daß die Apostel eine solche Schrift, die sie durch ihren mündlichen Unterricht entbehrlich machten, in ihrer Kirche aufgenommen hätten; aber noch weit unwahrscheinlicher ist es, daß sie in auswärtigen Kirchen, in welchen die griechische Sprache, noch weit ausschließlicher, als in Palästina **), oder in welchen auch die römische, Landessprache war, zum Vorlesen gebraucht und aufbewahrt worden wäre. Und wie unwahr-

*) Dadurch wurden sie γραμματα εν εκκλησιαις δεδημοσιευμενα, Euseb. h. e. 2, 23. 3, 31.

**) S. die 2 treflichen Programmen des Hrn. Dr. Pau-

unwahrscheinlich dann erst, daß in solche Kirchenexemplare so viele Zusätze gekommen seyn sollten, die, bei aller ihrer Verschiedenheit, doch vieles gleichförmig haben mußten, weil so oft zwey Evangelisten manches mit einander gemein haben, was der dritte nicht hat!

So muß man denn also schon das voraussetzen, was wir für das Unwahrscheinlichere erkannten, daß einer oder mehrere Apostel die Verfasser des Urevangeliums gewesen seyen. Aber damit verwickelt man sich in neue Schwierigkeiten. Warum hätte dann Matthäus ein neues Evangelium ausgearbeitet? Entstellende Zusätze sind in einem Kirchenexemplare unter seinen Augen nicht anzunehmen. Auf die Chronologie nahm er, nach der gemeinen Behauptung, wenig Rücksicht, und wollte sie also nicht verbessern. Seine Zusätze konnte er dem Exemplar seiner Kirche beischreiben lassen, und sie von da auch zu andern Kirchen bringen. Also wozu schrieb er, der sichtbar ungeübte Schriftsteller, ein neues Evangelium? Wir nehmen hier Rücksicht auf die Behauptungen der allermeisten Vertheidiger des Ur-

dieser Schwierigkeit entgehn. Aber auch abgesehen von ihr, wer hat noch befriedigend erklärt, wer kann befriedigend erklären, wie es zugieng, daß ein solches apostolisches Urevangelium nicht bloß außer Gebrauch kam, sondern in eine solche Vergessenheit fiel, daß nicht einmal eine Sage sich von ihm erhielt? Denn daß das Evangelium der Hebräer, der Apostel, und wie es sonst heißt, das Urevangelium gewesen sey, das sagt keine Sage; die Sage bey denen, die sich an dasselbe ausschließend hielten, sagt etwas ganz anders.

Wenn uns diese Unwahrscheinlichkeiten von der Annahme der Hypothese nicht abhalten sollen: so muß sie wenigstens die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit der Evangelisten vollständig erklären. Allein die wörtliche Uebereinstimmung derselben ist durch sie nicht zu erklären. Hug (S. 61 ff.) und Marsh (S. 175 ff.) haben augenscheinlich dargethan, daß sie weit größer ist, als bey dem Gebrauche aramäischer Quellen möglich wäre. Hug macht aufmerksam auf die Uebereinstimmung der Evangelisten, nicht nur in den Wörtern überhaupt, sondern noch besonders in

den Anführungen aus dem A. T.; und Marsh bemerkt noch vorzüglich die seltenen Wörter und Ausdrücke, welche die Evangelisten, bald zwey, bald alle drey, mit einander gemein haben. Von diesen letzten nur eine Probe, welche bey Marsh nicht vorkommt. Alle drey haben (Matth. 9, 15. Marc. 2, 19. Luc. 5, 34.) in derselben Rede Jesu den Ausdruck: υἱοὶ τȣ νυμφῶνος. Das Wort νυμφων findet sich sonst nirgends im N. T.; es findet sich wohl in keinem classischen griechischen Schriftsteller; die LXX haben es nur Joel 2, 16., und selbst da ist die Leseart κοιτωνος wahrscheinlicher; in den Ueberresten der andern griechischen Uebersetzer des A. T. findet sich's auch nicht; in den apokryphischen Büchern hat es nur das Buch Tobias, 6, 13. 17.; υἱοὶ τȣ νυμφωνος aber ist gar nirgends anzutreffen. Könnten solche Uebereinstimmungen in den Worten, und noch dazu viele solche, einem bloßen Zufall zugeschrieben werden: so könnte man ja auch die Uebereinstimmungen und die Abweichungen in den Sachen für bloß zufällig ansehen; und man bedürfte dann gar keiner Hypothese zu ihrer Erklärung.

Soll also die Hypothese einer gemeinschaftli-

men, die auch herausgegeben gewesen, die in den griechischen Kirchen eben so gebraucht worden sey, wie das aramäische Original in den hebräischen. Dieser Uebersetzung müssen sich Marcus und Lucas, und Matthäus oder sein griechischer Uebersetzer, bedient haben. Diesen Zusatz giebt denn auch Marsh der Hypothese.

Aber selbst mit diesem Zusatze reicht die Hypothese nicht hin, um gewisse Eigenheiten in der Harmonie und Disharmonie zu erklären, welche erst Marsh, durch unermüdetes Vergleichen der Evangelien unter verschiedenen Gesichtspunkten, ans Licht gezogen hat *). Matthäus und Marcus harmoniren wörtlich, wo Lucas eben das, was sie, aber mit andern Worten, hat; sie harmoniren auch, wo Marcus in der nämlichen Ordnung, wie Matthäus, etwas erzählt, was bei'm Lucas fehlt: aber sie disharmoniren überall, wo Marcus in einer andern Ordnung erzählt, als Matthäus **). Matthäus und Lucas harmoniren, wo beide allein etwas haben: sie disharmoniren, wo Marcus und Lucas disharmoniren. Marcus

*) S. S. 241 ff. und zusammengedrängt S. 259 f.

**) Dieß war auch mir aufgefallen, ehe ich noch mit Marsh bekannt worden war.

cus und Lucas harmoniren, wo Matthäus und Lucas auch harmoniren: sie disharmoniren oft, wo Matthäus etwas mit andern Worten hat, als Lucas; und fast immer, wo Marcus und Lucas allein etwas haben (Marsh findet, S. 225., in diesem letzten Falle nur Marc. 1, 24 f. und Luc. 4, 34 f. ganz wörtlich übereinstimmend).

Hierdurch sah sich Marsh zur folgenden Bereicherung der Hypothese gedrungen.

Es gab eine hebräische Urschrift, die eine kurze Erzählung von den merkwürdigsten Ereignissen des Lebens Jesu enthielt. Sie war aus Nachrichten der Apostel verfertigt. Daher sprachen die Kirchenväter von einem Evangelium nach den Aposteln, und von Denkwürdigkeiten der Apostel; aber das waren spätere Werke, die zwar von der Urschrift den Titel behielten (den Marsh, nach Lessing, wie Storr *), — sehr witzig, aber auch sehr unwahrscheinlich — auch in Luc. 1, 1. 2. findet), von denen aber die Urschrift nur die Grundlage war (S. 285 f.). Diese Urschrift gebrauchte Matthäus, welcher hebräisch schrieb, wie sie war.

*) Ueber den Zweck Joh. S. 357. 359. und De fonte ev. Matth. et Luc. in den Commentatt. th. vol. 3. p. 146.

Marcus und Lucas übersetzten sie ins Griechische (S. 284.). Beide behielten die Ordnung der Urschrift (S. 293. 295.). Matthäus aber ordnete nach seinem Plane, und versetzte die Erzählungen der Urschrift, wo er es nöthig fand, nach einer chronologischen Ordnung; änderte und vermehrte auch die Urschrift in mehreren Stellen. Sein Evangelium ist also ein von der Urschrift wirklich verschiedenes Werk; es ist aber auch nicht das Evangelium der Nazarener, welches erst in der Folge die Benennung κατα Ματθαιον erhielt (S. 291.).

Von dieser Urschrift gab es eine griechische Uebersetzung. Dieser bedienten sich Marcus und Lucas neben dem Originale.

Von der hebräischen Urschrift (nicht von der griechischen Uebersetzung) wurden aber auch Abschriften mit Zusätzen gemacht, theils von einzelnen Umständen, theils von ganzen Ereignissen. Solche Abschriften hatten die drey Evangelisten vor sich, aber nicht die nämlichen. Matthäus hatte eine Abschrift mit kleineren und größeren Zusätzen, welche theils Marcus, theils Lucas, und zwar dieser die größeren in der nämlichen Ordnung, in ihren Abschriften hatten. Marcus hatte eine Abschrift mit Zusätzen, die auch theils in der des Matthäus, theils in der des Lucas waren.

Lucas hatte eine Abschrift mit Zusätzen, die auch theils Marcus, theils Matthäus, und zwar dieser die grösseren in der nämlichen Ordnung, in ihren Abschriften hatten (S. 289.).

Außer der Urschrift gab es auch eine hebräische Gnomologie, eine eigene Sammlung von Vorschriften, Gleichnissen, und Reden Jesu, vielleicht mit den veranlassenden Ereignissen. Sie wurde bloß von Matthäus und Lucas gebraucht. Aber sie hatten verschiedene Abschriften; in jeder fehlte manches, was die andere hatte. Aus dieser Ergänzungsschrift nahmen sie die Ereignisse, die sie in abweichender Ordnung haben (S. 290.). Lucas ließ jedoch die Stellen aus ihr größtentheils in ihrer Ordnung; Matthäus hingegen verfuhr mit dieser Gnomologie, wie mit der ersten Urschrift (S. 294.).

Nun wurde auch das Evangelium Matthäi ins Griechische übersetzt. Unser Evangelium Matthäi ist nichts anders, als diese Uebersetzung (S. 291 f.). Der Uebersetzer nahm bey seiner Arbeit die Evangelien Marci und Lucä zu

Marcus, wo dieser die nämliche Ordnung, wie Matthäus, hat. Diejenigen Theile aber, die Marcus nicht, oder wenigstens nicht in der Ordnung des Matthäus, hat, schlug er bei'm Lucas nach (S. 284. 297 f. 315.).

Durch diese Voraussetzungen, von denen keine dazu entbehrlich ist, erklärt Marsh alle Uebereinstimmungen und Abweichungen der drey Evangelien, und es ist gegen seine Hypothese von Seiten der Vollständigkeit der Erklärung wohl nichts einzuwenden.

Aber werden nicht die Voraussetzungen selbst schon durch ihre Menge unglaublich? Wer hat Lust, ein Gewebe von Voraussetzungen anzunehmen, in welchem, mit sichtbarer Kunst, immer eine neue an die vorherigen so lang fort angeknüpft wird, bis endlich aus ihnen eine Hypothese hervorgeht, mit der man zur Erklärung ausreicht?

Und wie viele Editionen müssen dabey angenommen werden, wenn auch nur Matthäus und Lucas an zwey verschiedenen Orten ihre Evangelien schrieben! Denn ein zufälliges Zusammentreffen ähnlicher Privatschriften verlangt Marsh

selben, in welcher die Zusätze stunden, die alle drey Evangelisten, oder auch nur zwey von ihnen, in ihren mit neuen Zusätzen verschiedentlich bereicherten Abschriften gleichförmig vorfanden; edirt mußte seyn die aramäische Gnomologie; edirt endlich auch die griechische Uebersetzung der Urschrift. Und wenn denn so viel edirt war: warum war denn nicht edirt eine griechische Uebersetzung der Gnomologie, die doch nicht weniger Interesse für die griechisch redenden Christen hatte, als die Urschrift? Warum nicht auch eine griechische Uebersetzung der edirten Zusätze der Urschrift edirt wurde, wollen wir nicht einmal fragen.

Doch wenn auch alle diese Schwierigkeiten kein Gewicht hätten: so würden schon die Annahmen, die bey den Uebersetzungen nothwendig werden, durch ihre Unwahrscheinlichkeit gegen die Hypothese entscheiden. Marcus und Lucas wollen die aramäische Urschrift griechisch bearbeiten. Dabey hatten sie offenbar mehr Freiheit, als wenn sie hätten eigentlich übersetzen wollen; und doch nehmen sie die griechische Uebersetzung zu Hülfe?

die Zusätze mußten sie doch beide, und Lucas noch überdieß die Gnomologie, die viel schwerer seyn mußte, als die Urschrift, ohne solche Hülfe bearbeiten. Oder getrauten sie sich nicht, den griechischen Ausdruck so gut zu treffen, als der Uebersetzer ihn getroffen hatte? Wie gut ist denn aber das Griechische dieser Uebersetzung im Marcus und Lucas? Um was ist es denn besser, als ihr eigenes bey den Zusätzen zur Urschrift? Lucas konnte ja offenbar weit besser griechisch schreiben, wenn er wollte. — Nun aber vollends der griechische Uebersetzer des Matthäus! der seinen Marcus nicht aus der Hand läßt, so lang dieser dem Matthäus in gleicher Ordnung folgt, und in seinem Lucas nachblättert, nicht ohne Mühe nachblättert, sobald einmal die Reihe bei'm Marcus unterbrochen ist! und der dem ungeachtet nicht auffallend schlechter übersetzt, wenn er weder bei'm Marcus, noch bei'm Lucas Hülfe findet! — Nein wahrhaftig, nicht diese Männer konnten solcher Nothbehelfe bedürfen; nur der Kritiker bedarf ihrer.

Wenn denn nun aber ohne solche Nothbehelfe die Hypothese einer gemeinschaftlichen Quelle nicht haltbar ist: so bleibt uns nichts übrig, als sie

2.

Die Evangelisten selbst müssen einander benützt haben.

Auch diese Hypothese ist, mit mancherley Modificationen, von treflichen Männern sehr sinnreich dargestellt und vertheidigt worden.

1. Die gemeinste Meinung, daß Matthäus, welcher griechisch geschrieben habe, die Quelle des Marcus gewesen sey, den schon Augustin pedissequum et breuiatorem Matthaei nannte, und daß Lucas aus beiden geschöpft habe*), ist von Hug (Einleit. in die Bücher des N. T. Heft 1. Basel, 1797, 8.) scharfsinnig vertheidigt worden.

Bolten ist (in den Vorreden zu seinen Uebersetzungen des Matthäus, Altona, 1792, Marcus, 1795, und Lucas, 1796.) darin von ihm verschieden, daß er annimmt, Matthäus habe hebräisch geschrieben; Marcus und Lucas haben das Original, aber auch die griechische Uebersetzung, die unsern Matthäus ausmache, und die vielleicht einige Zusätze zum Original habe, gebraucht; Marcus habe einen Auszug daraus gemacht; und

Daß wenigstens Matthäus die Quelle des Marcus gewesen sey, behauptet Adler (Nonnulla Matthaei et Marci enunciata, ex indole linguae Syriaçae explicata, et obss. in historiam utriusque ev. Kopenh. 1784. 4.): Marcus habe das hebräische Original des Matthäus, mit Auslassungen, Zusätzen, und Aenderungen der Ordnung, übersetzt, und ihm könne hinwieder der griechische Uebersetzer des Matthäus im Ausdruck gefolgt seyn *). Auch Michaelis hielt in der 3ten Aufl. seiner Einleitung den hebräischen Matthäus für die Quelle des Marcus, aber ohne einer Benützung des Marcus vom Uebersetzer des Matthäus zu erwähnen **). (Daß er in der 4ten Auflage diese Meinung geändert, ist schon oben erinnert worden.)

Daß der hebräische Matthäus, und Marcus Nebenquellen des Lucas gewesen seyen, der übrigens, wie sie aus dem gemeinschaftlichen κηρυγμα geschöpft habe, nahm Herder an (Chr. Schr. B. 3. S. 414.).

Dagegen behaupten Owen (Observations on the four Gospels, London, 1764, 8.) und Griesbach

*) So ist der Inhalt dieser kleinen Schrift in Michaelis or. Bibl. Th. 23. dargestellt. Vergl. Marsh S. 154. N.

**) S. Marsh S. 152.

bach (in 2 Programmen, 1789. und 1790., Marci euangelium totum e Matthaei et Lucae commentariis decerptum esse, in den Commentatt. th. vol. 1. vergl. sein Programm, 1783.: Inquiritur in fontes, vnde Euangelistae suas de resurrectione Domini narrationes hauserint, S. 7.), Matthäus sey die Quelle des Lucas, Matthäus und Lucas die Quellen des Marcus *).

Daß wenigstens Marcus den Matthäus und Lucas gebraucht habe, behauptete Stroth (Von Interpolationen im Ev. Matth. im 9ten B. des Eichhorn'ischen Repert.). Daß auch Paulus damit übereinstimmt, ist schon oben bemerkt worden.

2. Von allen diesen Forschern entfernt sich Storr. Mit seiner bekannten Gründlichkeit und Gelehrsamkeit sucht er zu beweisen, daß Marcus die Quelle des Matthäus und Lucas gewesen sey (s. Ueber den Zweck der ev. Gesch. und der Br. Joh. Tüb. 1786. §. 58. 62. ꝛc.); und vertheidigt diese Behauptung gegen mancherley Einwendungen (De fonte euangelior. Matth. et Luc. Tüb. 1794. 4. in den Commentatt. theol. vol. 3. Lips. 1796. p. 140.). Nach ihm machte Lucas vom Matthäus keinen Gebrauch; ihre wörtliche Uebereins

*) S. eb. d. S. 143.

bereinstimmung in manchen Stellen kann eher daher rühren, daß der griechische Uebersetzer des Matthäus den Marcus und Lucas zu Rath zog (Ueber den Zw. Joh. S. 360. Comm. th. S. 141 f.), in welcher Annahme Storr mit Marsh zusammentrift.

3. Ganz allein steht auch Büsching, der (in seiner unvollendeten Harmonie der Evangelisten, Hamb. 1766, S. 99. 108. 118 f.) den Lucas für die Quelle der andern erklärt, mit der Bestimmung, daß zuerst Matthäus aus ihm, dann aber Marcus aus ihm und Matthäus geschöpft habe. In der Annahme, daß Lucas vor den beiden andern geschrieben habe, stimmen Rußwurm *) und Ziegler (Neuestes th. Journ. B. 4. S. 426.) mit ihm überein. Auch Michaelis nimmt es (in seiner Einl. in das N. T. Th. 2. S. 932. 941. 945. 1070 ff.) für möglich an, daß Lucas sein Evangelium schon vor dem hebräischen Matthäus, und für gewiß, daß er es vor dem griechischen Matthäus und vor dem Marcus geschrieben habe.

Eine

*) In der oben schon angeführten Unters. über den Urspr.

Eine durchgeführte Prüfung der Gründe für alle diese Meinungen, und der Antworten auf die Einwendungen dagegen, wird wohl niemand hier erwarten. Nur einige Bemerkungen über die *Griesbach'ische* Hypothese scheinen nothwendig, da dieselbe, in dieser Klasse, gleichen Rang mit der *Eichhorn'ischen*, in der ersten, behauptet. Denn allerdings ist es auffallend, daß Griesbach (Comm. th. vol. 1. p. 367 ff. 374 ff.) vor unsern Augen den Marcus aus dem Matthäus und Lucas so zusammensetzt, daß Marcus zwar hauptsächlich dem Matthäus folgt, aber doch von ihm zum Lucas, und von diesem wieder zu jenem, jedoch immer mit Vergleichung des andern, *übergeht*, und das so, daß er nie die *Ordnung* dieser beiden Evangelisten unterbricht, sondern nur bisweilen, aber auch das nur selten, etwas auslässt, was er aus dem einen von ihnen, bey dem Uebergang zu ihm, hätte aufnehmen können, und dann seine wenigen Zusätze einschaltet. Sogar giebt Griesbach immer sehr sinnreich die Gründe an, die den Marcus bestimmen konnten, den einen zu verlassen und sich zu dem andern zu wenden, das wenige, was er auslässt, auszulassen, und was er einschaltet, gerade da, wo er es thut, einzuschalten.

sungen, die Gründe doch sehr unwahrscheinlich sind. Wer kann es z.B. glaublich finden, daß Marcus der Wächter bey dem Grabe Jesu deßwegen nicht erwähnt habe, weil er diesem Geschichtchen kein Interesse für Leser, die fern von Jerusalem wohnten, zutraute (p.380. not. q), da doch diese Geschichte die Wirklichkeit der Auferstehung Jesu, und die Verlegenheit der Juden darüber, so sehr ins Licht stellt? — Unwahrscheinlich ist es auch, daß Marcus diese Art der Abfassung gewählt haben soll, da sie sehr mühsam war, indem er oft die Stelle, die er in dem einen fand, wo er wieder zu ihm zurückkehrte, bey dem andern, den er zu Rathe zog, an einem ganz andern Orte suchen mußte; da er so sichtbar bemüht ist, die Zeitfolge der Begebenheiten beizubehalten; und da er sich dadurch in Enantiophanieen, oder vielmehr in wirkliche Abweichungen verwickelte (vergl. Comm. th. p.422 ff. 433. num. XI.). Wenn wir nun auch zugeben könnten, daß alle diese Unwahrscheinlichkeiten die Wahrscheinlichkeit des Uebergehens von dem einen Evangelisten zum andern, aus dem Zusammentreffen mit ihrer Ordnung nicht aufwögen: so müßten wir doch desto beharrlicher darauf bestehen, daß die wörtliche Harmonie und Disharmonie der drey Evan-

seyn müßte, wenn sie annehmbar seyn sollte; wir werden aber sehen, daß es sich nicht so verhält.

Es wird nicht durch sie erklärt, warum Marcus auch in denen gemeinschaftlichen Abschnitten, in denen Matthäus sein Führer ist, doch bisweilen von ihm abgeht, und sich an Lucas hält. So folgt er, nach Griesbach (p. 379. not. l), von 10, 13. bis 12, 38. dem Matthäus, und übergeht, was Lucas allein hat; und doch geht er, nach Griesbach's eigener Bemerkung, V. 15—29. mit Lucas von Matthäus ab, welches V. 19. am auffallendesten ist. Wir setzen hinzu: eben so macht er es in der 107. Griesbach'ischen Section, 11, 1—10., wo es um so auffallender ist, da er bey dem Anfang derselben, dem Matthäus, ohne etwas auszulassen, nachgeht, von dem Lucas hingegen 28 Verse (19, 1—28.) übersprungen hat. Man kann nicht sagen, die Sprache des Lucas sey gerade hier viel besser, als die des Matthäus; auch ist Marcus um die Güte der Sprache nicht eben sorgfältig bekümmert: und er geräth dadurch sogar mit Matthäus in eine Enantiophanie. Matthäus redet 21, 3. von einer ονῳ, και πωλῳ μετ' αυτης, und Marcus 11, 2. wie Lucas 19, 30., nur von einem πωλῳ. Nun lassen sich solche Enantiophanieen noch wohl erklären, wenn Marcus den Matthäus aus der Hand gelegt hat, und dem Lucas allein

allein folgt; man darf dann nur annehmen, er sey etwas nachlässig gewesen, und habe sich nicht erinnert, daß Matthäus etwas anderes gesagt habe: allein hier hat er den Matthäus zur Hand, und folgt hauptsächlich ihm; warum geht er also von ihm, dem Apostel, ab, um dem Lucas zu folgen?

Hierzu kommen nun die Bemerkungen von Marsh. Wenn Marcus in dem, was alle drey Evangelisten gemein haben, nicht dem Matthäus allein, sondern auch dem Lucas folgt: warum stimmt er so selten mit diesem in denen Stellen wörtlich überein, die sie beide allein haben? So folgt er, nach Griesbach, von 1,40. bis 3,6. dem Lucas; und doch weicht er in 1,45. und 3,3., welchen im Matthäus nichts correspondirt, von den Worten Lucä 5,15 f. 6,8. ganz ab. — Und wie erklärt sichs, warum Lucas, der mit dem Matthäus, in denen Stellen meistens wörtlich übereinstimmt, die sie beide allein haben, und in denen, welche Marcus eben so hat, wie Matthäus, dennoch die Ausdrücke des Matthäus da nicht beibehält, wo Marcus von ihnen abgeht *)?

Wenn

Wenn nun diese Gründe nicht gestatten, die Griesbach'ische Hypothese anzunehmen, „welche „unter allen dieser Art die am beßten vertheidigte „ist" *): so können wir eben so wenig einer der übrigen beitreten, da sie alle von den nämlichen Schwierigkeiten niedergedrückt werden. Da nun aber doch die Evangelisten aus einander geschöpft haben müssen, weil sie nicht aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft haben können: so bleibt uns noch der Versuch übrig, ob nicht durch die Annahme — die einzige, die noch nicht versucht worden ist **) —, daß Marcus den Lucas, und Matthäus den Marcus und Lucas gebraucht habe, ihre Harmonie und Disharmonie sich vollständig erklären lasse. Aber was ließe sich von diesem Versuche großes hoffen? Wir würden doch auch bey dieser Hypothese schon zufrieden seyn müssen, wenn wir manche Erscheinungen nur mit ihr vereinigen könnten; und schwerlich würden wir alle Schwierigkeiten von ihr wegzuwälzen vermögen. Versuchen wir also lieber, mehr, als bloß eine Hypothese, zu finden. Versuchen wir, gewisse Punkte festzusetzen, die, ohne Hinsicht auf ihre Brauchbarkeit zum Erklären, hinlängliche Gewißheit haben. Vielleicht können wir durch sie die Ordnung bestimmen, in welcher die drey ersten

*) S. Marsh S. 245. **) Marsh S. 251. N. 9).

sten Evangelisten geschrieben haben müssen. Können wir dann damit alles das auch nur vereinigen, was aus den andern Hypothesen nicht erklärt werden kann: so haben wir, eben weil diese Ordnung als nothwendig, nicht als bloße Hypothese zum Behuf des Erklärens, aufgestellt ist, alles aus dem Wege geschafft, was ihr entgegengestellt werden kann. Und desto besser, wenn wir bey diesem Gange zu eben der Annahme gelangen, die wir als Hypothese nicht wagen wollten.

3.

1. Marcus und Lucas können bey der Abfassung ihrer Evangelien das Evangelium Matthäi nicht vor sich gehabt haben. Eben dieß behaupten, wie schon bemerkt worden ist, Büsching und Ziegler *); und diese Behauptung darf für unumstößlich erklärt werden.

Wie

*) So sagt auch Grabe (Spicileg. Patr. tom. I. p. 18.), zur Bestätigung, daß das Evangelium der Hebräer älter, als die andern, sey: Neque enim quispiam Hebraeorum Christianorum, et quidem Catholicorum, post Euangelium ab Apostolo Matthaeo consignatum, ipsisque pro regula fidei traditum, aliud quodpiam tale condere, ac Matthaeum quasi emendare ausus fuisset.

Wie groß das Ansehen der Apostel unter den Christen in den ersten Jahrhunderten gewesen, wie die Kirchen eines apostolischen Ursprungs um die Wette sich gerühmt, ist allgemein bekannt. Wie groß es bey dem Leben der Apostel gewesen seyn müsse, läßt sich leicht von selbst ermessen; und man darf sich nur erinnern, wie sehr Paulus Gal. 1. und 2. bemüht ist, zu erweisen, daß er so gut ein Apostel sey, als die übrigen, 1, 17., so viel Glauben verdiene, als sie, da er Offenbarungen von Christo erhalten, V. 12., und also keiner Belehrung von Aposteln bedurft habe, 1, 18 f. 2, 6., daß aber selbst die für Stützen der Kirche anerkannten Apostel Jacobus, Petrus und Johannes ihn für einen eben so berufenen Apostel erklärt haben, 2, 7 ff., und daß er daher sogar den Muth gehabt habe, ein Benehmen Petri für unrecht zu erklären, V. 11.

Bey diesem Ansehen ist es unmöglich, daß Lucas des Evangeliums Matthäi nicht sollte in der Einleitung zu dem seinigen mit Ehrerbietung gedacht haben. Undenkbar ist es, daß er Erzählungen des Matthäus in seinem Evangelium hätte auslassen sollen; und wenn das bei'm Marcus nicht für undenkbar erklärt werden kann, so ist es doch wenigstens auch bey ihm sehr unwahrscheinlich, nachdem uns die Ausflucht,

daß er durch das Uebergehen zum Lucas manches übersehen habe, abgeschnitten ist *). Man denke nur an die Erzählung des Matthäus von den Hütern bey dem Grabe. Vergebens spricht man da von der Kürze, deren Marcus sich beflissen habe. Er, der so oft ergänzt und zusetzt, konnte wohl manche Reden zu seinem Zwecke entbehrlich, nicht aber solche Erzählungen zu weitläufig finden. Eher müßte man dieses Auslassen daraus erklären, daß er nichts habe aufnehmen wollen, als was er aus dem Munde Petri gehört: allein würde er nicht doch wenigstens Erzählungen Matthäi, die den Petrus selbst betrafen, z. B. Matth. 16, 17 ff., aufgenommen haben?

Wenn aber auch diese Auslassungen des Marcus nur unwahrscheinlich sind: so sind doch gewiß bey ihm, wie bei'm Lucas, solche Abweichungen ganz undenkbar, in denen ein Widerspruch gegen den Apostel Matthäus liegt, wenn es auch nur eine Nebensache betrift. Nicht ει μη ϱαβδον μονον konnte Marcus (6, 8.) setzen, wenn er bei'm Matthäus (10, 10.) μηδε ϱαβδον gelesen hatte. Und wenn auch Marcus von Petrus etwas anders

*) Und doch ist selbst dieses Uebersehen sehr unwahrschein-

anders gehört hatte, als er es bei'm Matthäus las: so mußte er eher in sein eigenes Gedächtniß Mißtrauen setzen, oder er konnte wenigstens nicht der Schrift des Apostels, dem er zutrauen mußte, daß er bey dem Niederschreiben sorgfältiger sich besonnen haben würde, laut widersprechen.

Wenn denn aber weder Marcus noch Lucas den Matthäus vor sich haben konnten; und wenn doch die Harmonie und Disharmonie dieser drey Evangelisten nur dadurch entstehen konnte, daß der zweite den ersten, und der dritte den ersten und zweiten vor sich hatte: so kann auch das Evangelium Matthäi nicht bloß ihnen unbekannt geblieben, sondern es muß erst nach den ihrigen geschrieben worden seyn.

2. Lucas wollte alles sorgfältig zusammentragen, was er, aus mündlichen oder schriftlichen Nachrichten, von der ganzen Geschichte Jesu glaubwürdig erfahren hatte. Das erklärt er ausdrücklich 1, 3. *). Er kann also weder den Mat-

*) Παρακολουθειν ist: nachgehn, aufsuchen. Die Bedeutung: verstehen, welche Kypke annimmt, ist in den von ihm angeführten Stellen nur ein Nebenbegriff, der hieher gar nicht paßt. Die Bedeutung: prüfen, hat παρακολουθειν wohl nirgends. — Πασιν, allem. Es ist kein Grund vorhanden, dieses bloß auf die schriftlichen

thäus noch den Marcus vor sich gehabt haben; denn sowohl Matthäus allein und Marcus allein, als Matthäus und Marcus zugleich, haben manches, was in seinem Evangelium fehlt. Woraus ließe sich ein geflissentliches Auslassen erklären? Nicht einmal das ist glaublich, daß ihm die Reden Jesu bey diesen Evangelisten, durch die er die von ihm aufgezeichneten hätte ergänzen können, zu viel gewesen wären; noch weit weniger aber läßt sich annehmen, er hätte der Kürze wegen

lichen Erzählungen V. 1., und nicht zugleich auf die mündlichen V. 2. zu beziehen. — Ἀκριβῶς könnte zwar bloß die Sorgfalt um Vollständigkeit ausdrücken: da aber seine Sammlung, nach V. 4., zur Bestätigung der Zuverlässigkeit dienen sollte: so muß ἀκριβῶς hier vielmehr die Sorgfalt um Richtigkeit bezeichnen. — Ἄνωθεν heißt nichts anders, als: von vornen her, vom Anfange an, wie es unter Andern auch Ziegler im N. th. Journ. S. 420. und Paulus im Kommentar verstehn. Die Bedeutung: von neuen, welche Hug S. 97., nach Krebs, annimmt, kommt dem Worte gar nicht zu. In der Stelle Ioseph. A., 1, 18, 3., der einzigen, die Krebs zu Joh. 3, 7. aufgetrieben hat, heißt φιλίαν ἄνωθεν ποιεῖσθαι, Freundschaft, wie ehe-

gen manche Begebenheiten übergehen wollen. Und unglaubwürdig konnten ihm doch wahrhaftig die Nachrichten eines Apostels und des Freundes von einem Apostel, die in edirte, von den Kirchen schon angenommene Evangelien niedergelegt waren, nicht vorkommen.

Hierdurch wird also dem Lucas seine Stelle unter den Evangelisten angewiesen; die nämliche, die ihm Büsching und Ziegler gegeben haben: sein Evangelium ist unter unsern Evangelien das erste.

3. Die Absicht Lucä bey der Abfassung seines Evangeliums war, nach seiner eigenen Angabe, 1, 4., seinem Theophilus eine Bestätigung des mündlichen Unterrichts, den derselbe von dem Leben und den Reden Jesu erhalten hatte, zu verschaffen. Nicht Religionslehren, sondern historische Nachrichten, sind unter den λογοις zu verstehen. Zur Bestätigung der Religionslehren war es nicht nöthig, alles vom Anfang her zusammenzutragen, was von Jesu glaubwürdig bekannt geworden war; aber zur Bestätigung des historischen Unterrichts konnte die Ueber-

Gesch. 1, 1. Wie könnte Lucas sonst von αυτοπταις des λογου sprechen? Auch hat man nicht Ursache, die αυτοπτας und die ὑπηρετας του λογου zu zweierley Personen zu machen. Eben die Augenzeugen waren durch ihre Erzählungen Diener dieser Geschichte.

Daß die Geschichte Jesu zuerst mündlich erzählt wurde, ist keinem Zweifel unterworfen. Und daß sie hauptsächlich den ersten Religionsunterricht ausmachte, den nicht nur die zum Christenthum übergegangenen Juden erhielten, sondern selbst die Heiden, welche anfangs Juden geworden seyn mußten, ehe sie Christen werden konnten, und welche auch nachher noch wenigstens die unterscheidenden Hauptlehren der jüdischen Religion schon für wahr erkannt haben mußten, ergiebt sich zugleich aus den Beispielen des Unterrichts vor ihrer Aufnahme zum Christenthum in der Apostelgeschichte, und liegt auch wohl schon in dem κατηχηθης Luc. 1, 4.*). Es mag also genug seyn, hier auf Herder (B. 3. S. 306 ff.) und Ziegler (S. 430 ff.) zu verweisen.

Natur-

*) Ich weiß zwar wohl, daß Andere diesem κατηχηθης nur den Sinn beilegen: du hast davon gehört, und daher noch zweifeln, ob Theophilus schon ein Christ gewesen sey, als Lucas sein Evangelium für ihn schrieb (s. z. B.

Natürlich waren die Apostel, als Augenzeugen vom Anfang des Lehramtes Jesu an, bey weiten die wichtigsten unter denen, die diesen Unterricht ertheilten; und deßwegen setzten sie auch, bey der Ergänzung ihrer Zahl, fest, daß derjenige, den sie als einen Zeugen der Auferstehung Jesu zuwählen wollten, von der Taufe Jesu an bis zu seiner Himmelfahrt mit ihnen Umgang gehabt haben müsse, Ap. G. 1, 21 f. Nach ihrem Unterrichte bildete sich der Unterricht, den die übrigen Lehrer gaben. In ihrem Unterrichte mußten gewisse Begebenheiten, gewisse Thaten, gewisse Reden Jesu vor andern herausgehoben, und am öftesten erzählt werden. Da die Apostel lang in Jerusalem blieben, und einander bey diesen Belehrungen zuhörten: so mußte daraus (wie schon im 1sten Abschn. bemerkt worden) eine gewisse Gleichförmigkeit, sowohl in der Auswahl als in der Form der Erzählungen, entstehen, wobey ohne Zweifel die angesehensten Apostel (Petrus, Jacobus, Johannes) den Ton angaben. Diese Gleichförmigkeit gieng sehr natürlich auf die Schüler der Apostel

(s. z. B. Michaelis Einl. B. 2. S. 1087.), aber ich

stel über, wenn gleich die Schüler, so wie die Apostel selbst, bey den dazu sich darbietenden Veranlassungen, auch manches Andere außer dem Gewöhnlichsten erzählten, der eine mehr, der andere weniger, der eine mit diesen Worten, der andere mit andern, und so auch der eine das Gewöhnliche mit der gewöhnlichen Kürze, der andere mit größerer Ausführlichkeit, der eine mit diesen Umständen, der andere mit andern. Einen schriftlichen Typus dabey zum Grunde zu legen (welches Herder annimmt), war nicht nur keinesweges nothwendig, sondern es wäre auch gar nicht im Geiste der Zeit und dieser Männer gewesen. Ohne Zweifel gab es auch andere Christen, außer den Aposteln und ihren Schülern, welche von Jesu zu erzählen wußten, und wohl auch manches, was von diesen nicht, oder wenigstens nicht gewöhnlich, erzählt wurde.

Aus Luc. 1, 1. erfahren wir auch, daß manche Christen dergleichen Erzählungen niederschrieben, und zwar so, daß sie das, was sie stückweise gehört hatten, in eine zusammenhängende Geschichte an einander zu reihen versuchten *). Von einem Tadel

*) Dieß ist die Bedeutung der Worte επεχειρησαν ανα-ταξασθαι διηγησιν u. s. w. eine Erzählung in Ordnung

Tadel dieser Versuche ist hier keine Spur, vielmehr macht ihnen Lucas einen ähnlichen Versuch nach, V. 3. So entstunden also mehrere Privatschriften, welche Nachrichten von Jesu enthielten, wohl von der Hand des Schreibers in die Hand des Nachbars, des Freundes, des Bekannten giengen, keinesweges aber edirt, und zu kirchlichen Schriften wurden. Lucas selbst wollte bloß eine solche Privatschrift für seinen Theophilus verfassen, V. 4. Daß alle diese Schriften Einen Titel gehabt haben sollten, und zwar den weitläufigen: Διηγησις περι των πεπληροφορημενων εν ἡμιν πραγματων, καθως παρεδοσαν ἡμιν ὁι απ᾽ αρχης αυτοπται και ὑπηρεται γενομενοι τȣ λογȣ, den alle Verfasser aus einer zum Grunde gelegten schriftlichen Geschichte abgeschrieben hätten, daran ist in der That nicht zu denken, und wenn auch nichts dagegen spräche, als der Mangel des Artikels την vor διηγησιν, den Lucas hier, wo er rein griechisch schreiben wollte, nicht hätte auslassen können *).

Hier-

wie Marsh will (S. 287.), eine schon vorhandene schriftliche Geschichte durch Zusätze, Versetzungen u.

Hiervon werden wir sogleich Gebrauch machen können, nicht nur zur Angabe der Entstehung des Evangeliums Lucä, sondern auch zur Erklärung mancher wörtlichen Uebereinstimmungen in den drey Evangelien.

Es ist Zeit, diesen Evangelien nun näher zu kommen, und zu versuchen, was sich von ihnen mit Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit bestimmen lasse.

Lucas

ist gewiß der erste unter unsern Evangelisten, dem zweiten festen Punkte zufolge.

Gewiß ist auch, nach dem dritten, die Veranlassung zur Verfassung seines Evangeliums. Das Beispiel mehrerer hatte ihn auf den Gedanken gebracht, die ihm bekannt gewordenen Nachrichten von Jesu zusammenzureihen, um seinen Theophilus in dem Glauben an die Geschichte Jesu, die demselben allenfalls in einigen Stücken zweifelhaft seyn mochte, zu befestigen.

Mit

τοις statt ἡμιν (Marsh S. 287.), ist grundlos. Er sagt: sie verfaßten schriftlich, was uns (Christen) mündlich überliefert worden ist.

Mit Gewißheit darf man behaupten, daß mündliche Erzählungen Quellen der seinigen gewesen seyen. Der Umstand, daß sein Evangelium nicht so rein griechisch geschrieben ist, als er es hätte schreiben können, nöthigt uns noch nicht, schriftliche aramäische oder hebräisch griechische Quellen noch dazu anzunehmen, die er ohnehin, wenn er gewollt, in besseres Griechisch hätte übertragen können; er wollte wahrscheinlich die Form des Vortrags beibehalten, an die Theophilus, wie die andern Christen, von dem mündlichen Unterricht her gewöhnt war. Da es ihm aber doch bekannt war, daß schriftliche Aufsätze über sein Thema vorhanden waren: so ist zu vermuthen, daß er auch dergleichen zu lesen bekommen; und dann ist nicht zu zweifeln, daß er von ihnen Gebrauch gemacht habe. Sie können theils in aramäischer, theils in hebräisch griechischer Sprache geschrieben gewesen seyn.

Ueber die Zeit der Abfassung läßt sich nichts bestimmen, als daß das Evangelium vor der Apostelgeschichte geschrieben ist; nichts über den Ort, wo er schrieb. Auch von dem Ort, wo Theophilus sich damals aufhielt, haben wir so wenig sichere Nachrichten, als von Theophilus selbst. Interessant wäre es, den Aufenthalt des Theophilus zu wissen; denn allem Ansehen nach war

es

es der angesehene (κρατιστος) Theophilus, der diese an ihn gerichtete Privatschrift in der Kirche, zu der er gehörte, niederlegte, von welcher aus sie andern mitgetheilt, und dadurch edirt, d. h. zu einer kirchlichen Schrift gemacht wurde. Am besten begründet scheint die Vermuthung, daß Theophilus in Italien gelebt habe, da Lucas, der ihm sonst im Evangelium und in der Apostelgeschichte so manche Orte näher bezeichnet, in der Beschreibung seiner Reise nach Rom (Ap.Gesch. 28,) diese Bezeichnung wegläßt, so wie er nach Sicilien und Italien kommt — nach Hug's Bemerkung S. 94 f.

Lucas wollte seine Erzählung nach der Zeitfolge ordnen; denn er giebt diese öfters ausdrücklich an. Aber er ist darinn nicht sehr sorgfältig, und mehrmals mochte sie ihm nicht genau bekannt seyn; daher oft unbestimmte Zeitangaben, z. B. 5, 12. 17. 6, 1. 6. 8, 22., mitunter auch gar keine, z. B. 9, 1.

Marcus

muß dem zweiten Punkte zufolge, nach Lucas, und, dem ersten zufolge, vor Matthäus geschrieben haben.

ben wir nur eine Sage, welche aber, wie schon im 1sten Abschnitt erinnert worden, durch die entstellenden Zusätze, die sie bekommen hat, an ihrer Glaubwürdigkeit nichts verliert *). Er wollte die Erzählungen zusammenreihen, welche er aus dem Munde seines Freundes Petrus gehört hatte. Auch ist die Nachricht des Irenäus (adv. haer. 3, 1. und beim Eusebius h. e. 5, 8.), daß er es μετα την εξοδον Petri und Pauli, geschrieben habe, nicht unglaublich, und die Erklärung dieser Worte von dem Tode dieser Apostel die wahrscheinlichste **). Es läßt sich dann vermuthen, daß Marcus seinen Bericht nach dem Begehren der Verehrer Petri niedergeschrieben habe, die dessen, was dieser große Lehrer ihnen gesagt hatte, sich mit Sicherheit öfter erinnern wollten. War dem so: so schrieb Marcus ohne Zweifel bald nach Petrus Tode, wo dieses Verlangen bey dessen Schülern am lebendigsten, und seine Vorträge dem Gedächtnisse des Marcus am gegenwärtigsten seyn mußten. Hiernach hätten wir Anlaß, Quelle, Zeit, und Ort dieses Evangeliums zugleich gefunden.

Immerhin mag aber Zeit und Ort und selbst der bestimmte Anlaß uns zweifelhaft bleiben; das Schö-

*) S. Hug S. 48 ff.

**) S. Hug S. 53 f.

Schöpfen aus den Belehrungen Petri kann uns nicht wohl zweifelhaft werden. Und aus diesem erklärt sich vollkommen die Disharmonie sowohl als die Harmonie des Marcus mit Lucas. Marcus nahm in sein Evangelium nichts auf, was er nicht von Petrus gehört hatte; denn er wollte ja nicht, wie Lucas, alles zusammentragen, was er irgendwoher vernommen. Er übergieng aber auch viele Reden Jesu, die Petrus wohl schwerlich in seinem mündlichen Unterricht übergangen hatte. Mit Sicherheit läßt sich die Ursache nicht angeben; aber zu vermuthen ist, daß Petrus sie nicht in einen zusammenhängenden Vortrag einzuweben, sondern nur gelegenheitlich stückweise zu erzählen pflegte; daß daher auch Marcus sie seinen Erzählungen nicht anzureihen wußte; und daß wohl auch die Verehrer Petri nur hauptsächlich die Begebenheiten, die sie aus dem Munde des Apostels gehört, schriftlich zu erhalten wünschten. Dagegen setzte er hinzu, was ihm durch Petrus bekannt geworden, und dem Lucas unbekannt geblieben war. Petri Ausdrücke behielt er, wo er sich ihrer genau erinnern konnte. Die wörtliche Uebereinstimmung mit Lucas in so vielen Stellen kann daher kommen, daß diese Stellen etwas enthielten, was im Unterrichte gewöhnlich, und daher

daß Marcus und Lucas wörtlich harmoniren, wo Matthäus mit ihnen beiden harmonirt, und daß sie dagegen meistens in den Worten disharmoniren, wo sie beide etwas haben, das bei'm Matthäus fehlt.

Indessen ist doch nicht anzunehmen, daß Marcus den Lucas gar nicht benützt habe. An sich ist es schon glaublich, daß er, als ein merklich ungeübter Schriftsteller *), gern von einem solchen Hülfsmittel Gebrauch gemacht haben werde, zumal wo er sich der eigenen Worte Petri nicht mehr bestimmt erinnerte, oder wo Petrus ihm etwas in aramäischer Sprache erzählt hatte; aber es wird fast zur Gewißheit durch den Umstand, daß Marcus und Lucas sehr seltene Ausdrücke mit einander gemein haben, in denen sie nicht zufällig zusammentreffen konnten. Es wäre überflüssig zu wiederholen, was schon im ersten Abschnitte darüber gesagt worden ist; aber Ein Wort, das nur Marcus und Lucas haben, mag hier eine Stelle finden. Beide erzählen (Marc. 12, 42. Luc. 21, 2.), daß

*) Zu einer Probe der Unbehülflichkeit im Ausdruck kann

daß eine arme Wittwe zwey λεπτα in eine der zum Aufnehmen der Beiträge für den Tempel bestimmten Kisten gelegt habe. Marcus setzt hinzu, daß diese 2 λεπτα einen Quadrans ausmachten. Die Juden in Palästina hatten also eine Scheidemünze, welche kleiner war, als die kleinste der Römer (der Quadrans). Die Benennung λεπτα war sicher eine selbstgemachte, nicht etwan eine in irgend einer Provinz schon gewöhnliche; denn sie kommt sonst nirgends vor *). Aber Lucas hat das nämliche Wort auch 12, 59. Was ist also wahrscheinlicher, als daß Marcus das Wort vom Lucas entlehnt habe, das zur Bezeichnung der kleinsten Münze recht gut gewählt war, so gut, daß nicht zu vermuthen ist, Petrus habe das nämliche gebraucht? — Schrieb Marcus in Rom, und war das Evangelium Lucä in Italien, oder gar in Rom selbst, zuerst edirt worden: so ist dadurch desto besser erklärt, wie Marcus mit diesem Evangelium bekannt

*) Nicht einmal im Julius Pollux, 9, 6., auf welchen Schleusner verweißt, denn λεπτα ist da bloß das bekannte Adjectivum. Nur Suidas giebt λεπτον als eine Münze an, unter ταλαντον und χαλκυς: allein Suidas hat wahrscheinlich das Wort aus dem N. T. genommen: es kann auch gar nicht eine so kleine Schei-

bekannt wurde. In der Art, wie er es gebrauchte, liegt auch nichts, was man ihm nicht zutrauen könnte. Er schrieb nicht ängstlich ab, sondern blickte bisweilen hinein, um seine Arbeit sich zu erleichtern. Wo er andere Ausdrücke wählte, dachte er nicht daran, künstliche Variationen zu machen.

Auch Marcus wollte seine Erzählungen nach der Zeitfolge ordnen. Dieß läßt sich schon daraus vermuthen, daß er meistens, und von 10, 13. (Luc. 18, 15.) an durchaus, in eben der Ordnung erzählt, wie Lucas; und gewiß wird es durch seine Sorgfalt in den Zeitbestimmungen (z. B. 1, 29. 32. 35.). Daß er darin noch viel sorgfältiger war, als Lucas, beweisen die genau bestimmten Zeitangaben bey ihm (vergl. z. B. Marc. 4, 35. — 6, 1. mit Luc. 8, 22—40.). Wo er also von Lucas Ordnung abgeht, wollte er wahrscheinlich diese berichtigen.

Matthäus

hat, dem ersten festen Punkte zufolge, gewiß nach Lucas und Marcus geschrieben.

Erhalten konnte er ihre Evangelien sehr leicht, wenn er noch in Jerusalem war, als sie edirt wurden. Gewiß suchten alle auswärtigen christlichen Gemeinden mit Jerusalem so viel möglich in Verbindung zu bleiben, so lang Apostel da ihren

festen Aufenthalt hatten. Wären die Evangelien Marci und Lucä zuerst in Rom edirt worden, und das nicht sehr lang vor dem Ausbruch des jüdischen Krieges, nachdem die Unruhen in Palästina schon eine bedenkliche Höhe erreicht gehabt: so wäre wahrscheinlich dadurch das Verkehr zwischen beiden Städten noch lebhafter, und also die Mittheilung noch leichter geworden *). Aber auch ohne Voraussetzungen läßt sich vermuthen, daß die ersten edirten Evangelien nach Jerusalem an die dasigen Apostel geschickt worden seyen, um von diesen die Genehmigung des kirchlichen Gebrauchs zu erhalten. Matthäus kann aber sehr wohl lang in Jerusalem geblieben seyn, da wir von seinem spätern Leben gar nichts Bestimmtes mit Zuverlässigkeit wissen.

Durch diese Evangelien konnte Matthäus auf die Ueberlegung gebracht werden, wie dienlich solche schriftliche Nachrichten von Jesu seyen **). Schon diese Ueberlegung konnte ihn veranlassen, eine ähnliche Geschichte zu schreiben, zumal wenn er Gründe hatte, manches anders darzustellen, als es in diesen geschehen war. Und so

flissentlicher, als Lucas und Marcus, das große Ideal vom Messias, das den Propheten vorgeschwebt, in Jesu realisirt darzustellen *). Ueberdas wollte er wahrscheinlich auch manches anders ordnen, manches, was er anders wußte, so darstellen, wie er es wußte, und manches, was jene Evangelien nicht hatten, nachtragen. Schenken wir der Nachricht bei'm Eusebius, h. e. 3, 24., die nichts Unglaubliches hat, Glauben: so war er auch im Begriff, Palästina zu verlassen, und wollte den dasigen Juden sein Evangelium hinterlassen. Auch dazu, daß er die Geschichte, die er schreiben wollte, nicht unabhängig von seinen Vorgängern schrieb, sondern diese oft wörtlich benützte, ist die Veranlassung nicht schwer zu finden. Er war ein ungeübter Schriftsteller **): was war also natürlicher, als daß er sich seine Arbeit durch das Mittel erleichterte, das sich von selbst ihm darbot?

*) Hug, S. 9. Herder, B. 3. S. 356 f.

**) Dieß war er unläugbar; so wenig geübt, daß er selbst da, wo er nacherzählt, nicht immer deutlich erzählt. Man vergleiche z. B. Matth. 16, 4 f. mit Marc. 8, 13.,

Die Zeit der Abfassung hängt einzig von der der beiden früheren Evangelien ab, denen Matthäus das seinige wohl bald nachfolgen ließ. Aus Matth. 23, 35. läßt sich nichts schließen *). Etwas mehr Wahrscheinlichkeit hat die Vermuthung, welche Hug S. 14 ff. auf die Erinnerung des Matthäus bey 24, 15. gründet, daß er sein Evangelium zu der Zeit geschrieben habe, da die Römer Galiläa schon inne hatten, und sich zur Eroberung Judäa's anschickten.

Für den Ort ist Jerusalem ohnehin schon allgemein angenommen.

Auch Matthäus stellte seine Erzählungen nach der Zeitfolge zusammen **). Das erhellet aus

so

Zu voreilig und mit zu wenig Rücksicht auf seine Ungeübtheit, glaubte ich ehehin, aus dem Mangel der gehörigen Form im Erzählen vermuthen zu dürfen, daß Matthäus sein Evangelium vor den andern geschrieben habe, De conjecturae vsu in crisi N. T. Alt. 1795. p. 16 f. n. — Durch die Ungeübtheit des Matthäus heben sich auch die Griesbach'ischen Einwendungen in den Comm. th. vol. I. p. 402., und die Eichhorn'ischen in s. Biblioth. B. 5. S. 767. 770.

so manchen genauen Zeitangaben (z. B. 8, 1. 9, 9. 18. 27.) und aus der Unterscheidung bestimmter und unbestimmter Zeitpunkte (z. B. 12, 1. vergl. mit 9.); und es bestätiget sich durch die Bemerkung, daß er von 20, 29. an mit Lucas (18, 35.) und schon von 14, 1. an mit Marcus (6, 14.) völlig gleiche Ordnung hält. Es ist also nicht anzunehmen, daß er die chronologische Ordnung um irgend eines andern Zweckes willen unterbrochen habe. Wahrscheinlich hat man das auch nur angenommen, um sich seine Abweichungen von der Ordnung der beiden andern Evangelisten zu erklären. Aber warum sollte er von dieser nicht vielmehr darum abgewichen seyn, weil er sie berichtigen wollte? Er war ja von vielen Begebenheiten, die er in seine Geschichte aufnahm, Augenzeuge *). — Es zeigt sich also hierin bey ihm

 eine

*) Hieraus ergiebt sich auch wohl für denjenigen, der die Erzählungen der drey Evangelien chronologisch ordnen will, die Regel, hauptsächlich dem Matthäus zu folgen, zumal in dem, was er von seiner Berufung an (9, 9.) erzählt. Bey dem, was früher geschehen war, kann man nicht wissen, ob er überall Augenzeuge gewesen, ob er gleich auch da schon öfters um Jesum gewesen seyn kann, wie Petrus (s. Joh. 1, 42 f.). Möglich bleibt es indessen, daß auch bey den spätern

eine Freiheit in dem Gebrauche der andern Evangelien.

Eine andere Freiheit zeigt sich darin, daß er manches ausläßt, was er in ihnen fand. Die Gründe dieses Verfahrens lassen sich nur muthmaßlich angeben. Er wollte wohl nichts niederschreiben, wovon er nicht entweder persönlich Zeuge gewesen, oder was in das mündliche κηρυγμα der Apostel zu Jerusalem nicht aufgenommen worden war. Daß alle von ihm nicht nacherzählten Abschnitte in seinen Exemplaren der beiden andern Evangelien gefehlt hätten, läßt sich gar nicht vermuthen.

Mit eben dieser Freiheit änderte er Umstände, um sie so zu erzählen, wie sie ihm bekannt waren, und setzte hinzu, was er für zweckmäßig hielt — wie Marcus auch gethan hatte. —

aus den unbestimmten Zeitangaben in seiner Geschichte. — Nur darf der Ordner nie versäumen, den Johannes zu Rathe zu ziehen, und dessen Bestimmungen vor allem zu folgen. Daß dieser mehr Sorgfalt, als die übrigen, auf die Zeitordnung gewandt, erhellt schon

te. — Einleuchtend ist es, wie viel hierdurch die evangelische Geschichte an Glaubwürdigkeit gewinnt. „Hier ist ein allgemeiner Wetteifer nach „Richtigkeit, Genauigkeit und Wahrheit; hier sind „keine Rücksichten, keine Furcht zu widersprechen, „keine Schonung, viel weniger ein Einverständniß. „Es ist geradezu der andere der Kritiker des er„sten, der dritte des andern *)." „Quisque eorum „eodem prorsus modo rem narrat, quo ipse pri„mum de ea certior factus et ad credendam eam „perductus fuerat **)." Ihre Enantiophanieen, und selbst ihre nicht vereinbaren Abweichungen bestätigen ihre historische Treue; und versichern uns zugleich, daß die Jünger Jesu ihre mündlichen Belehrungen von seinen Begebenheiten, Thaten, und Reden mit gleicher Wahrheitsliebe gegeben haben.

Auch die wörtlichen Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten lassen sich sehr wohl, bey dem Gebrauche des Lucas und Marcus von Matthäus, erklären; und wir wollen dabey den oben

 schon

*) Hug, S. 165.

**) Griesbach, Progr. de fontibus, vnde Ev. suas de resurr. Dom. narrationes hauser. Ien. 1783. p. 4. Offenbar gilt das von der ganzen evangelischen Geschichte.

schon beigebrachten Bemerkungen von Marsh folgen *).

In den gemeinschaftlichen Erzählungen harmonirt Matthäus da, wo beide harmoniren, mit beiden. Dieß bedarf am wenigsten einer Erklärung, da schon festgesetzt ist, daß er von beiden Gebrauch machte. Doch kann auch noch hierbey bemerkt werden, daß diese gemeinschaftlichen harmonischen Erzählungen in dem mündlichen κηρυγμα gewöhnlich, und eben dadurch mit ziemlicher Gleichförmigkeit, mitgetheilt werden mochten, so daß Matthäus die nämlichen Ausdrücke, welche Lucas und Marcus brauchten, im Gedächtniß haben konnte. — Wenn Marcus vom Lucas in den Worten abweicht, so pflegt Matthäus die Worte des Marcus zu behalten. Daraus läßt sich schließen, daß er hauptsächlich dem Marcus gefolgt sey; und das kann er deßwegen gethan haben, weil Marcus gewöhnlich die Worte Petri behielt. Darum nimmt er auch da die Ausdrücke des Marcus, wo dieser etwas einschaltet, was bei'm Lucas fehlt.

Aber

*) Man vergleiche damit Marsh S. 250 ff., und man wird finden, daß alle die Einwendungen gehoben sind, die

Aber nur da bedient er sich der Worte des Marcus, wenn sich bey diesem die Erzählungen in der nämlichen Ordnung folgen, wie bey ihm. Hingegen hat er immer andere Ausdrücke, wo er von der Ordnung des Marcus abweicht. Sehr natürlich, da wir bey seinem Gebrauche der beiden Evangelien nicht an einen solchen Gebrauch denken dürfen, wie ihn ein geübter Schriftsteller unserer Tage machen würde, nicht an ein mühsames rückwärts und vorwärts Blättern.

So wenig Matthäus dem Lucas folgt, wo Marcus die nämliche Sache mit andern Worten erzählt: so genau hält er sich da an die Ausdrücke des Lucas, wo dessen Erzählungen bei'm Marcus fehlen. Im Allgemeinen erklärt sich das leicht, wenn wir bedenken, daß Matthäus ein ungeübter Schriftsteller ist, der immer gern einem Vorgänger nachgeht, wenn es ihm nur nicht zu große Mühe macht. Aber bisweilen scheint ihm das Mühe gemacht zu haben: er hat auch da Worte vom Lucas, wo Lucas eine ganz andere Ordnung im Erzählen beobachtet, als er; auch da, wo bey ihm Reden Jesu in Einem Zusammenhang fortlaufen, die bei'm Lucas in mehrere Stellen vertheilt sind. Wenn es ihm nun zu mühsam war, den Marcus nachzuschlagen, wo er von dessen Ordnung

nung

nung abgieng: warum scheute er bei'm Lucas diese Mühe nicht? Die Lösung dieser Schwierigkeit ist: die Mühe war nicht so groß, als sie scheint. Am zerstreutesten sind bei'm Lucas die gleichförmigen Stellen des Matthäus in der sogenannten Bergpredigt *). Aber diese Worte Jesu waren wohl sehr häufig in dem Munde der Jünger, und wurden also auch sehr gleichförmig erzählt. Er konnte also öfters mit Lucas zusammentreffen, ohne diesen nachgelesen zu haben. Es konnten sich aber auch bey dem Lesen des Lucas Worte desselben seinem Gedächtnisse so tief eingedrückt haben, daß sie ihm, ohne Nachsuchen, bei'm Schreiben gegenwärtig waren. An der Güte seines Gedächtnisses haben wir, bey so manchem, was er zu den beiden andern Evangelisten hinzufügt, keine Ursache zu zweifeln. Ueberdas geht er doch auch zuweilen von den Worten des Lucas ab; vergl. Matth. 6, 26. 28. vom Anf., 31. mit Luc. 12, 24. 26. 29. In den übrigen gleichförmigen Stellen außer dieser Bergpredigt durfte er nicht rückwärts suchen, sondern nur vorwärts im Lucas nachsehen. Der einzige Abschnitt, der eine Ausnahme macht, machte doch kein weites Zurück-

dann wieder 11,2—19. Luc. 7, 19—35.*): aber dieser Zwischenraum war doch so groß nicht, daß ihm die Stelle, die er wohl schon zuvor sich bemerkt hatte, um sie nachzuholen, nicht leicht hätte in das Gesicht fallen können. Bey allen folgenden gleichlautenden Stellen durfte er nur immer vorwärts dem Lucas nachgehn.

Freilich setzt diese Entstehung des Evangeliums Matthäi voraus, daß er es griechisch, nicht aramäisch, geschrieben habe; und diese Voraussetzung widerspricht der Behauptung der meisten Forscher, die in dieser Abhandlung genannt worden sind: aber warum sollten wir nicht zu ihr berechtigt seyn? Möglich ist es unstreitig, daß ein Galiläischer Zolleinnehmer griechisch genug verstund, um mit Hülfe zweier griechischen Schriften seine kunstlose Geschichte in verständlichem Hebräisch-Griechisch zu schreiben, wenn man auch diese Möglichkeit bey andern Aposteln bezweifeln wollte. Aber nicht einmal zu diesem Zweifel hat man hinlänglichen Grund; sie können alle, selbst in Palästina, bey ihrem mündlichen Unterrichte öfters der griechischen Sprache sich bedient haben**).

Auch

*) Bey Marsh S. 229 ff.

Auch streiten für die Abfassung des Evangeliums in dieser Sprache (nach der treffenden Bemerkung des Hrn. Herausg. B. 4. S. 437. N.) Gründe, die noch nicht widerlegt sind, und zu denen die von Hug (S. 40 ff.) hinzu gethan werden können, so wie die Bemerkung desselben (S. 37.), daß er sein Evangelium, wenn er durch dasselbe für alle Christen in Palästina sorgen wollte*), in der Sprache schreiben mußte, die den hebräisch und den griechisch redenden Inwohnern und Angesessenen gleich verständlich war.

Aber freilich steht diesen Gründen die alte Tradition, daß Matthäus sein Evangelium hebräisch (aramäisch) geschrieben habe, entgegen, diese Tradition, der selbst Origenes (nach Eusebius, h. e. 6, 25.) folgte. — Aber hat denn auch diese Tradition so viel Gewicht, um alle Gründe für die griechische Ursprache des Evangeliums Matthäi niederzuschlagen? — Wir kennen ja ihre Quelle. Papias ist es, von dem sie, nach dem Eusebius (h. e. 3, 39.), herrührt; und wer kennt nicht diesen leichtgläubigen Papias, dem man in so manchem andern, was er erzählt, und was man ihm

Und sollten wir nicht errathen können, woher dieser Mann seine Nachricht habe? Die Nazarener, und die Ebjoniten, die in der Folge von ihnen unterschieden wurden, hatten ein aramäisches Evangelium der Apostel, oder, nach der gemeinsten Meinung, des Matthäus, ein Evangelium, das sie für das Evangelium des Matthäus ausgaben *). Wer kann zweifeln, daß Papias, der so begierig nach mündlichen Erzählungen haschte, und so willig ihnen glaubte, auch das gehört, mit der Versicherung, dieß sey das Original des Matthäus, gehört, und — geglaubt habe **)? Und wenn er das glaubte, für was sonst konnte er das griechische Evangelium Matthäi halten, als für eine Uebersetzung des aramäischen Originals? Nur den Uebersetzer konnte er freilich nicht angeben: und da ihn die Frage nach diesem in Verlegenheit setzen mochte; so half er sich damit, daß er sagte, es habe ihn eben jeder, so gut er gekonnt, übersetzt (Euseb. h. e. 3, 39.). Da er aber doch

) S. die Stellen in Fabric. cod. apocr. N. T. p. 340. 346. 364*. vergl. mit 366*. 368. 368*. 369. und vergleiche Ziegler S. 455 ff.

**) So urtheilt auch Hug S. 21. Storr räth sogar auf Aristion und den Presbyter Johannes, als auf die aus

doch nicht wohl mehrere griechische Evangelien Matthäi behaupten konnte: so sollte das nichts anders heißen, als: quis postea in graecum transtulerit, non satis certum est (Hieronym. in catal. script. eccl.).

Was war nun aber dieses angebliche aramäische Original des Matthäus? — Es war eine Uebersetzung des wirklichen griechischen Originals; eine Uebersetzung, die Aenderungen und Zusätze in Menge bekam, wahrscheinlich in einer Abschrift mehr, in einer andern weniger, bis endlich aus mehrern Abschriften mehrere in Eine Abschrift zusammen flossen. Wenn es richtig ist, was Stroth (im 1sten Th. des Eichhorn'ischen Repertoriums) so wahrscheinlich gemacht hat, daß Justin der Märtyrer aus keinem andern Evangelium, als aus dem der Hebräer, citirt: so bestätigen die von ihm (S. 44 ff.) ausgehobenen Stellen hinlänglich, daß die eigentliche Grundlage dieses Evangeliums eine Uebersetzung des Matthäus gewesen sey. Und wie die Christen in Palästina zu so vielen Zusätzen kamen, das läßt sich nicht klärer machen, als es dieser scharfsinnige Gelehrte (S. 9 f.) gemacht hat. „Es wurden überall Stücke und Stellen aus andern Evangelien" [aus Privatschriften] „so wie

„des Aufenthalts Christi und der Apostel in Pa„lästina, in diesem Lande häufiger seyn mußten, „als in irgend einem andern —. Hieraus folgt „nicht, daß die Apostel die Dinge gerade so er„zählt, wie sie hernach in diesem Evangelio ge„standen, sondern ein jeder schrieb diese Erzählun„gen so bey, wie er sie behalten hatte, und nach „seiner Vorstellungs-Art auszudrücken wußte."

Vogel.

II.

Handbuch der christlichen Dogmengeschichte, von Wilhelm Münscher, Consistorialrath, Doct. und Prof. der Theologie zu Marburg. Dritter Band. Marburg, 1802. In der neuen akademischen Buchhandlung.

Der vorliegende Band dieses schätzbaren Werkes umfaßt die Hälfte der Geschichte der Dogmen in der zweiten Periode, welche vom Anfange der Arianischen Streitigkeiten bis zum Tode Gregors des Großen, oder vom J. 320. bis 604. fortläuft. Die erste Abtheilung liefert die allgemeine Geschichte der Dogmatik in diesem Zeitraum S. 1—230. In der zweiten Abtheilung wird sodann die Geschichte der einzelnen Dogmen erzählt, und

zwar im ersten Abschnitt die Geschichte der Beweise für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums S. 231—276., im zweiten die Geschichte der Lehre von Gott, seinen Eigenschaften und Werken S. 277—368., im dritten die Geschichte der Trinitätslehre S. 369—558. Da der Plan und die Einrichtung des Werkes schon aus der Anzeige der ersten Theile hinlänglich bekannt ist; so wäre es unnöthig, dabey zu verweilen. Wir begnügen uns daher mit der Versicherung, daß dieser Band, sowohl was die Genauigkeit der Erzählung selbst, als was die gute Darstellungsgabe betrift, den früher erschienenen Theilen auf keine Weise nachsteht. Hier und da hätte freilich der Vortrag etwas gedrängter seyn können. So wird in der ersten Abtheilung zu den Momenten, welche Einfluß auf die Bildung der Dogmatik hatten, mit Recht auch die Verfassung der Kirche gerechnet. Aber, wie uns dünkt, hätten nur die Resultate davon hier angegeben, und das Ausführlichere einem andern Haupttheil der Kirchengeschichte überlassen werden dürfen. Eben so hätte sich der Hr. Verf. in der Erzählung der Geschichte des Canons, welche hier keine neuen Aufklärungen erhalten hat,

Von den einzelnen Stellen, bey welchen etwas zu erinnern seyn dürfte, wollen wir zum Beweise unsrer Achtung gegen den Hrn. Verf. und gegen sein Werk doch noch einige auszeichnen. §. 29. wird, nachdem der Hr. Verf. die überspannten Begriffe des Zeitalters von der Inspiration beigebracht hatte, eigentlich nur Theodor von Mopsueste als derjenige ausgehoben, der sich von der gewöhnlichen Meinung entfernt habe. Aber es ist gewiß, daß mehrere Kirchenväter, unter diesen selbst solche, welche zuweilen die übertriebenste Vorstellung von der Eingebung machen, an andern Stellen viel laxere Grundsätze äußern, so daß man ganz klar sieht, daß die guten Väter keine bestimmten Begriffe von der Theopneustie hatten. Außer der auch vom Hrn. Verf. selbst S. 107. angezogenen Stelle aus dem Augustin (die in ihrem Zusammenhange noch mehr sagt, als sie in der unvollständigen Anführung des Hrn. Verfs zu sagen scheint) gehört hieher, z. B. die Aeußerung des Chrysostomus bey Apostgesch. 23, 6. (opp. T. VIII. p. 362. ed. Montfaucon): Παλιν ανθρωπινως διαλεγεται (Paulus), και ου πανταχου της χαριτος απολαυει, αλλα και παρ᾽ εαυτου τι συγχωρειται εισφερειν. Und wenn Hieronymus in

agit; so konnte er doch nicht den strengen Inspirationsbegriff vor Augen haben. Bey manchen Kirchenlehrern, z. B. bei'm Junilius, ist es auch aus der Art der Beweisführung für die Inspiration klar, daß sie Göttlichkeit der Lehre, und Eingebung der heil. Bücher nicht gehörig von einander unterschieden. — Bey dem, was §. 47. von der Vorbereitung der Lehrer zu ihrem Amte gesagt wird, wäre die Bemerkung wohl nicht überflüssig gewesen, daß in dieser Periode mehrere der angesehensten Bischöffe vorher Mönche gewesen waren, und den Mönchsgeist eingesogen hatten. — Wenn es S. 209. von Augustin gerühmt wird, daß er die Sätze, welche er als wahr aufgefaßt hatte, mit großer Consequenz festgehalten, und nicht vor den bedenklichen Folgen gebebt habe, vor welchen schwächere Seelen zittern würden; so hätte doch dieses Lob einer mehrfachen Einschränkung bedurft. Die mit logischer Richtigkeit aus manchen seiner Behauptungen hervorgehenden Folgen waren von der Art, daß nicht etwa nur schwache Seelen davor erbebten, sondern, daß der gesunde Verstand und die vorurtheilsfreie Vernunft selbst dadurch empört wurden. — §. 39. S. 377. würde die Darstellung dessen, was die Meinung des Arius ei-

dieser Name mit Sohn Gottes gleichbedeutend seyn sollte, sich von den ältern Vätern gänzlich entfernte, indem er ihn von dem eigentlich sogenannten Logos in Gott wesentlich verschieden gedacht wissen wollte. S. 378. fehlt in der Bestimmung der Meinung des Bischofs Alexander ein Hauptpunkt, daß er nämlich die Hypostase des Sohns nicht in dem Vater, sondern außer dem Vater existirend dachte. Dieß erhellt ganz klar aus seinem Briefe an den konstantinopolitanischen Alexander bei'm Theodor l. 4., wo er nach Anführung der Worte Christi Joh. 10, 30. hinzu setzt: ου τας τῃ υποςασει δύο φυσεις μιαν ειναι σαφηνιζων. Auch ist es nicht richtig, wenn S. 378. und S. 431. gesagt wird, daß Alexander die Zeugung des Sohns nicht aus dem Willen des Vaters abgeleitet, sondern eine in der Natur Gottes nothwendig gegründete Zeugung (wie Athanasius) angenommen habe. Aus seinem Ausdruck von Christo φυσει του πατρος υιος τυγχανων folgt das gar nicht, und mehrere seiner Aeußerungen führen auf das Gegentheil. S. 379. nimmt der Hr. Verf. (mit Semler u. a.) an, daß Alexander mit der vom Sohne gebrauchten Redensart φυσις μεσιτευουσα eine geringere Würde des Sohns im Verhältniß zum Vater habe bezeichnen wollen, und also der Vorstellung des Arius näher gewesen sey, als er selbst geglaubt hätte. Aber nach dem

ganzen Zusammenhange will Alexander mit jenem Ausdruck nichts weiter ausdrücken, als daß der Sohn weder ungezeugt, noch erschaffen sey. — Was der Hr. Verf. S. 391 f. sehr richtig von der Bedeutung des Worts ομοουσιος in der Nicänischen Formel sagt, hätte noch aus den ältesten lateinischen Uebersetzungen eine schöne Bestätigung erhalten können. Zu viel ist es aber schon, wenn S. 395. behauptet wird: der ganze Sinn und Zweck der Nicänischen Glaubensformel gehe darauf hinaus, dem Sohne völlige Gleichheit mit dem Vater zuzueignen. Zunächst wollte man nur im Widerspruch gegen den Arianismus den Ursprung des Sohns aus dem Wesen des Vaters sicher stellen. Dabey waren aber die positiven Bestimmungen der Nicänischen Synode so unbestimmt und weitschichtig, daß sich die verschiedensten Begriffe hinein legen ließen. Eben diese Unbestimmtheit diente dann dem Athanasius dazu, seine Meinung den Worten unterzulegen, und diese der Synode, als die allein richtige, unterzuschieben. — S. 446. wundert sich Hr. M. darüber, wie selbst Athanasius es habe wagen mögen, die Ewigkeit des Sohns damit zu erweisen, daß es ja ungereimt seyn würde, zu sagen, daß Gott jemals oh-

ders, als der selbstständige Logos, die selbstständige Weisheit Gottes. Gegen den Sabellianismus verwahrte er sich hinlänglich dadurch, daß er ausdrücklich erklärte, wie dieser Logos nicht als bloße Eigenschaft, sondern als etwas für sich bestehendes gedacht werden müsse. Damit nahm er nun freilich etwas an, wovon die Vernunft sich gar keinen Begriff zu machen im Stande ist, aber er wollte lieber einen ganz unbegreiflichen Punkt annehmen, als sich in die groben Widersprüche der andern Parteien, mit deren Meinung die seinige im Streit lag, verwickeln. Aber sowohl aus der angegebenen Stelle, als aus einigen andern Aeußerungen des Hrn. Verfs, z. B. S. 468., wo er meint, daß die Homousianer von den Athanasianern nur in Worten, nicht in der Sache selbst verschieden gewesen wären, S. 431. 523. 545., wo behauptet wird, daß auch Athanasius noch nicht an numerische Einheit des göttlichen Wesens, sondern nur an die vollkommenste Gleichartigkeit des Wesens gedacht, und Augustin zuerst auf numerische Einheit gedrungen habe, aus diesen und andern Aeußerungen ist es dem Rec. klar geworden, daß der Hr. Verf. die subtile Theorie

Sohnes mit dem Vater denken. und zwischen seinem und dem System der Homousianer war noch eine weite Kluft befestiget. Dabey behält es übrigens seine Richtigkeit, daß nicht wenige von der Partey des Athanasius, als Hilarius von Poitiers, seine Vorstellung selbst nicht vollständig gefaßt hatten, und daß Athanasius schlau genug war, dieß nicht immer zu rügen. Er war für's erste zufrieden, wenn nur sein ομοουσιος allgemein angenommen wurde. Hatte man sich nur erst das Wort allgemein als Norm der Orthodoxie aufzwingen lassen, so mußte man sich bald auch den Begriff, den er hineingelegt hatte, gefallen lassen. — Zu unbestimmt ist es, wenn S. 404. behauptet wird, daß die bekannten Antiochenischen Formeln vom Jahr 341. 344. einen Weg zur Vereinigung der streitenden Theile hätten bahnen sollen. Allerdings wollten die Orientalen dadurch die Occidentalen, wo möglich, von der Anhänglichkeit an Athanasius abziehen, und sie waren bereit, wenn dieser Zweck zu erreichen stand, den Arianismus sinken zu lassen. Aber da sie gewisse, mit Athanasii Meinung im offenbarsten Widerspruche stehende Sätze, wie die Zeugung des Sohnes nach dem Willen des Vaters und die völlige Subordination desselben aufs feierlichste zu behaupten fortfuhren; so kann an die Absicht, sich dem Athanasius anzunähern, gar nicht gedacht werden.

den. — S. 437. wird bemerkt, daß Ambrosius, um aus der Verlegenheit, welche den Orthodoxen die Stelle Marc. 13, 32. machte, herauszukommen, die Worte ουδε ο υιος für ein Einschiebsel erklärt habe. Um dem guten KV. nicht Unrecht zu thun, hätte doch hinzugefügt werden müssen, daß er sich dabey auf griechische Codices, welche die Worte ausließen, berief. (De fide V, 16. p. 586. opp. Tom. I. ed. Ben. Veteres non habent codices graeci, quia nec filius scit.) Es ist auch gar nicht unglaublich, daß einige Abschreiber diese den Orthodoxen so lästigen Worte ausgelassen haben mögen. Das veteres codices darf man bei'm Ambrosius so genau nicht nehmen. Uebrigens ist es nach äußern und innern Gründen unwidersprechlich gewiß, daß jene Worte ουδε ο υιος ächt sind, wenn gleich noch ganz neuerlich Hr. Dr. Tittmann (opusc. theol. p. 510—12.) sie gern unter die in den Text eingeschobenen Glossen verweisen wollte.

Der Fortsetzung und möglichst baldigen Vollendung dieses Werks sehen wir mit Verlangen entgegen.

— i —

III.

Lehrbuch der christlichen Moral, zu akademischen Vorlesungen von D. Paul Joachim Siegmund Vogel, Prof. der Theol. zu Altdorf. Nürnberg und Altdorf, bey Monath und Kußler. 1803. XXIV und 456 S. in 8.

Der Hr. Verf. erklärt in der Vorrede, seine Hauptabsicht bey diesem Lehrbuche sey gewesen, philosophische Begründung der Moral überhaupt, und ihrer streitigen Lehren insbesondere, oder Zurückführung derselben auf die ursprünglichen Aussprüche des gemeinen Menschenverstandes, als die einzig sicheren Leitsterne in der Moral, die den populären Sittenlehrer vor den Verirrungen des Systematikers zu verwahren pflegten, und die daher auch von dem letzteren beachtet und anerkannt werden müßten, indem allein der Glaube an den Menschenverstand und dessen Alleinherrschaft an den Gränzen des menschlichen Wissens, das Christenthum gegen die Kantische, so wie die

her, daß er zwar eine systematische Behandlung der christlichen Moral, und den Erweis ihrer Uebereinstimmung mit der theologischen Vernunftmoral beabsichtigt, aber theils, nach Jacobi, ein Begnadigungsrecht in derselben anerkannt, theils in der Ausführung der einzelnen Lehren sich weniger einer gleichmäßigen Fülle und Vollständigkeit, als der Erörterung des Schwierigen und Streitigen, und einer genauen Bestimmung der Begriffe beflеißiget, auch in Ansehung der biblischen Beweise sich bloß auf entscheidende Stellen eingeschränkt, übrigens manches der alten Orthodoxie angehörige, ohne Heucheley in Schutz genommen habe.

Nach dieser Erklärung ist nun schon zu erwarten, daß der Hr. Verf., der übrigens reine Grundsätze, mit ausdrücklicher Mißbilligung der gemischten (S. 61.), vorzieht und befolgt, weit eher dem Systeme, als dem göttlichen Ansehen der christlichen Sittenlehre etwas zu vergeben geneigt seyn werde: und dieß ist gar sehr zu billigen, besonders wo der Unterricht zur Bildung praktischer Religionslehrer bestimmt ist. Es läßt sich nicht absehen, was aus der öffentlichen moralischen Cultur werden solle, wenn der dazu unentbehrliche Glaube an das göttliche Ansehen der

auf reine Grundsätze sich auf irgend eine Art mit der Behauptung ihres Ansehens müsse vereinigen lassen, ist wegen der Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Sache schon im voraus zu erwarten. Die Schwierigkeiten dieser Vereinigung hat nun der Hr. Verf. auf eine ganz eigne Art aus dem Wege zu räumen gesucht; jedoch ganz so, wie es sich nach seinen Aeußerungen über die Nothwendigkeit einer partiellen Verlassung und Beibehaltung der Principien der kritischen Philosophie, (im 13ten Bande dieses Journals S. 128 ff.) erwarten ließ. Er macht diese Principien, denen er in einiger Entfernung selbst folgt, überall von einem Nöthigungsgefühle, nämlich dem gemeinen Gefühle der Wahrheit und Falschheit bey theoretischen, und der Verbindlichkeit und Nichtverbindlichkeit bey praktischen Vorstellungen (S. 97. Anm.), abhängig, und suspendirt dadurch ihre Gültigkeit in allen den Fällen, in welchen die Anwendung derselben den Aussprüchen des gemeinen Verstandes und den Lehren des Christenthums zu widersprechen scheint. So ist nun ein neues, von allen vorhergehenden in vielem Betracht abweichendes Lehrbuch entstanden, welches sich durch ruhige und

eindringenden Erörterungen einzelner Punkte, die Aufmerksamkeit und den Dank des Publikums verdient. Allein so gerechte Ansprüche der Hr. Verf. auch auf diesen Dank hat, und so viele seiner Leser auch auf dem von ihm gezeigten Wege schon hinlängliche Beruhigung finden möchten, so bleibt doch die Frage übrig: ob die Art, wie er die vorhin gedachten beiden Zwecke zu vereinigen sucht, die einzig mögliche und richtige sey? Recensent hat sich davon nicht überzeugen können. Eines theils glaubt er, daß man eine Wissenschaft nicht ohne Widerspruch mit sich selbst auf Gefühle gründen könne, da ja die Wissenschaft nichts anders seyn soll, als Erklärung der bloß gefühlten Wahrheit; daher sie mit Begriffen anfängt und endet, und sogleich eine Lücke erhält, wo die Begriffe ihr abgehen und bloße Gefühle übrig bleiben. Nur als provisorische Maaßregel, und in sofern man auf Wissenschaft noch Verzicht leistet, kann ein solches Verfahren gelten. Dann aber dünkt Rec., als habe das Interesse, welches der Hr. Verf. an einer solchen Begründung der Moral, und an einer partiellen Abweichung von den Grundsätzen der Vernunftkritik nahm, ihm diese Grundsätze selbst in etwas verdunkelt, und ihn überhaupt weiter geführt, als ihm, nach anerkannter unbe-

konnte. Rec. wird daher bey seiner Anzeige auf diesen Punkt besondere Rücksicht nehmen.

Die Einleitung, welche mit einer zweckmäßigen Uebersicht der Geschichte der christlichen Moral sich endigt, erklärt zu Anfange die Begriffe der reinen, ingleichen der theologischen, als auf jene sich gründenden, Vernunftmoral, und dann der christlichen. Die reine ist nach dem Hrn. Verf. das System der unbedingten Gesetzgebung der Vernunft für die inneren, und durch diese für die äußeren Handlungen aller vernünftig-sinnlichen Wesen überhaupt, und der Menschen insbesondere; die theologische eine Darstellung eben dieser Gesetzgebung, als einer göttlichen, durch welche die kräftigeren Antriebe, die der reinen Moral abgehen, gewonnen werden; die christliche Moral aber der Inbegriff der durch Jesum gegebenen Gebote Gottes. Die Verbindung der letzteren mit der Vernunftmoral wird (S. 11.) nicht nur zur Vertheidigung der Sittenlehre Jesu, sondern auch zur kritischen Sichtung der apostolischen Zuthaten für nothwendig erklärt, da bey diesen sich eine Unfehlbarkeit nicht voraussetzen lasse. Sodann folgt eine genauere Beurtheilung der christlichen Sittenlehre. Es werden die Schwierigkeiten derselben, ihr Unterscheidendes, und ihr Werth, dieser zuerst verthei-

vertheidigungsweise, und dann durch Darlegung ihres Geistes sowohl, als ihrer Vorzüge vor der jüdischen und jeder andern Moral, kurz und treffend angegeben. Den Beschluß dieses ersteren Abschnittes macht eine systematische Eintheilung der Moral, nach welcher nicht nur die allgemeine Moral von der menschlichen Tugendlehre geschieden, sondern auch die letztere wiederum, mit Absonderung der, als Propädevtik, vorauszuschickenden anthropologischen Vorkenntnisse, in die allgemeine und specielle zergliedert wird; eine Abtheilung, die sich im Ganzen durch Genauigkeit auszeichnet.

Die allgemeine Moral (S. 45—90.), welche eine genauere Anzeige und Beurtheilung besonders nöthig macht, erörtert theils die Principien der unbedingten Gesetzgebung der Vernunft, theils die Bedingungen von der Möglichkeit der Moralität vernünftig-sinnlicher Wesen, oder die Willensfreiheit und das höchste Gut; da denn jedesmal die philosophische Darlegung vorausgeht, und sodann die Uebereinstimmung des N. T. besonders gezeigt wird. In der Principien-Lehre

ne die hier gewöhnliche Umständlichkeit, indem alles dem Nöthigungsgefühle, als der höchsten Instanz und der bereitesten Hülfe im Gebiete der Vernunftwahrheiten, unterworfen wird, gehandelt. Zufolge dieses Gefühls giebt es eine unbedingte Gesetzgebung der Vernunft, deren Daseyn schon aus einem einigen Gebote (z. B. du sollst kein Depositum unterschlagen,) mit Ueberzeugung erkannt wird, die man aber, nach eben diesem Gefühle, auch sogleich für eine göttliche erkennen muß. Das eigentliche Gesetzgebungsprincip muß nun, da die Zwecke der Gottheit erst aus dem Sittengesetze erkennbar sind, in der Vernunft selbst liegen, mithin ein formales Princip seyn, und in der Allgemeinheit der Handlungsweise bestehen; es muß also das Kantische seyn. Da aber dieses bey den bisher vergeblichen Versuchen, die allgemeingültige Handlungsweise auf eine zur sicheren Anwendung hinreichende Art zu bestimmen, nicht geltend gemacht werden kann; indem hierzu nöthig seyn würde, diese Handlungsweise für jeden Fall der Erfahrung als einzig und ausschließend der Allgemeinheit fähig, jedoch ohne Voraussetzung eines gewissen Zweckes, zu

welche die allgemeine Regel des Handelns bestimmt,] dienen können; welche aber aus dem eben gedachten Grunde auch hier allein nicht hinreichen. Die Tauglichkeit einer Maxime zum allgemeinen Naturgesetz kann über die Sittlichkeit derselben noch nicht entscheiden. Dieß vermag nur das hinzu kommende Nöthigungsgefühl; indem ja die Maximen des Selbstmörders, des Lügners, des Trägen und des Lieblosen, (S. 49. n. 2.) wenn nicht schon irgend ein Zweck vorausgesetzt wird, unter gewissen Einschränkungen, ohne sich selbst aufzuheben, allgemeine Naturgesetze werden könnten, mithin nicht nach jenen Formeln, sondern nur nach diesem Gefühle für unsittlich erkannt werden.

Hier sieht Rec. erstens nicht ein, wozu die Unterscheidung des Gesetzgebungs- und Erkennungsprincips dienen solle, die ihm hier keinen Sinn zu haben scheint. Denn das Gesetzgebungsprincip muß ja auch Erkennungsprincip seyn, sobald es, wie hier vorausgesetzt werden muß, von dem principio essendi (der gesetzgebenden Vernunft selbst) verschieden seyn soll. Zwar läßt sich ein

nicht constitutiv sey. Aber ein solches Princip kann der Hr. Verf. nicht billigen, noch gemeint haben, da er nicht, wie Fichte, von dem Freiheitsvermögen ausgeht, sondern, wie Kant, dieses erst aus dem Gesetze folgert. Er muß ein Gesetz meinen, welches nicht das moralische oder unbedingte Handeln an sich, welches in der Erfahrung nirgends angetroffen werden kann, fordert, sondern das nur den Typus dieses Handelns für die Erfahrungskenntniß angiebt. Diesen Typus hat aber Kant in der Allgemeingültigkeit der Maxime nachgewiesen, und der Hr. Vf. erkennt selbst dieses heuristische Princip für constitutiv, ja für das einige wahre Gesetzgebungsprincip: wie kann er es nun vom Erkennungsprincip noch unterscheiden wollen? Schon hieraus sieht man, daß er auf den Unterschied des Bedingten und Unbedingten nicht aufmerksam genug gewesen sey. Aber dieß offenbart sich noch mehr dadurch, daß er an das Gesetzgebungsprincip eine Forderung macht, welche die Möglichkeit einer Erfahrungskenntniß des Unbedingten voraussetzt. Er will das Kantische nur dann gelten lassen, wenn von jeder bösen Maxime, ohne Voraussetzung eines Zwek-

gleich einem sinnlichen Gegenstande, vorzeigen. Er verlangt etwas unmögliches. Ein solcher Widerspruch ist ja nichts anderes, als Vereinigung zweier einander aufhebenden Zwecke, und er ist nicht anders erkennbar, als wenn ich sehe, daß ein schon vorhandener nothwendiger Zweck mit einem andern, ihm geradezu entgegenstehenden, vereinigt werden müßte. Aber die Forderung ist auch ganz unnöthig. Freilich würde es petitio principii seyn, wenn man hier schon einen unbedingt nothwendigen oder moralischen Zweck voraussetzen wollte, wie der Hr. Verf. die Kantische Theorie zu deuten scheint, wenn er (S. 50. Anm.) von einem Zwecke der gesetzgebenden Vernunft redet; aus welcher Mißdeutung vielleicht sein ganzer Zweifel entstanden ist. Allerdings darf ich die moralische Gesetzgebung, die ich suche, nicht schon voraussezzen; wohl aber den Typus derselben, die physische, mithin solche Zwecke, die, ehe mir noch das Sittengesetz bekannt ist, schon von selbst da, und unzweifelhaft gewiß sind, nämlich Zwecke der Natur und der Selbstliebe. Dieß ist nicht nur erlaubt, sondern auch nothwendig; aber es ist auch hinreichend. Denn die unsittliche Maxime wird unstreitig, als allgemeines Naturgesetz, entweder mit sich selbst in Widerspruch gerathen, d. i. zwey

natürlichen Selbstliebe entgegen seyn; da denn ihre Erhebung zum Gesetze im ersten Falle von uns nicht einmal gedacht, im zweiten aber, um des eigenen Vortheils willen, nicht gewollt oder vernünftig begehrt werden kann. Nun mag man dergleichen Maximen noch so sehr einschränken: als Gesetze behalten sie immer ihr Widersprechendes. Die Maximen der letzteren Art, als die der Trägheit, der Undienstfertigkeit und Lieblosigkeit, möchten noch so sehr gemildert werden: als Naturgesetze betrachtet, die für jeden möglichen Fall gelten sollen, bleiben sie allezeit dem sinnlichen Interesse im Ganzen höchst nachtheilig. Ein noch so einfältiger Grönländer wird, wenn er nur einiger Ueberlegung fähig ist, nicht wollen können, daß die Maxime des Trägen, seine Anlagen ungebildet zu lassen, allgemeines Naturgesetz werde; denn er muß sich ja in Krankheit und anderer Verlegenheit geschickte Hülfe wünschen. Eben so kann es bey den Maximen der ersten Art nie an dem inneren Widerspruche fehlen. Die des Selbstmörders z. B. kann als Naturgesetz nie von diesem inneren Widerspruche frey werden, so trostlos man sich auch den Zustand des Selbstmörders denken

fühle entweder einen stärkeren Antrieb zur Selbsterhaltung zum Zweck haben, oder diesen höheren Grad gar nicht entstehen lassen, wenn sie nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen, und dasselbige Gefühl zu einem Erhaltungs- und Zerstörungsmittel bestimmen will. So macht sich jenes Gesetzgebungsprincip eben dadurch geltend, daß es nothwendige und vernünftige Zwecke, die aber noch keine moralische Zwecke sind, voraussetzt. Daß aber die Anwendung dieses Princips in einzelnen Fällen noch viele Schwierigkeit haben kann, das ist bey dem Mangel an hinlänglichen Erfahrungskenntnissen, insonderheit an Kenntniß der moralischen Anthropologie, nicht anders zu erwarten, und beweist nicht das mindeste wider die Gültigkeit desselben. Ein reines Vernunftprincip kann mit völliger Gewißheit da seyn, und doch kann die Anwendung desselben uns unaufhörlich zu schaffen machen. Ja dieß soll so seyn! Das Princip soll uns nicht aufblähen, wie freilich oft geschieht, sondern demüthigen, und uns unsern Mangel an Erfahrungskenntnissen, und die Nothwendigkeit, sie zum Behuf der rechten Anwendung zu erweitern und zu berichtigen, erst recht fühlbar machen. Dieß gilt von allen reinen Vernunftprincipien. — Rec. ist hier für den Zweck dieses Journals fast zu umständlich geworden, wozu ihn aber die Mißverständnisse, die er in Ansehung jenes Princips

bey Freunden und Feinden zu bemerken Gelegenheit hatte, verleitet haben.

Auf das formale Princip läßt nun der Hr. Verf. sogleich ein höchstes materiales folgen, aus welchem er alle übrigen Gebote, obwohl mit einigen Ausnahmen, herzuleiten gedenkt. Dieß ist nun das Gebot: Achte die Vernunft. Er versichert, daß es sich auf das Erkennungsprincip [mithin auf die Kantischen Formeln der ersten Art] gründe; daß es Kant in der [zweiten] Formel: Handle so, daß du die Vernunft u. s. w. niemals bloß als Mittel brauchest, unverkennbar, aber nicht vollständig, ausgedrückt habe; und daß es folgende Gebote enthalte: I. Erzeige allen vernünftigen Wesen die Achtung, welche ihnen, als solchen, gebühret; II. Hindere an keinem vernünftigen Wesen die vernunftgemäßen Zwecke, sondern fördere sie vielmehr, wenn und wie du kannst. Dieß wird nachher auf die Zwecke Gottes und der vernünftigen Geschöpfe, und bey den letzteren sowohl auf die Zwecke, welche die Vernunft ihnen aufgiebt, als auf die, welche sie billigt, bezogen. Dieser Zergliederung

rung der Zwecke unterschieden. Die Pflichten gegen Gott, in sofern sie sich nicht auf die Menschen zugleich beziehen und daher besonders abgehandelt werden, sind nach S. 187. nichts anders, als eine Erweisung der höchsten Achtung, die von der Nichthinderung und Beförderung seiner Zwecke noch verschieden ist. In einem gleichen Sinne macht bey den Pflichten gegen uns selbst S. 284. die Selbstschätzung, und bey den Pflichten gegen andere Menschen S. 349. die Menschenschätzung, den Anfang, dann erst folgen Pflichten, wie sie auf unsere und Anderer Zwecke bezogen werden sollen.

Rec. muß gestehen, daß er jenes materiale Princip, welches S. 54. in der Aufschrift höchstes moralisches Princip heißt, und auf dem auch das System des Hrn. Verfs noch am meisten ruht, nicht zu dem seinigen machen könne. Ihm scheint der Hr. Verf. durch ein besonderes Interesse auf dieses Princip geleitet worden zu seyn. Unstreitig war ihm viel daran gelegen, für die absolute Nothwendigkeit der Andacht und der unmittelbaren Gottesverehrung, als einer Pflicht gegen Gott (vergl. S. 247.), einen reinen Vernunftbeweis zu erhalten; der sich freilich aus der Kantischen Formel, die er für unvollständig erklärt, nicht ableiten läßt, der aber möglich seyn würde, wenn eine Achtungserweisung gegen ver-

nünftige Wesen, auch ohne allen unmittelbaren Einfluß oder Bezug auf die Zwecke dieser Wesen, statt finden und als unmittelbare Pflicht gegen sie gelten könnte; welches der Hr. Verf. eben durch sein materiales Princip, das der Zwecke noch gar nicht gedenkt, begründen zu wollen scheint. Aber dieses Princip hat weder eine schulgerechte, unzweideutige und bestimmte Formel; noch ist es, in dem allein verständlichen Sinne genommen, umfassend genug, und die obige Zergliederung desselben läßt sich gar nicht vertheidigen. Die Formel: Achte die Vernunft, scheint schon dem ersten Ansehen nach Gesetz und Triebfeder zu vermengen, und fordern zu wollen, man solle das Gefühl dieser Achtung haben; welches aber in jedem vernünftig-sinnlichen Wesen schon vorhanden seyn muß, wenn dasselbe nur eines Pflichtbegriffs und einer Nöthigung durch denselben empfänglich seyn soll; daher denn nur die Cultur und die Erweisung dieses Gefühls geboten werden können. In jenem Sinne kann dieß Princip durch die Kantischen Formeln, welche kein Gefühl, sondern eine Handlungsweise gebieten, weder begründet, noch ausgedrückt seyn. Außerdem hätte dasselbe das zu bewirkende Object nicht bloß von

diese, nach Kants Sinne (Grundlegung rc. S. 82 f.) gar nicht material ist, sondern nur die höchstzweckmäßige, aber in Ansehung aller zu bewirkenden Objecte noch unbestimmte, Handlungsweise angeben soll. Gesetzt aber, der Hr. Verf. hat nicht ein bloßes Gefühl, sondern eine Achtungserweisung gegen vernünftige Wesen gemeint, so ist doch das Princip, in sofern es material seyn soll, nicht umfassend genug. Denn obwohl alle Pflichtbeobachtung der Form nach eine Achtungsbezeigung gegen das Vernunftgesetz, und in sofern auch gegen vernünftige Wesen ist, so darf doch da, wo die Materie des Handelns, oder das zu Bewirkende bestimmt werden soll, nicht von Achtungserweisung allein die Rede seyn, indem es ja Handlungen giebt, durch deren Effect zunächst Wohlwollen, und nicht bloße Achtung bewiesen wird. Endlich läßt sich, in Ansehung des zu bewirkenden Objects der Handlungen, die Achtungserweisung von der Nichthinderung der Zwecke gar nicht unterscheiden. Bey den Pflichten gegen uns selbst und gegen andere Menschen giebt es offenbar keinen solchen Unterschied. Die Selbsterkenntniß, die Selbstbeurtheilung vor unserm Gewissen, die Selbstbeherrschung und alle Vermeidungen der Selbstentehrung, sind insgesammt Pflichten der Selbstschätzung und Erweisungen der Achtung gegen uns selbst, aber auch Nichthinderungen unse-

rer Vollkommenheit; und es läßt sich eine Selbstschätzung, die das nicht wäre, gar nicht denken, sobald sie ein wirkliches Wollen und Handeln und nicht ein müssiges Urtheil und Gefühl ist; wie sie denn selbst als Gesinnung nichts anders seyn kann, als der Wille, unsere Vernunft nicht als bloßes Mittel zu behandeln, mithin die Zwecke derselben nicht zu hindern. Eben dieß gilt von den Pflichten gegen Andere. Nicht nur die Rechtspflichten, auch die vollkommenen Tugendpflichten gegen den Nächsten, sind insgesammt Nichthinderungen seiner Zwecke. Wenn ich jemanden ohne die der Menschheit schuldige Achtung behandle, ihn durch Hochmuth oder durch lieblosen Spott herabwürdige, so erschwere ich ihm, so viel an mir liegt, seine moralische Selbstachtung und deren Cultur, auch wohl das ihm nöthige Zutrauen Anderer; hindere also einen seiner Vollkommenheit und seinem Glücke günstigen Zustand. Die Vermeidung dieser äußeren Geringschätzung, oder die Erweisung jener schuldigen Achtung, ist also doch Nichthinderung der gedachten Zwecke. Wollte man hier die Gesinnung, oder die innere Achtungserweisung gegen Andere, unter dem Titel der Menschenschätzung, besonders abhandeln, so besteht auch diese lediglich in der Maxime, Andern nicht bloß

durch Kenntniß des Menschen, durch Beurtheilung und Beherzigung der Rechte und des Werthes Anderer, ist nur Beförderungsmittel jener Menschenschätzung, mithin etwas, das wir unmittelbar unserer eigenen Vollkommenheit schuldig sind, und das eben darum, weil es zunächst unsere eigenen Zwecke befördert, noch keine thätige Nichthinderung fremder Zwecke und keine Achtungserweisung gegen Andere ist. So giebt es denn hier weder innere noch äussere Achtungserweisung, die von der Nichthinderung der Zwecke verschieden wäre. Aber so folgt auch aus dem Princip des Hrn. Vfs noch keineswegs, was er bey demselben im Sinne zu haben scheint, nämlich daß die unmittelbare Verehrung Gottes, die allerdings als bloße Beherzigung seiner Rechte und Zwecke und als Belebung der ihnen entsprechenden Gefühle, von der Nichthinderung und Beförderung dieser Zwecke, und von der Bereitwilligkeit hierzu, oder dem religiösen Sinne selbst, noch verschieden ist, schon für eine wirkliche Achtungserweisung gegen Gott, und für eine unmittelbare Pflicht gegen ihn, gelten könne. Man sieht übrigens, und es bestätigt sich auch in der Folge, daß der Hr. Verf. bey seinem Princip die Form des moralischen Handelns und den formalen Zweck mit der Materie vermengt, und die Form zu einer Species der Materie gemacht habe. Nach §. 107. ist der Zweck

der

der Achtungserzeigung ein höherer Zweck, als die Zwecke der Nichthinderung und der Beförderung der vernunftgemäßen Zwecke, weil diese letzteren aus dem ersten hervorgehen, und — nur eine Art der Achtungserzeigung sind. Dafür sollte es richtiger und bestimmter heißen: „Jede moralischgute Handlung ist, als Achtungserweisung gegen die Vernunft und ihr Gesetz, abgesehen von ihrem materialen Zwecke, oder dem zu bewirkenden Objecte, schon ihrer Form nach, Zweck an sich, oder absolut zweckmäßig, sie sey nun der Materie nach bloße Nichthinderung oder auch Beförderung vernünftiger Zwecke, d. h. sie beziehe sich zunächst auf die Würde (und Rechte) vernünftiger Wesen, oder auf die Zwecke derselben." Hieraus ist es nun begreiflich, daß das materiale Princip der Moral allerdings erst aus dem formalen hervorgehen und dieses als das höhere voraussetzen müsse, daß es aber als materiales Princip keine Art desselben seyn, und noch weniger mit ihm, als Species derselben Art, in Eine Reihe gestellt werden könne. Das letztere hat der Hr. Verf. ohne es inne zu werden, wirklich gethan.

Was er weiter von dem moralischen Beweggrunde, den er Verpflichtungsprincip nennt, ingleichen von den Triebfedern, die hier Principien

pien der Willensbestimmung heißen, lehrt, stimmt mit den kritischen Grundsätzen überein; den Einfluß ausgenommen, den er noch hinterdrein (S. 60. 61.) den sinnlichen Antrieben auf die Willensbestimmung einräumt. Er erklärt es selbst für eine Abweichung von Kant, wenn er die Stärkung solcher Neigungen, welche die Legalität begünstigen, ausdrücklich fordert, indem die Kantische Schule eine Schwächung der Neigungen überhaupt für nothwendig erkläre. Indessen haben vielleicht beide Theile dieselbe Meinung, nur daß der eine sie vorsichtiger und richtiger ausdrückt. Wenn die Stärkung gewisser Neigungen das Gleichgewicht derselben mit den übrigen befördert, so werden ja, zu Gunsten der moralischen Triebfeder, die Neigungen überhaupt geschwächt. Und dieß soll allerdings geschehen, nach der Regel: diuide et impera. Nur muß die Unterwerfung aller unter die sittliche Triebfeder unsere Hauptsorge seyn, mithin auch in der Moral gefordert werden, wenn diese nicht bloß kluge Legalität statt der Tugend befördern soll. Die ganze Legalität des Menschen ist zunächst ein Werk der Natur, und durchaus erklärbar aus der Natur, welche den gemessensten Auftrag hat, unsrer Legalität auf Verlangen dienstbar zu werden. Al-

liche Ehrgefühl wird z. B. in dem trägen Wollüstling durch moralische Besserung von selbst lebendiger, und seiner Legalität günstiger. Und wenn wir diese Hülfe der Natur absichtlich suchen, wie wir es denn sollen, da wir keine Wunderthäter sind, und in unsrer Natur keinen saltum bewirken können, so muß dieß doch aus Pflicht geschehen, und die Neigung, die uns nur dienstbar werden soll, darf nicht selbst unsern Willen bestimmen. Ohne die Schwächung aller Neigungen in diesem Sinne, giebt es keine Tugend. Denn diese besteht lediglich in der thätigen Sorge, das sinnliche Vergnügen aller Art zum bloßen Mittel oder subordinirten Zwecke herabzuwürdigen. Daß aber diese Sorge unsre Kräfte übersteige, kann keine Erfahrung uns lehren. Nur das ist gewiß, daß wir die Tugend in ihrer Vollkommenheit nie erreichen, und in keinem Zeitpunkte zu einem gemächlichen und völligen Besitz derselben gelangen, indem von ihr eben das gilt, was Haller von der Wahrheit sagt: der Besitz ist in der Reise nach derselben.

Die Uebereinstimmung des N. T. mit diesen Principien zeigt sich, nach dem Hrn. Verf., dadurch, daß, ob es wohl hier an einem Gesetzgebungs- und Erkennungs-Princip fehlt, doch das höchste materiale Princip in dem Gebote der Liebe

gegen Gott und Menschen enthalten ist, übrigens der Wille Gottes als Verpflichtungsprincip, und vernünftige sowohl, als vernünftigsinnliche, ja auch reinsinnliche Gefühle, die sinnlichen aber nur in gewisser Beziehung, als Principien der Willensbestimmung gebraucht werden. Dieß läßt sich nun auch nicht läugnen. Es verdiente aber doch bemerkt zu werden, daß sich im N. T. nicht undeutliche Spuren von dunkel gedachten und gefühlten reinen Vernunftprincipien finden, so wie man sie nur in einem populären Unterrichte zu finden hoffen kann. Es ist merkwürdig, daß gerade die gemeine Formel Matth. 7, 12. die aber bey allen ihren Mängeln doch auf das formale Princip hindeutet, für den Inhalt der gesammten Schriftlehre erklärt wird; und daß wiederum das alleinige Gebot der Nächstenliebe in mehreren Stellen die Summe des ganzen Gesetzes und das höchste Gebot genannt wird; eine Aeußerung, die unstreitig geschickt ist, das materiale Princip der Tugendlehre: mache die Zwecke der Menschheit zu den deinigen, dem Gemüthe fühlbar zu machen, und die sich auch nur aus einem Gefühle dieses Vernunftgesetzes erklären läßt.

In dem Abschnitte von der **Willensfreiheit**, dessen letztes Kapitel die Freiheitslehre des N. T. kurz vorträgt und von anscheinenden Widersprüchen

sprüchen zu befreien sucht, wird in dem ersten die Kantische Erklärung der moralisch-practischen Freiheit unter der Rubrik: transcendentaler Indeterminismus, vorgetragen; eine Benennung, die ihr gar nicht zukommen kann, da nach derselben das Freiheitsvermögen einen vollkommen hinreichenden Bestimmungsgrund in sich selbst hat, und nicht dem Determinismus, sondern nur dem Prädeterminismus widerstreitet. Der Hr. Vf. hat aber vielleicht geglaubt, ihr dadurch kein Unrecht zu thun, da er selbst hier einen Indeterminismus, und zwar einen empirischen, annimmt, nach welchem die Willensfreiheit aus der Erfahrung erkannt wird, und in dem Vermögen der Willkühr besteht, sich eben sowohl nach den für schwächer, als nach den für stärker erkannten Gründen zu bestimmen. Hier fragt sichs, ob nicht der gemeine Menschenverstand, auf dessen Aussprüche der Hr. Verf. sonst zu provociren pflegt, bey dieser Erklärung große Augen machen, hingegen bey der Kantischen, wenn sie ihm auch einen Seufzer auspressen sollte, doch mit Wohlgefallen verweilen werde? Rec. will sich nicht dabey aufhalten, daß durch jene Erklärung das geständlich unbedingte, der innere Gehorsam gegen ein unbedingtes Gebot der Vernunft, mit

ihrer praktischen Seite, oder ihrer Erbaulichkeit nach, da diese das Nöthigungsgefühl am ersten anzusprechen vermag, beurtheilen. Es scheint nicht nur nach derselben, als müßte der gewissenlosere Mensch auch der freiere seyn und das kostbare Freiheitsvermögen, das uns über die ganze Natur erhebt, in einem höheren Grade besitzen, als der bessere; sie macht auch auf jeden Fall den guten sowohl als den schlimmen Gebrauch der Freiheit zu einem Gegenstande der Erfahrung; woraus dann folgt, daß man sich der guten Gesinnung eben so gewiß bewußt seyn könne, als der bösen. Hier zeigt sich nun ein, auch dem gemeinen Verstande einleuchtender, Vorzug der Kantischen, bloß verneinenden Erklärung, nach welcher jene an sich unerforschliche Eigenschaft uns durch das unbedingte Sittengesetz bloß nach dem, was sie nicht ist, bekannt wird, nämlich als Vermögen der Willkühr, durch keine sinnliche Antriebe genöthigt zu werden. Denn aus dieser Erklärung folgt, daß zwar der Gebrauch dieser Freiheit (mithin die innere Tugend selbst) nur als möglich oder wahrscheinlich, der Nichtgebrauch aber (die böse Gesinnung) nicht bloß als möglich oder wahrscheinlich, sondern auch (bey wissentlichen und vorsätzlichen Illegalitäten) als wirklich und gewiß von uns er-

und zu seiner Cultur hinreichend ist, indem ihm dadurch der Zustand, den er zu fliehen hat, genau bezeichnet, auf dieser Flucht aber durch den Mangel an aller Erfahrungskenntniß von jener übersinnlichen Kraft und deren wirklichen Gebrauche, alle Aussicht nach einer gemächlichen Ruhestelle benommen, und er in einem unablässigen Fortstreben nach seinem erhabenen Ziele erhalten wird: worin das Wesentliche der menschlichen Tugend besteht. Dieß dürfte nun auch zur Rechtfertigung dieser Erklärung wider die Einwendung S. 79. hinreichen. Die beiden vorhergehenden S. 78. beruhen auf einer Vermengung der Legalität und Moralität, und auf unrichtigen Voraussetzungen.

Auch in der Lehre vom höchsten Gute, dessen Begriff ganz nach Kant bestimmt wird, ist Rec. in einigen Punkten verschiedener Meinung. Der Hr. Verf. läugnet, daß das höchste Gut für vernünftig-sinnliche Wesen, als solche, und abgesehen von der menschlichen Gebrechlichkeit, ein Postulat der praktischen Vernunft sey, indem die bloße Hoffnung, besser, und dabey nicht unselig zu werden, schon zur Beförderung ihrer Moralität hinreiche. Allein dieß widerspricht dem Be-

hofft, hat auch keinen hinreichenden Grund, etwas zu verlangen und zu hoffen. Eben so soll die Hoffnung des höchsten Gutes nur auf den Glauben an einen moralischen Weltordner, nicht auf Glauben an einen Schöpfer, führen. Allein ein Weltordner, der nicht völlig unabhängig, mithin nicht zugleich Schöpfer ist, kann die moralischen Bedürfnisse des Menschen nicht befriedigen und kein Gegenstand eines moralischen Glaubens seyn. Auch läugnet er, daß die Unsterblichkeit ein Postulat der praktischen Vernunft sey, weil auch ohne vollkommene Tugend doch Tugend möglich sey, überdieß jene auch wohl in einem gewissen Zeitpunkte schon erreichbar seyn könne. Allein das letztere widerstreitet dem Begriffe eines eingeschränkten Wesens, in sofern es einer unbedingten Gesetzgebung unterworfen ist. Diese fordert das an sich Gute, über welches nichts höheres gedacht werden kann, oder das Höchste, das also dem Wesen, dessen Kräfte eines ewigen Wachsthums fähig sind, auch ewig zu schaffen giebt, und ewig über demselben bleibt, indem sich mit den Kenntnissen und Kräften dieses Wesens auch der moralische Wirkungskreis desselben unaufhörlich erweitert. Was aber das erstere betrift, so ist zwar Tugend möglich ohne Vollkommenheit, aber nicht

die Ewigkeit, die uns durchaus nicht gestattet, an unsrer Unsterblichkeit werkthätig zu zweifeln.

Daß im N. T. ein höchstes Gut verheißen sey, wird aus einzelnen Versicherungen einer zu erhaltenden höchsten moralischen Vollkommenheit, und einer überaus hohen Glückseligkeit bewiesen, ohne alle Erwähnung des verheißenen Reiches Gottes, zu dessen allmähligen Herbeiführung der Weltheiland seine Kirche stiftete. Diese große Idee, welche Jesum begeisterte und ihm jene unüberwindliche moralische Stärke gab, und der wir unstreitig nächst Gott das Christenthum zu verdanken haben, hat der Hr. Verf. hier gar nicht berührt, nicht anders, als wenn sie etwas von dem höchsten Gute ganz verschiedenes wäre. Vermuthlich hat er sich durch die biblischen Versinnlichungen und historischen Darstellungen derselben davon abhalten lassen. Allein diese wären zum praktischen Gebrauche durchaus nothwendig, und können daher das Unsichtbare und Idealische dieses Reichs, welches ebenfalls (Luc. 17, 20.) angedeutet wird, nicht aufheben. Und Jesus gab ja mehrmals zu erkennen, daß er unter dem Kommen dieses Reichs nicht ein einzelnes jener Idee

gemeint habe; als, wenn er sagt: von nun an wirds geschehen, u. s. w. Matth. 26, 64.

Ueber den zweiten Theil, der die menschliche Tugendlehre enthält, und dessen Unterabtheilungen bereits erwähnt worden sind, können wir nur noch einige einzelne Bemerkungen beifügen.

In der Propädevtik wird unter den Trieben auch ein Vernunfttrieb angenommen. Ferner wird in der Lehre vom Gewissen, welches nach dem Hrn. Vf. ein richtendes Urtheil des vernünftigen Gefühls ist, der zwar gewöhnliche, aber eben so wenig erbauliche, als schulgerechte Ausdruck, irrendes Gewissen, (S. 101.) wider Kant in Schutz genommen, der doch hier unstreitig scharf und richtig gesehen hat. Können die Urtheile, die dem Gewissen selbst zugeschrieben werden müssen, auch unrichtig und ungerecht seyn, so wird man nicht immer auf das Gewissen hören dürfen. Und wie könnten selbst Irrthümer praktischen Ursprungs, wie sie der Hr. Verf. hier beschreibt, dem Gewissen beigelegt werden, da ja diese sogar für den Gerichtshof des Gewissens gehören und hier das Verdammungsurtheil erhalten müssen. Die Freiheit, welche (S. 103.) wiederum unter den Gemüthsvermögen aufgeführt ist, wird nach dem obigen Begriffe, als Freiheit im

weiteren Sinne, von ihrem würdigen Gebrauche, oder der Gewissenhaftigkeit, als der Freiheit im engeren Sinne unterschieden. Allein es giebt kein solches Verhältniß zwischen ihnen, das zu diesen Benennungen berechtigte, da die Freiheit im letzteren Sinne unter den Begriff der ersteren, als eines Vermögens, auch aller Vernunft entgegen zu handeln, gar nicht gebracht werden kann. Dieß ist nur möglich in Ansehung der allgemeinen praktischen Freiheit, welche die comparative (nicht durch den bloßen Instinct genöthigt zu werden) und die absolute oder moralische, als Unabhängigkeit von allen sinnlichen Antrieben, unter sich begreift. Der Hr. Verf. hat gefühlt, daß er hier nachhelfen müsse, um den sich andringenden Begriff der eigentlich moralischen Freiheit nicht ganz zu verlieren. Aber dieß konnte nun nicht gelingen. Den allgemeinen Hang zum Bösen sucht er (S. 119.) aus der früheren Entstehung der sinnlichen Begierden zu erklären, wobey aber die veranlassende Ursache für eine wirkende genommen wird. Sobald man diesen Hang erklären und entschuldigen will, so erklärt und entschuldigt man das moralische Böse bey dem Menschen überhaupt, d. h. man hebt es auf, und mit demselben die Tugend und Freiheit selbst. Der Hr. Vf. lenkt daher S. 120. selbst wiederum ein.

Die

Die allgemeine menschliche Tugendlehre ist in die theoretische und praktische abgetheilt, welche letztere eine kurze allgemeine Ascetik enthält. In der erstern werden zunächst die Begriffe der Tugend, Untugend, und Besserung erörtert, da denn bey Zergliederung der Besserung der Glaube, wider die alte Weise, dem guten Vorsatze nachgesetzt wird. Diese Ordnung, welche schon mehrere neuere Theologen befolgt haben, läßt sich meines Erachtens nicht rechtfertigen. Einmal versteht man doch hier den (sensibeln) guten Vorsatz, dessen sich der Mensch wirklich bewußt seyn kann, nicht den bloß denkbaren Freiheitsact, (innere Annehmung des göttlichen Rufs nach dem alten Systeme,) der eigentlich alles, Aufklärung, Reue, Glauben und Vorsatz wirken muß, wenn es rechter Art seyn soll. Nun kann aber der Vorsatz, eher zu sterben, als seine Pflicht zu verletzen, gewiß nicht in's Bewußtseyn treten, ehe nicht das Gemüth schon durch die Reue moralisch gedemüthigt, und durch den innerlich thätigen Glauben moralisch erhoben und gestärkt ist. Es dürfte daher nicht erlaubt seyn, in Ansehung jener Ordnung von der Bekehrungstheorie des alten Systems, welche überhaupt wegen ihrer Genauigkeit Bewunderung verdient, abzuweichen.

In der speciellen Tugendlehre kommen auch, wie sichs nun nicht anders erwarten läßt, einige

Materien vor, in welchen Rec. anderer Meinung ist. Nicht nur hätte er wider die Classification der Pflichten, sondern auch wider einzelne Erörterungen und Behauptungen, noch manches zu erinnern: z. B. wo von den Pflichten gegen Gott die Rede ist; wo vom Eide (S. 199—102.), vom Cultus (S. 247.), vom Gebete (S. 255.), von der Erhörung des Bittgebets (S. 258—264.); ingleichen, wo von der Selbsterhaltung (S. 317 ff.), von der Wahrhaftigkeit (S. 367 ff.), und einigen andern Pflichten, gehandelt wird. Allein obwohl auch hier genauere Gegenerinnerungen dem Zwecke des Hrn. Verfs, das Streitige zu erörtern, gemäß seyn würden: so muß Rec. doch diese Punkte übergehen, da er sich bei'm ersten Theile schon zu lange aufgehalten hat. Nur darf er nicht unbemerkt lassen, daß das oben erwähnte Begnadigungsrecht des Hrn. Verfs nach §. 113. nichts anders ist, als der Anspruch des Tugendhaften auf Straflosigkeit, wenn er mit Gewissenhaftigkeit aus unverschuldetem Irrthume dem Gesetze entgegen gehandelt hat. Sobald hierbey vorausgesetzt wird, daß die höchste Entscheidung über das Unverschuldete des Irrthums Gotte überlassen werden müsse: so ist die Sache selbst, wie man sieht, alte unbezweifelte Wahrheit; nur die Benennung ist neu.

thans etwas widersinniges ist, beides aber hier leicht verwechselt werden kann: so dürfte der neue Ausdruck die alte Wahrheit in ein zweideutiges Licht stellen, und darum, daß er dem vortreflichen Jacobi bey einer Ereiferung wider das kritische Moralsystem in die Feder kam, noch nicht der Aufnehmung in die Schulsprache würdig seyn.

Der Hr. Vf. hat übrigens die christlich-biblische Moral, in ihrem Verhältnisse zur Vernunftmoral, nicht bloß als übereinstimmend, sondern auch, und selbst in Ansehung absoluter Pflichten, als ergänzend und bereichernd vorgestellt, z. B. in der Lehre vom Gebete S. 257. u. 262 f. Wider seine Exegese, die manche verdienstliche Bemerkung liefert, und wider die Wahl der Beweisstellen, läßt sich nicht leicht etwas Bedeutendes erinnern. Auch fehlt es diesem Lehrbuche nicht an neuen scharfsinnigen und treffenden Bestimmungen einzelner Pflichten, z. B. des Religionsbekenntnisses (S. 227.), insonderheit des Religionseides (S. 239.), ingleichen der Verpflichtung zur Ehe (S. 412 f.), der Pflichten des Ehegatten (S. 429.), des Regenten, und sehr vieler anderer Pflichten; und die umständlichen Erörterungen schwieriger

gen Lehrbuchs manche genauere Begriffsbestimmung veranlassen können; nur scheint es wegen der Weitläufigkeit vieler einzelner Untersuchungen als Leitfaden des Unterrichts von eingeschränkterer Nutzbarkeit zu seyn. Dem Rec. mußte die Prüfung desselben um so mehr eine interessante und lehrreiche Unterhaltung geben, da er bey der Bearbeitung der christlichen Moral mit dem würdigen Hrn. Verfasser einen gleichen Zweck hat, und ebenfalls die Zurückführung derselben auf reine Grundsätze mit der Behauptung ihres ohnfehlbar göttlichen Ansehens, obwohl auf einem andern Wege, zu vereinigen sucht.

— — z —

IV.

Beylagen zur Theologie des alten Testaments, enthaltend die Begriffe von Gott und Vorsehung nach den verschiednen Büchern und Zeitperioden entwickelt. Kann als ein zweiter Theil der Theologie des alten Testaments angesehen werden. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1801. VIII und 255 S. in 8.

Diese Schrift soll, wie schon der Titel anzeigt, nachholen, was der Hr. Verf. (bekanntlich Hr. Prof. Bauer in Altdorf) in der biblischen Theologie

logie des A. T. versäumt zu haben selbst bekennt. „Ich fühlte längst," sind seine Worte, „daß ich in der biblischen Theologie des A. T. einen Fehler begangen habe, in der Lehre von Gott, daß ich mehr dogmatisch, als historisch zu Werke gegangen bin. In der Lehre von der Unsterblichkeit und Christologie verfolgte ich die Lehre nach den verschiedenen Zeitperioden, schritt von ihrem Ursprung bis zu ihrer weitern Ausbildung fort, und untersuchte zugleich ihren Ursprung. Aber bald bemerkte ich, daß ich dieses in dem Abschnitt von Gott, Schöpfung, Vorsehung und den Engeln, zu thun, guten Theils versäumt habe. Wenn gleich die dort vorgetragenen Sachen meistens richtig und biblisch sind; so ist doch nicht genug auf die successive Ausbildung der Lehre von Gott bey den Hebräern Rücksicht genommen, und daher bedarf allerdings dieser Abschnitt einer Umarbeitung." Diese Umarbeitung erhalten wir nun in gegenwärtigen Beilagen. Der Hr. Vf. bemerkt übrigens, daß er kein Hülfsmittel gebraucht, sondern einzig und allein die Bücher des A. T. für sich gelesen habe, um nach seiner eignen Ansicht herauszubringen, was selbige von Gott lehren.

Dem ersten Abschnitte, welcher die Lehre von Gott nach der Genesis, oder die vormosaischen Begriffe von Gott darlegt, ist eine

ne Vorerinnerung über das Alter der (drey Haupt-) Urkunden der Genesis vorausgeschickt. Der Hr. Verf. ist der Meinung, daß keine jener Schriften, aus welcher uns die Genesis Auszüge mittheilt, ihre Form vor dem Davidischen Zeitalter erhalten habe. Die Gründe, welche er für diese Behauptung anführt, hier aus einander zu setzen, würde zu weitläufig seyn; wir bemerken bloß, daß einige derselben, z. B. der Gebrauch des Namens Jehovah in der Geschichte der Patriarchen, ferner die Stellen Genes. XII, 6. XIII, 7. XXXVI, 31., bekanntlich schon längst als Beweise einer spätern (nach-mosaischen) Abfassung der Genesis überhaupt gebraucht, von dem Hrn. Verf. aber zuerst auf die einzelnen sogenannten Urkunden angewendet worden sind; andere aber auf Prämissen beruhen, welche schwerlich von Allen zugestanden werden möchten, z. B. daß die bestimmten Vorhersagungen künftiger zufälliger Begebenheiten, Genes. XV, 13. 14. 15. 18., XVII, 16. XLIX, 8. 9. erst nachdem sich dieselben ereignet hätten, verfaßt seyn könnten; oder, daß das Leben Mosis (zur Urkunde Elohim gehörig) mythisch erzählt sey, welches erst geraume Zeit nach Moses habe ge-

Schriften finden, scheint der Hr. Verf., obgleich er es nicht ausdrücklich sagt, doch keineswegs zu läugnen, indem er (S. 13.) von „alten Urkunden der Genesis" spricht, in welchen, sonderlich im II. und III. Kap., Merkmale eines dem Monotheismus vorhergegangenen Polytheismus angetroffen würden. Und wie könnte er auch, der Aufschrift des ersten Abschnitts zufolge, die vormosaischen Begriffe von Gott aus der Genesis darlegen wollen, wenn er nicht voraussetzte, daß wenigstens die Verfasser der von ihm angenommenen drey Haupt-Urkunden, aus welchen die Genesis größtentheils zusammengesetzt ist, vormosaische Denkmale benutzt haben?

Ehe der Hr. Verf. die in der Genesis enthaltenen Begriffe von Gott aus einander zu setzen beginnt, macht er erst einige allgemeine Bemerkungen über die Begriffe von Gott im A. T. überhaupt. Es wird zuerst bemerkt, daß im ganzen A. T. ein gedoppelter Begriff von Gott herrsche; er werde als alleiniger Schöpfer Himmels und der Erde, zugleich aber auch als ein Familien- und National-Gott dargestellt. Mit dem höchsten Begriffe, den man sich von Gott machen könne, daß er die vernünftige und von der Welt

paart. „Die Genesis," heißt es S. 10. 11., „hebt mit dem erhabensten Begriff von Gott an, und fährt mit schwächern und niedrigern fort. Aus dem höchsten Gott, neben welchem kein anderer ist, der allein durch seinen bloßen Willen das ganze Weltall hervorgebracht hat, wird er der Schutzgott eines Mannes und seiner Nachkommen, des Abrahams und der Israeliten, neben welchem andere Völker auch ihre eignen Schutzgötter haben, die er nur an Macht und Kraft übertrift. Und wenn auch wieder von andern erkannt wird, daß außer ihm kein Gott sey, und er der Einzige ist, so behält er doch die Vorliebe für seine Israeliten, wie Athene für ihre Athenienser, Here für ihre Griechen." Diese sonderbare Erscheinung, daß der Begriff von Gott, anstatt sich zu erweitern, enger und eingeschränkter werde, erklärt sich der Hr. Vf. auf folgende Weise: „die spätere Abfassung dieser Aufsätze (aus welchen die Genesis zusammengesetzt ist) hat auf die darin aufgestellten religiösen Begriffe Einfluß gehabt; frühere und spätere Begriffe sind darin unter einander gemischt. Der ursprüngliche Glaube Abrahams, Isaaks und Jakobs war, daß ihr Gott ein Familiengott sey, welcher nach und nach zum National-Gott wurde. Aus diesem Glauben gieng späterhin der monotheistische Grundsatz hervor, daß überhaupt nur ein einziger Gott sey, und alle andere Götter Undinge

dinge seyen. Weil nun zu der Zeit, wo die Aufsätze, aus welchen die Genesis zusammengesetzt ist, bekannt wurden, dieser Monotheismus schon herrschend war, und man sich unter dem Jehovah den einzigen wahren Gott dachte; so haben die Verfasser diese Idee auch den Vätern geliehen, weil sie wähnten, auch diese müßten schon immer von Jehovah eben dieselben Vorstellungen gehabt haben. Hieraus ist denn in der Vorstellung verknüpft worden, was sich sonst nicht gut verknüpfen läßt, allgemeiner Schöpfer und Regent der Welt, und Familien- und National-Gott."

Vollkommen richtig ist unstreitig die Bemerkung, daß Gott im A. T. nicht nur als Schöpfer, Erhalter und Regent des Welt-Alls, sondern zugleich auch als Familien- und National-Gott vorgestellt werde. Diese Verkettung der Begriffe von Gott läuft durch alle Bücher des A. T. hindurch; sie ist bald mehr und stärker, wie in den historischen und prophetischen Schriften, bald weniger und schwächer, bemerkbar. Was jedoch der Hr. Verf. sagt, um den Ursprung des Monotheismus unter den Hebräern zu erklären, scheint uns, wir bekennen es, nicht ganz befriedigend. Denn, auch ein-

griffe geliehen; so bleibt doch immer noch die unläugbare Erscheinung, daß Abraham der Verehrer eines einzigen Gottes war, zu erklären übrig. Der Hr. Verf. sagt zwar (S. 13.): „Abraham stammte aus einer Familie, wo man mehrere Götter verehrte, Jos. 24, 2. Daher hatte noch Nachor, Abrahams Vaters Bruder, seine eigne Götter, Genes. 31, 35. 53. Wie hätte nun Abraham, der vom Terach, einem Abgötter, ausgieng, auf einmal zur Erkenntniß eines einzigen höchsten Gottes gelangen, und seine Hausgötter vergessen sollen? Er wählte sich vielmehr einen, dessen Schutz er sich empfahl, und dessen Schutz er auch versichert zu seyn glaubte, und diesen verehrte er, und pflanzte seine Verehrung auf die Nachkommen fort. Dieser ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, in der Folge der Gott der Israeliten, den die wachsende Vernunft endlich zum einzigen höchsten Gott erhoben hat." Das Natürlichste, was sich von Abraham, in seiner Lage, erwarten ließ, war unstreitig dieses, daß er den in seiner Familie eingeführten Götzendienst beibehielt. Daß er sich aber ein unter keinem Bilde verehrtes höheres Wesen zum Schutzgotte erkohr, daß nicht nur er sein-

Erscheinung, die um so mehr Aufmerksamkeit verdient, je weiter auf alle künftige Zeitalter hinaus sich ihre Wirkungen erstreckten. Denn, mögen auch Abrahams Begriffe von Gott noch so unvollkommen gewesen seyn, als man sie sich nur immer denken will; so viel ist doch unläugbar, daß sie zur Basis dienten, auf welcher sich allmählig das Gebäude der vollkommensten Religion erhob, welche sich der menschliche Geist zu denken vermag. Sey es auch, daß Abraham seinen Gott nicht für den absolut-einzigen hielt (denn noch lange nachher (s. B. d. Richt. XI, 24.) scheint man den Göttern anderer Völker Existenz keineswegs abgesprochen zu haben); er war und blieb doch der einzige und mächtigere für ihn, für seine Familie, und seine zu einer Nation gewordenen Nachkommen. Aus der Vorstellung eines einzigen, beständigen, unter keinem Bilde verehrten Schutz-Gottes konnte sich der Begriff von einer einzigen, unsichtbaren, ewigen Gottheit doch gewiß ungleich leichter und sicherer entwickeln, als aus dem Fetischen- Thier- oder Gestirn-Dienst. Oder vielmehr: nur auf einem Wege, der von jenen Vorstellungen ausgieng, konnte die Mensch-

lich war, wird wohl schwerlich geläugnet werden; so war sie gewiß nicht das Werk des Ohngefährs, sondern sie gehörte in den Plan eines höhern Verstandes, welcher die Erreichung eines für die gesammte Menschheit wichtigen Zwecks beabsichtigte.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über den Gang, welchen die menschliche Vernunft überhaupt in der Entwickelung des Begriffs von Gott zu nehmen pflegt, legt der Hr. Verf. zuerst die „Begriffe von Gott nach der Urkunde Jehovah Elohim" dar. Diese Urkunde scheine die ältesten Sagen zu enthalten, „denn die darin vorkommenden Begriffe hauchen durch ihre Schwäche ganz den Geist des Kinderalters der Welt. Gott heißt in derselben Jehová Elohim, wo letzteres Wort entweder in der Apposition steht: Jehova Gott, der unveränderliche Gott; oder Elohim steht im statu regente [recto], der Gott der Elohim. Letzteres könnte dadurch wahrscheinlich gemacht werden, weil die Elohim in dieser Urkunde vorkommen als himmlische Geniusse, die vom Weisheitsbaum sich nährten, und die Gott ihrer Natur nach mit sich vergleicht, so daß Jehova als der

gent der Welt ist; aber dieser wichtige Gedanke wird hier noch sehr dem Kinderalter der Welt gemäß mit niedrigen Vorstellungen vorgetragen. Gott ist auf der Erde, er wandelt im Garten Eden, er ruft dem Adam, er bekleidet ihn und sein Weib, er unterredet sich mit ihnen: menschlich, wie ein Töpfer, bildet er den Menschen; er nimmt ein Stück Erde, und bildet daraus eine menschliche Figur, der ältesten Sage gemäß, daß die ersten Menschen γηγενεις, terrigenae, indigetes waren: Jehovah ist dabey dieser ersten Menschen Lehrer, Leiter und Gesetzgeber; er übt ihre Verstandeskräfte, und bringt sie dahin, daß sie ihr Sprachvermögen benutzen; außer diesem Jehovah giebt es Untergötter, Elohim genannt; sie wohnten im Garten Eden, und nährten sich von den Früchten des Wahrheits- und des Weisheitsbaumes, wodurch sie weise und unsterblich wurden, eben so wie die Götter der Griechen, Zevs mit seinem Götterhof, auf der Spitze des Bergs Olympus wohnten, und sich von Nektar und Ambrosia nährten. „Dieser Jehovah mit seinen Elohim ist dabey neidisch. Sich ähnlich will er den Menschen, den er schuf, nicht werden lassen. Vom Weisheitsbaume aß Adam, und wurde weise, wie einer von den Elohim. Dieses war Jehovens Absicht und Meinung entgegen, und es kam der Verführerin, der Schlange, und dem

Menschen theuer genug zu stehen. Nun hätte er gar vom Lebensbaum essen, und unsterblich werden, also auch des zweiten Vorzugs der Elohim theilhaftig werden können. Damit dieses verhütet werde, wurde der Mensch, der lüstern nach höherer Glückseligkeit war, aus dem Garten ausgejagt. — Groß ist der Gedanke, der zum Grunde liegt: Gott ist Schöpfer und Herr der Welt. Aber wie kleinlich ist er dargestellt! Welche niedrige Vorstellungen von Gott, Kinderbegriffen ähnlich, findet man hier in dem Gemälde des Uebergangs der seligen Zeiten der Urwelt in die schlechtern darauf folgenden der Mühseligkeit und des Elends, entsprungen durch Lüsternheit nach höherer Glückseligkeit, besonders durch Schuld des Weibes herbeigeführt."

Es folgen die in der Urkunde Elohim enthaltenen Begriffe von Gott. Erhaben ist das Schöpfungsgemälde (Genes. I.), mit welchem diese Urkunde beginnt, und die Idee von Gott, welche darin herrscht, liegt bey allen nachfolgenden hebräischen Schriftstellern zum Grunde. „Solche Kosmogonieen, der unsrigen ähnlich, gab es im Orient mehrere; Bruchstücke der chaldäischen, ägyptischen, phönicischen, haben sich erhalten. Aber sie stehen weit hinter der hebräischen Kosmogonie. Diese wurde, als man schon einen einzigen Gott, allmäch-

allmächtigen und allweisen Schöpfer des ganzen Weltalls glaubte, so modificirt, wie wir sie jetzt noch lesen." Wenn jedoch mehrere Psalmen, deren Vorstellungen von der Weltschöpfung offenbar aus der in der Genesis befindlichen Kosmogonie entlehnt sind (z. B. Ps. VIII. XXXIII. CIV.), von David und von dessen Zeitgenossen herrühren (wie auch der Hr. Vf. S. 102. 103. annimmt); so folgt daraus, daß jene Kosmogonie schon vor Davids Zeitalter in ihrer gegenwärtigen Gestalt vorhanden war.

Aber mit den im Schöpfungsgemälde aufgestellten Vorstellungen contrastirt es, nach des Hrn. Verfs Bemerkung, gar sehr, wenn weiterhin dieselbe Urkunde Gott selbst auf die Erde herniedersteigen und sichtbar erscheinen läßt, wie in der Urkunde Jehova-Elohim; z. B. in Noahs Geschichte, Genes. VI, 13—21. VIII, 1. 15—17., auch in Abrahams Geschichte, XVII, 9—21. „Diese Vorstellungen sind ganz ähnlich den ältesten griechischen Mythen, in welchen die Götter auch selbst auf die Erde herabkommen, ihre Lieblinge besuchen, aus Gefahren retten, und ihnen Gunstbezeigungen erweisen. Es setzte dieses voraus, daß man die Götter noch ganz nach Menschenart sich dachte,

dabey manche Hülfe, manche Wohlthat, manche Rettung sich nicht anders zu erklären getraute, als von Göttern geleistet." — Späterhin aber fühlte man das Unschickliche eines Herabsteigens der Gottheit auf die Erde, um wie ein Mensch mit Menschen zu handeln, und sich mit ihnen zu unterreden. Daher verlieren sich die Theophanieen und Erscheinungen Gottes im Traum, und Engelserscheinungen treten an ihre Stelle. Der מלאך אלהים, der Bote Gottes, welcher mitunter erscheint, war nichts anders als Symbol der Gottheit. Dieses sieht man aus K. XXXI, 11. 13., wo der Engel Gottes sagt, er sey der Gott, welcher dem Jakob zu Bethel erschienen sey. „Etwas deutlichers dachte man sich wohl selbst nicht dabey. Ehemals ließ man Gott selbst erscheinen. Man war aber so weit in seinen Einsichten fortgerückt, daß mans für unanständig hielt, daß Gott selbst auf die Erde käme. Es erscheint jetzt also nur ein göttliches Phänomen, das seine Stelle vertritt, und daher Bote, Engel Gottes heißt. Diesen spätern Ton unsrer Urkunde ahmeten die spätern jüdischen und samaritanischen Bibelübersetzer nach. Aus ängstlicher Besorgniß,

Auf eben diese Weise fährt der Hr. Vf. fort, die in jedem der folgenden Bücher des A. T. enthaltenen Begriffe von Gott zu entwickeln. Das Zeugniß, dieselben mit großer Genauigkeit, Klarheit und Bestimmtheit aus einander gesetzt zu haben, werden ihm selbst diejenigen nicht versagen können, welche übrigens mit seiner Ansicht der Geschichte des Israelitischen Volks, mit welcher die Entwickelung der Begriffe von Gott in genauerer Verbindung steht, als bey irgend einer andern Nation, nicht einverstanden sind. Die Resultate seiner Untersuchungen faßt er am Schlusse in folgenden vier Sätzen zusammen: „1) In den historischen Büchern des A. T. sind die Begriffe am unvollkommensten. Ganz der kindischen Denkungsart der alten Welt angemessen sind sie in der Genesis (welches für die Aechtheit ihrer Nachrichten bürgt); in den übrigen Büchern ist die Gottheit ganz israelitisch. 2) Besser, obwohl noch immer sehr israelitisch sind die Begriffe in den Propheten. 3) Aber in den Büchern, wo Weise sprechen, ohne auf israelitische Ideen Rücksicht zu nehmen, dort zeigen sich die reinsten Begriffe, unter welchen sich Hiob am allermeisten auszeichnet. Nicht also von

selbst S. 200 f. aus Jesaias, Hoseas, Amos, Micha ausgezogenen Stellen, worin deutlich gelehrt wird, Verehrung Jehovah's bestehe nicht sowohl in äußerlichem Gottesdienst, Darbringung der Opfer, Begehung der Sabbathe und Neumonde, als in innerlicher Frömmigkeit, in Gehorsam und Erfüllung der Moralgesetze und der Menschenliebe. „Hierin (dieß sind die eignen Worte des Hrn. Vfs S. 200.) stimmen alle Propheten sehr schön überein, und zogen das Volk, das gern am Außenwerk klebt, vom Opferdienst ab, und verwiesen es mehr auf geistige Verehrung."] 4) Schon lange vor dem Exil war der bessere Theil der Israeliten dem Monotheismus im strengern Sinne ergeben; aber aus den spätern Psalmen, aus Jes. 40. 2c. 2c. [d. i. aus den den Jesaianischen Orakeln beigefügten spätern anonymischen Stücken], Esra, Nehemia, Daniel, ergiebt sich, daß Jehovah, der Schöpfer des Weltalls, allgemeiner ist anerkannt und dafür gepriesen worden. [Letzteres ist nicht klar genug ausgedrückt.]

Die in den Apokryphen enthaltenen Vorstellungen von Gott verspricht der Hr. Vf. (S. 255.) in einer besondern Schrift darzulegen, welches

V.

Einleitung in die Psalmen. Von Heinrich Ernst Güte, Professor der Theologie und Oberdiakonus an der Ulrichskirche in Halle. Halle, bey J. G. Trampe'ns Erben. 1803. XII und 244 S. gr. 8.

Die nächste Veranlassung zur Abfassung dieser Schrift gaben dem Hrn. Prof. Güte seine Vorlesungen über die Psalmen. Er sann darauf, wie es möglich gemacht werden könne, die Erklärung der Psalmen, nach dem Wunsche der Studirenden, in dem Zeitraume eines halben Jahrs zu vollenden, ohne der Deutlichkeit, mit Vollständigkeit verbunden, Abbruch zu thun. Die Erfahrung überzeugte ihn, daß die Einleitung in die Psalmen, die doch so viel Erhebliches und Unentbehrliches enthält, einen sehr beträchtlichen Zeitaufwand fodert, daß aber wenigstens der sechste Theil der Zeit gewonnen wird, wenn man diese beinahe ganz übergehen, und sich fast einzig auf den hebräischen Text einschränken darf. Daher faßte er den Vorsatz, eine Einleitung in die Psalmen, zur Abfas-

Psalmen, die man bey den Auslegern findet, hier erwarten wollte. Dieß würde eine Arbeit gewesen seyn, von welcher mancher kaum Begriffe hat. Es schien mir auch nicht nothwendig. Es ist genug, daß ich mir's bewußt bin, das Vorzüglichste nicht übergangen zu haben." Also bloß als ein Hülfsbuch für seine Zuhörer, woraus sie ergänzen können, was er in seinen Vorlesungen zu übergehen gedenkt, will der Hr. Verf. sein Buch betrachtet wissen, und es würde unbillig seyn, bey der Beurtheilung desselben einen Maaßstab anzunehmen, der auf eine Schrift anzuwenden wäre, welche Anspruch darauf macht, eine vollständige Sammlung und Erörterung alles dessen zu liefern, was zu einer Einleitung in die Psalmen im Allgemeinen und Besondern erfordert wird. Für den Gebrauch, zu welchem der Hr. Verf. diese Einleitung bestimmt hat, findet Rec. dieselbe recht passend. Das Erheblichste, was ältere und neuere Ausleger über die ganze Psalmen-Sammlung und über einzelne Stücke derselben bemerkt haben, ist mit verständiger Auswahl ausgehoben, und mit eigener Einsicht dargestellt und benutzt. Zwar sind die verschiedenen Meinungen meistens bloß berührt, oder ohne daß ein Urtheil hinzu gefügt ist, zusammengestellt, denn durch Ausführlichkeit wür-

erschwert worden seyn; doch sind bey einigen der wichtigern Psalmen nicht allein die bedeutendsten Meinungen über den Inhalt und die Veranlassung derselben, sondern auch die Gründe derselben angeführt und erwogen. Um unsere Leser mit dem Gehalt und Charakter des Buchs näher bekannt zu machen, wollen wir von den Ansichten des Hrn. Verfs einige auszeichnen, und gelegentlich eine oder die andere kurze Bemerkung darüber hinzufügen.

Richtig bemerkt der Hr. Verf. im 4. §., David habe die meisten seiner Lieder bey Privat-Veranlassungen verfertigt, manches dieser Gedichte sey aber wahrscheinlich in der Folge mit einem Zusatz vermehrt worden, um es für den öffentlichen Gebrauch einzurichten, und für die Umstände des ganzen Volks passend zu machen. Noch richtiger würde diese Bemerkung seyn, wenn sie allgemeiner ausgedrückt, und nicht auf die davidischen Lieder allein beschränkt wäre. Ein großer Theil der Psalmen überhaupt wurde von den Verfassern gewiß nicht in der Absicht gedichtet, um zu religiösem oder liturgischem Gebrauch zu dienen, sondern erst später dazu angewandt und eingerichtet. Dasselbe

brauch bestimmt, einverleibt wurden, erhielten sie andere Beziehungen, die von denen, welche sie ursprünglich hatten, verschieden sind; und um diesen neuen Beziehungen angepaßt zu werden, wurden bald mehr, bald minder bedeutende Veränderungen, Auslassungen, Zusätze nothwendig. — Die Behauptung des Hrn. Verfs im 8 Paragraph, daß das Psalmen-Buch nach der Absicht der Sammler kein bloßes Tempel-Gesangbuch habe seyn sollen, sondern daß der wahre Zweck derselben gewesen sey, dadurch alte und neue Lieder der Hebräer der Vergessenheit zu entreißen, und in eine Art von Anthologie zu bringen, findet Rec. nicht wahrscheinlich. Eben jene unverkennbare Spuren einer Bearbeitung zum öffentlichen Gebrauch zeigen deutlich, daß man von schon vorhandenen Liedern nur solche auswählte, die sich zu der angegebenen Absicht am leichtesten einrichten ließen.

Unter den Regeln, welche der Hr. Verf. im 14 §. für die Auslegung der Psalmen giebt, kann besonders die zweite nicht oft und dringend genug empfohlen werden. Sie lautet: „Man suche bey den einzelnen Psalmen, um manche Redens-

sogleich für einen zureichenden Beweis halten, daß der Psalm zunächst durch dergleichen Geschichte veranlaßt sey. Wenn nicht der ganze Gang des Liedes Beziehung auf eine biblische Geschichte verräth; so geben einzelne Stellen höchstens Stoff zu mehr oder weniger wahrscheinlichen Vermuthungen." Es wird wenige Gegenstände geben, über welche so viele vage, bloß aus der Luft gegriffene, und wirklich ganz unnütze Conjecturen gemacht worden wären, als über die Verfasser und die Veranlassungen mehrerer Psalmen. Wer wird läugnen, daß manche Stelle eines Gedichts dem Leser erst dann im rechten Lichte erscheine, wenn er weiß, wodurch der Dichter begeistert worden sey, welcher Umstand die frohen oder traurigen Empfindungen, deren Ausdruck sein Lied enthält, in ihm hervorgebracht habe? Aber oft ist es unmöglich, in dem Liede selbst eine Spur zu entdecken, wodurch wir zu einer nur wahrscheinlichen Vermuthung über die Veranlassung zu demselben geleitet werden könnten; oft kann es uns ganz gleichgültig seyn, diese Veranlassung zu kennen, weil die Kenntniß derselben zum Verständnisse des Lieds nichts beiträgt. Nützlicher und wichtiger wäre es, bey mehreren Psalmen zu wissen, in

nur deshalb räthselhaft, weil wir die Bestimmung nicht kennen, welche ihnen der Sammler gab. Aber in den bisherigen Untersuchungen über die Psalmen ist dieser Punkt noch zu wenig beachtet worden, und von einem glücklichen Forscher ließe sich hier noch manche Entdeckung machen.

Von den verschiedenen Meinungen über den Verfasser und den Gegenstand des zweiten Psalms sind die bedeutendsten im §. 17. unter eine bequeme Uebersicht gebracht. Der Hr. Verf. selbst glaubt, daß der Dichter, möge es nun David, oder ein anderer seyn, eine Veranlassung, welche in seinen Zeitumständen lag, benutzt habe, ein Lied auf den größten König, den man erwartete, auf den Messias, zu entwerfen. Dem Rec. dünkt, die oben gemachte Bemerkung, daß bey vielen Stellen des A. T. die ursprüngliche Beziehung derselben von derjenigen, welche sie durch die Aufnahme in eine Sammlung von Schriften, zu religiösem Gebrauch bestimmt, erhielten, immer unterschieden werden müsse. — Diese Bemerkung lasse sich auch auf mehrere der sogenannten messianischen Psalmen sehr wohl anwenden. Diejenigen, welche jenes Lied, das jetzt die zweite Stelle in der Psalmen-Sammlung einnimmt, in dieselbe aufnahmen, deuteten

Schilderung der siegenden Uebermacht und der hohen Würde des Messias gehalten werden solle. Es war daher nicht eine von Jesu und seinen Aposteln, oder von den jüdischen Gelehrten der damaligen Zeit zuerst ersonnene Accommodation, wenn sie diesen und ähnliche Psalme auf den Messias bezogen; sie folgten darin dem Sinne derer, welche jene Lieder dieser Sammlung religiöser Gesänge einverleibt hatten, sie behielten eine durch die Tradition erhaltene Deutung bey. Von dieser würden die jüdischen Ausleger auch gewiß nie abgegangen seyn, wären sie nicht durch die Polemik mit den Christen, welche die messianischen Lieder auf Jesu Person anwandten, genöthiget worden, die ursprünglichen Beziehungen dieser alten Gedichte aufzusuchen, um so die Verschiedenheiten zwischen dem Subject, welches der alte Dichter vor Augen hatte, und demjenigen, worauf es von ihren Gegnern bezogen wurde, desto auffallender zu zeigen. Aber indem sie dieses thaten, mußten sie sehr wohl wissen, daß es bloß polemische Fechterkünste seyen, deren sie sich gegen die Christen bedienten; sie mußten selbst fühlen, daß sie gegen ihre eigene Ueberzeugung handelten, wenn sie von

ben, wenn man behaupte, er handle zunächst von der Erniedrigung und Erhöhung des Messias. Man beruft sich zwar auf Hebr. II, 5—9. Matth. XXI, 16. 1 Kor. XV, 27. Allein Hebr. II. steht gar nicht, daß der achte Psalm ein messianischer Psalm sey. Der Verfasser zeigt, was im achten Psalm von dem menschlichen Geschlecht überhaupt gesagt wird, sey im höchsten Grade an Christo, in sofern er Mensch ist, erfüllt. Er will sagen, die erhabenen Schilderungen von den Vorzügen des Menschen, Ps. VIII., gehen zwar alle und jede Menschen an, aber an keinem Menschen sehen wir sie so vollkommen, und so ganz, als an Christo. Matth. XXI. steht zwar eine Stelle aus dem achten Psalm, allein Christus sagt gar nicht, daß der achte Psalm von ihm handle. Er will nur sagen, durch das laute Hosianna der Kinder im Tempel, wird die Stelle des achten Psalms wahr, daß Gott oft Kinder zu Werkzeugen seines Lobes gebraucht, und es ist keine Entheiligung des Tempels, wenn auch Kinder das Hosianna rufen. 1 Kor. XV. citirt Paulus unsern Psalm gar nicht. Er kann auf andere Stellen des A. T. anspielen, wo dem Messias die höchste Herrschaft versprochen

Von der Erscheinung, daß der vierzehnte Psalm noch einmal mit einigen unbedeutenden Abänderungen als Ps. LIII. vorkommt, hätte eine befriedigendere Erklärung gegeben werden sollen, als die ist, welche man im 33sten §. findet. „Es fragt sich", heißt es hier, wodurch diese doppelte Recension veranlasset worden? Viele glauben, David selbst habe die zweite Recension veranstaltet, da er bey einer ähnlichen, aber doch etwas abweichenden, Gelegenheit von diesem Psalm Gebrauch machen wollte. Man könnte auch annehmen, eine dieser Recensionen ist diejenige, welche zuerst ins Publikum kam, die andere fand man unter Davids Nachlaß, mit Abänderungen und Zusätzen, die er sich erlaubte, nachdem die erste schon in mehreren Händen war. Dem Sammler des zweiten Buchs der Psalmen fiel die zweite Recension in die Hände. Er erinnerte sich nicht, daß eine frühere Recension schon in dem ersten Buche existire [sehr unwahrscheinlich!], oder er wollte die zweite nicht gern verloren gehen lassen, da sie doch einige nicht unbedeutende Abweichungen enthält." Die wahre Ursache, warum man dasselbe Lied in diese Sammlung von Tempelgesängen doppelt aufnahm, ist wohl darin zu suchen, weil man

Bey dem sechszehnten Psalm sind die Gründe sowohl derjenigen Ausleger, welche dieses Lied auf David, als auch derer, welche es auf den Messias deuten, ziemlich ausführlich dargelegt. Der Hr. Vf. erklärt sich zwar weder für die eine noch für die andere Meinung geradezu, jedoch sind die Gründe, welche für die Erklärung vom Messias angeführt werden, von ihm so hervorgehoben, daß man kaum zweifeln kann, auf welche Seite er sich hinneige. Einige von dem Hrn. Vf. bemerklich gemachten Punkte scheinen allerdings noch nicht so aufs Reine gebracht zu seyn, daß eine weitere Untersuchung derselben für überflüssig zu halten wäre. Dahin rechnen wir z. B., wenn S. 49. gesagt wird: „Es ist noch gar nicht bewiesen, daß die Hebräer zu Davids Zeit noch keine Ideen und Erwartungen vom Messias gehabt haben. Möglich wäre es also, daß sich der Dichter in die Stelle des Messias versetzt, und ihn redend eingeführt habe." Freilich ist es eine jetzt so ziemlich allgemein angenommene Meinung, daß sich die Idee von einem Messias erst seit David gebildet habe, und daß der Grund zu diesen Erwartungen in einer Deutung der 2 Sam. VII, 11 f. aufgezeich-

große, die Völker der Erde beglückende Revolution bewirken werde, bereits lange vor David vorhanden gewesen wäre? wenn sie einen Lehrsatz einer ältern Theologie ausgemacht hätte, von welcher sich in den ältesten Religions-Systemen Asiens noch immer Spuren, noch immer gewisse wesentliche Hauptzüge erhalten haben, die durch ihre Aehnlichkeit unter einander ihren gemeinschaftlichen Ursprung nicht verläugnen können, so sehr sie auch in jeder einzelnen jener Religionen eine nationale Individualität angenommen haben mögen? Es ist hier der Ort nicht, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen; wir erinnern jetzt nur noch an den gemeiniglich zu wenig beachteten Umstand, daß auch die Samaritaner die Lehre von einem Messias haben. Bey ihnen konnte sich diese Erwartung nicht durch Auslegung gewisser Stellen von Schriften bilden, um die sie sich nichts kümmerten. Ein sicherer Beweis, daß diese Lehre ursprünglich von jenen Schriften unabhängig war, daß sie bereits lange durch Tradition fortgepflanzt worden war, ehe sie bey den Juden an gewisse Stellen ihrer heiligen Bücher angeknüpft wurde. — Gegen die messianische Auslegung des sechszehnten Psalms hat man vornehmlich dieß eingewandt, daß die Person, welche in demselben redend eingeführt wird, Versuchungen zur Abgötterey hatte (V. 4.), welches nicht auf den Messias passe. Dieser Einwurf,

wurf, meint der Hr. Vf. (S. 53.), ließe sich wohl beantworten: „denn 1) Matth. IV, 8—10. bleibt doch bey jeder Erklärung Versuchung zur Abgötterey. 2) Die Versuchungen zur Abgötterey, die man V. 4. finden will, können als poetische Schilderungen angesehen werden, wodurch der Dichter die Anhänglichkeit an Jehovah, und die Dankbarkeit gegen ihn, mit einer neuen Wendung ausdrücken will. 3) Es wird nicht sowohl von Versuchungen zum Götzendienst geredet, sondern die redende Person bezeuget ihren Abscheu am Dienste falscher Götter. 4) Der 4te Vers ließe sich auch wohl erklären, ohne darin an Götzendiener zu denken."

Bestimmter als über den sechszehnten erklärt der Hr. Vf. seine Meinung über den zwey und zwanzigsten Psalm. Er macht vornehmlich darauf aufmerksam, daß in dem letzten Theil dieses Lieds der Dichter für seine Errettung dem Jehovah zu Ehren ein Freudenmahl zuzurichten gelobe, woran nicht nur die Israeliten, welche gegen Jehovah Ehrfurcht hegen, Theil nehmen würden, sondern auch Menschen aus vielen fremden, weit entlegenen Gegenden, und unter diesen manche

und in ihm den Beherrscher aller Nationen erkennen würden: auch die Nachkommen dieser Ausländer werden Jehovah verehren, so daß sie für sein Volk gelten können. „Solche Folgen", heißt es S. 62., „konnte David von der Rettung seiner eigenen Person nie erwarten. Wenn sich auch Jehovah in der Erhaltung Davids noch so mächtig bewies, wenn auch David die Erweisungen der Größe Gottes dem Auslande noch so sehr bekannt zu machen suchte, so konnte er doch nicht hoffen, daß dadurch eine große Menge Ausländer für die Verehrung des wahren Gottes würde gewonnen werden, und daß sich diese Verehrung auch bey den Nachkommen erhalten werde. Wollte man sagen: V. 30. bis 32. sind keine Erwartungen Davids, sondern nur Wünsche, so läßt sich auch das nicht wohl behaupten; denn wie konnte David wünschen, wie konnte er auch nur wahrscheinlich erwarten, daß die wunderbare Errettung seiner Person unzählige Juden [Ausländer] von Jehovah's Gottheit überzeugen möge? da die unverkennbarsten Spuren von Jehovah's großen Eigenschaften in der Geschichte des ganzen Israelitischen Volks auf wenige Ausländer so gewirket, daß sie

als wahrscheinlich, daß David nicht in eigener Person, sondern in der Person eines andern rede. Seine Zeitgenossen konnten es desto zuverlässiger wissen, ihnen war bekannt, ob das, worüber in diesem Liede geklagt wird, David selbst begegnete, oder nicht, — ob das, was der Redende sich verspricht, dem David je zu Theil werden konnte, oder ob es ihm unerreichbar war. Im letzten Falle konnten sie überzeugend einsehen, daß sich David in die Stelle eines andern gesetzt. Und wer ist dieser andere? Religiöse Hebräer konnten es zu Davids Zeit wissen, daß es der Messias sey, wenn sie andere Weißagungen Davids und begeisterter Propheten damit verglichen, oder von David selbst nähere Belehrung darüber erhielten. Es ist aber auch möglich, daß die Weißagung den damals lebenden und noch vielen folgenden Geschlechtern ein Räthsel blieb, und daß sie einst durch ihre Erfüllung Licht und Klarheit bekam. Diese Klarheit könnte der Psalm für uns haben u. s. w." Die speciellen und allgemeinen Einwendungen, welche gegen die Erklärung vom Messias gemacht zu werden pflegen, werden im 48. und 49sten §. angeführt, aber auch zugleich in Anmerkungen unter dem Texte zu entkräften gesucht. Unter den allgemeineren, d. i. nicht bloß auf diesen Psalm,

Hrn. Verf. angenommene Erklärungsart ist unstreitig eine der erheblichsten diese, daß der Messias sonst immer als ein großer glücklicher Regent vorgestellt werde, daher befremde es, wenn er hier und in einigen ähnlichen Stellen als ein leidender, sterbender und wieder lebender geschildert werde. Darauf antwortet der Hr. Verf.: „Es ist noch gar nicht ausgemacht, daß der Messias im A. T. bloß als ein glücklicher großer davidischer Abkömmling und Regent geschildert werde. Dieß ist zwar ein Hauptzug in der messianischen Weißagung, aber dadurch wird die Idee von einem Leidenden, Duldenden, unschuldig Verfolgten nicht ausgeschlossen, theils weil der glänzende David in seiner Geschichte selbst als ein solcher vorkommt, theils weil der davidische Abkömmling nicht bloß als Regent, sondern auch als Lehrer, als Prophet, als Priester gezeichnet wird, und diese alle zum öftern Gegenstand des Hasses und der Verfolgung um der Wahrheit willen, und bei'm Eifer für dieselbe wurden. Dazu kommt, daß der Leidende und Duldende in allen in Anspruch genommenen Stellen immer wieder empor kommt, eine glänzende Rolle spielt, zahllose Anhänger be-

ursprüngliche Beziehung desselben von derjenigen unterscheiden, welche ihm von denen gegeben wurde, die es in diese Sammlung religiöser Gesänge aufnahmen. Diese bestimmten das längst schon vorhandene Lied, welches Klagen eines von Feinden Bedrängten und Bitten um Rettung enthält, wahrscheinlich dazu, daß es in Zeiten gemeinsamer Leiden und Bedrückungen von feindlichen Völkern das ganze jüdische Volk auf sich anwenden könne. Und um es für diese Bestimmung desto passender einzurichten, machte man ohne Zweifel hier und da Aenderungen und kleine Zusätze, zu welchen manche in dem letzten Theil des Liedes jetzt befindliche Ausdrücke gehören mögen. Von einer solchen Bearbeitung älterer Lieder, welche sich ursprünglich bloß auf Umstände irgend eines einzelnen Menschen bezogen, zum öffentlichen Gebrauch finden sich in mehreren Psalmen sehr deutliche Spuren. Wir erinnern hier nur an Ps. XIV. LI. LIII. und an die mehresten sogenannten Stufenpsalmen. Aus einer solchen Bearbeitung läßt es sich dann erklären, wie man in dergleichen Liedern neben manchen Zügen, welche auf einen einzelnen

Bey dem vierzigsten Psalm erklärt sich der Hr. Verf., nachdem er die Gründe für und wider die Erklärung von dem Messias sorgfältig gegen einander abgewogen hat, für die Meinung derer, die ihn auf David beziehen. „Alles im Psalm, heißt es S. 95., läßt sich, ohne den Sprachgebrauch zu verletzen, als Rede Davids erklären, und aus seiner Zeitgeschichte erläutern; dagegen nicht alles im Munde des Messias passen, und mit seiner Zeitgeschichte vereinbar seyn würde."

Die verschiedenen Meinungen über die Auslegung des hundert und zehnten Psalms sind §. 151 ff. classificirt, und mit mehreren treffenden Bemerkungen begleitet. Die Darstellung und Beurtheilung der Erklärung, welche im achten Bande des neuesten theologischen Journals S. 536 ff. befindlich ist, wird in den Zusätzen S. 212. nachgeholt, und verdient nicht übersehen zu werden. Des Hrn. Verfs eigene Ansicht findet man §. 156. „Man kann," sind seine Worte, „sehr wohl zugeben, daß irgend ein feierlicher Umstand in Davids Leben (vielleicht die Besiegung der Jebusiter, denen er Zion wegnahm, und nun die Bundeslade dahin brachte) die nächste Veranlassung zu diesem

seines glorreichen Abkömmlings, den er nach der Verheißung 2 Sam. VII. erwartete, erinnern. Der ganze Psalm schildert die glückliche Ausbreitung des messianischen Reichs, ohngeachtet aller Feinde und Hindernisse. Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß unser Psalm die Hauptstelle ist, aus deren unrichtiger Auslegung die Sage von einem Könige entstanden, der aus Palästina kommen, und die Völker, sonach auch die Römer, besiegen würde, weil hier ein glänzender König beschrieben wird, und die Juden bey dieser Hauptidee gewöhnlich stehen blieben." Daß dieses Lied ursprünglich auf David, bey Eroberung des Castells der Jebusiter verfertigt worden sey, ist wohl kaum zu bezweifeln. Was aber die Beziehung auf den Messias betrift; so dürften sich die Bemerkungen, welche oben bey Gelegenheit des zweiten Psalms gemacht worden sind, wohl auch auf diesen anwenden lassen.

Am Schlusse hat der Hr. Verf. den in der alexandrinischen Uebersetzung befindlichen CLIsten Psalm abdrucken lassen, und eine Erklärung der masorethischen Anmerkungen, welche man am Ende

VI.

Die neutestamentlichen Briefe übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Johann Adrian Bolten, erstem Kompastor an der Hauptkirche zu Altona. Erster Theil, die größern Briefe von Paulus. Altona, bey Kaven, 1800. 476 S. und 28 S. Vorbericht. — Zweiter Theil, die kleinern Briefe von Paulus. Altona bey Hammerich, 1801. 314 S. und 30 S. Vorbericht. in 8.

Der gelehrte Hr. Verf. behandelt nach seiner schon hinlänglich bekannten Manier in diesen beiden Theilen die sämmtlichen Briefe Pauli, den Brief an die Hebräer ausgenommen, der schwerlich von Paulus ist, und giebt sowohl in den schätzbaren Vorberichten als in den Erklärungen einzelner Stellen viele neue Ansichten, die wenigstens eine Prüfung verdienen, wenn sie auch nicht immer annehmlich befunden werden sollten. Die Uebersetzung hat noch immer nicht die Geschmeidigkeit und den Fluß, den man ihr wünschen möchte, und die Erklärungen einzelner Stellen scheinen sich oft nicht genug nach dem Genius der griechischen Sprache zu richten. Vielleicht hat die Hypothese des Hrn. Verfs, daß Paulus seine Briefe in

in aramäischer oder syrischer Sprache geschrieben, von Hermeneuten ins Griechische habe übersetzen lassen, einen bedeutenden Einfluß auf diesen Umstand gehabt, wenn sich gleich dieselbe bey Paulus am wenigsten vertheidigen läßt. Da Paulus als geborner griechischer Jude und bey seinen nachherigen Missionen unter den Griechen auch der griechischen Sprache kundig seyn mußte, welches der Hr. Vf. im Vorbericht zum ersten Theil S. VIII. selbst zugesteht; so sieht man nicht ab, warum er noch anderer griechischen Juden, des Timotheus, Titus u. s. w. zum Uebersetzen bedurft haben sollte, da er ja ihnen viel leichter die Briefe dictiren konnte, wie es der Drang seiner Geschäfte und seine ungeübte Hand im Malen griechischer Buchstaben erforderte. Die Gründe, welche der Hr. Verf. in den Vorberichten zu beiden Theilen für seine Hypothese angeführt hat, sind zwar scharfsinnig genug, aber doch für einen Kenner nicht überzeugend, und die bisher gegoltene Behauptung, daß Paulus die Briefe seinen Amanuensibus Timotheus, Titus u. s. w. griechisch dictirt habe, bleibt immer weit wahrscheinlicher. Nur der Brief an die Galater macht eine Ausnahme, denn diesen hat Paulus nach seiner eignen Versicherung Gal. 6, 11. selbst geschrieben. Aber eben deßwegen kam ihm dieser Brief sehr lang vor, weil er des Schreibens griechischer Buchstaben nicht gewohnt war. Der

Hr.

Hr. Verf. übersetzt zwar die Worte dieser Stelle ιδετε πηλικοις ὑμιν γραμμασιν εγραψα τῃ εμῃ χειρι, durch „jetzt schreibe ich euch noch einiges mit eigner Hand:“ allein Rec. kann diese Uebersetzung den Worten nicht angemessen finden, und verweist in Hinsicht der Gründe auf Koppe und Morus zu dieser Stelle. In den Einleitungen zu den Briefen ist das Nothwendigste und Hauptsächlichste kurz beigebracht, womit man in Hinsicht derjenigen Briefe zufrieden seyn kann, von denen man schon sonst weitläufigere Einleitungen hat. Allein die wegen der historischen Umstände so schwierigen Briefe an die Korinther hätten vielleicht eine etwas längere Einleitung verdient, besonders der zweite Brief, der mit so vielen historischen Schwierigkeiten kämpft. Selbst der Umstand, daß ein früherer Brief Pauli an die Korinther verloren gegangen seyn muß, ist nicht bemerkt. Was ferner die Hypothese betrift, daß Paulus ein aramäisches oder syrisches Urevangelium bey seiner Mission gebraucht habe; so hält Rec. dieselbe für sehr wahrscheinlich, wenn er gleich dieses nicht aus allen den Stellen der Briefe zu folgern wagt, die der Hr. Verf. dafür anführt. Die Stellen 1 Theff. 4, 15 ff. 5, 1. 2 Theff. 2, 1 ff. 1 Tim. 4, 1 ff. und 2 Tim. 3, 1 ff. können sehr gut aus der münd-

übrigen Apostel hatte. Dieß geht auch noch bey 1 Kor. 7. 9. und 11ten Kap. an, wenn gleich diese Stellen schon weit eher ein geschriebenes Evangelium vermuthen lassen, besonders die letzte Stelle, wo die Einsetzungsworte des Abendmahls angeführt werden, die von allen unsern Evangelien etwas abweichen. Da es hiebey auf Worte und nicht auf Gedanken ankommt, wie bey den übrigen Stellen, und da ferner die Worte am meisten mit dem Lukas übereinstimmen; so ist es sehr wahrscheinlich, daß Paulus und Lukas einerley aramäisches Urevangelium auf ihren Missionen gebrauchten, woraus beide die Einsetzungsworte übersetzt haben, wenn gleich mit einer kleinen Verschiedenheit. Vielleicht führt sie Paulus aus dem Gedächtnisse an, und Lukas mehr nach dem vor sich habenden Text, oder Lukas stilisirt sie mehr griechisch nach seiner Manier, und Paulus führt sie wörtlicher an. — Ferner hat der Hr. Verf. in Hinsicht des Briefs an die Epheser die eigne Hypothese, daß er kein eigentlicher Zirkelbrief sey, welcher von einer Gemeine der andern habe zugesandt werden sollen, [Allein das hat man mit dem Cirkularschreiben auch wohl nicht behaupten wollen, sondern nur, daß er seiner allgemeinen Einrich-

brief, den der Apostel in mehrern Abschriften an mehrere Gemeinen absandte. Da Paulus durch seinen Arrest außer Stande gewesen sey, sich durch mündlichen Unterricht um die Gemeinen verdient zu machen, so habe er nicht umhin gekonnt, sich mit ihnen schriftlich zu unterhalten, und sie, besonders ihre Lehrer, in Briefen zu belehren und zu ermahnen. Er setzte daher in dieser Absicht zu einer Zeit zwey Briefe auf, welche Tychikus auf einer Reise mitnehmen sollte, unsern Brief an die Epheser, den er für die Laodiceer bestimmt gehabt zu haben scheine, und den an die Kolosser. Weil er es nun für überflüssig hielt, mehrere einerley sagende Briefe zu schreiben, so ließ er den Brief an die Laodiceer wenigstens noch einmal abschreiben, und ihn so auch an die Epheser abgehen, zu welchen Tychikus auf der Reise nach Kolossen und Laodicea ebenfalls kommen mußte, vielleicht auch an die Hierapolitaner, deren er damals mit vorzüglicher Liebe eingedenk war Kol. 4, 13. Ja es sey möglich, daß mehrere Gemeinen Abschriften von Tychikus erhalten, oder mit seiner Bewilligung von diesem Briefe genommen hätten. — So scharfsinnig diese Hypothese auch ist, so scheint sie doch bis auf den letzten Punkt dem Rec. nicht annehmlich zu seyn. Der Apostel konnte es viel-

die Gemeine zu Ephesus verdiente vor allen andern einen besondern Brief, weil Paulus so genau mit ihr verbunden, und mit ihren Umständen und Mitgliedern so vertraut war. Hier mußte er zu viel specielles zu bemerken haben, als daß er und die ephesinische Gemeine sich mit einem allgemeinen Briefe ohne Grüsse u. s. w. begnügen konnten. Dagegen bleibt es sehr wahrscheinlich, daß Gemeinen, die Tychikus berührte, mit seiner Erlaubniß Abschriften von unserm Briefe nehmen konnten. Daß aber dieser Brief von Paulus für die ephesinische Gemeine bestimmt gewesen sey, erlaubt sein zärtliches Verhältniß zu dieser Gemeine nicht, wie wir es aus der Apostelgeschichte kennen. — Rec. wendet sich nun zur Interpretation selbst. Der Hr. Verf. bemerkt im Vorbericht zum ersten Theil S. xxiv., daß in den paulinischen Briefen sehr viele Enallagen, harte Metonymien, Inversionen, Trajectionen und Anomalien mancher Art vorkommen, welche nicht selten eine wirkliche Dunkelheit verursachten, und kann sich daher nicht überreden, daß diese aus der Feder eines Selbstverfassers geflossen seyn sollten. — Man kann immerhin zugeben, daß die Briefe des Apostels vielleicht fließender seyn würden, wenn er sie mit Muße selbst geschrieben, und nicht im Drange der Geschäfte schnell oder unterbrochen dictirt hätte. Allein der Hr. Verf. nimmt auf der andern Seite

auch

auch weit mehr von jenen Figuren in den paulinischen Briefen an, als nöthig ist, da sich manches weit leichter theils aus dem Genius der hebräischen Sprache erklären läßt, theils aus der Redeart im gemeinen Leben, oder aus der populären Sprache, worin man sich bey weitem nicht bestimmt genug ausdrückt. Ueberhaupt dürfte ein Theil jener Figuren mehr künstlich rhetorischer als wahrer Ausdruck seyn, und wenn man dieses auch dahin gestellt seyn lassen will, so sind sie doch zu häufig vom Hrn. Vf. angewandt worden. Nur ein einziges Beispiel, welches gleich bey der Hand ist, mag zum Beweise dienen. Eph. 2, 1. 2. ist so übersetzt: „An euch selbst hat er jene Macht ebenfalls „offenbart. Ihr waret nämlich in Hinsicht eurer „Sünden und Laster todt, als in welchen ihr euch „nach der Weise des jetzigen Heidenthums unter „der Leitung jenes Beherrschers der Finster„nisse, des jetzt unter den Unglaubigen so wirk„samen Geistes, herumwälztet, u. s. w." Hier sollen die Worte: κατα τον αρχοντα της εξουσιας του αερος, eine Inversion seyn für κατα την εξουσιαν του αρχοντος του αερος und αηρ als ein Synonymum von σκοτος das finstere Heidenthum ausdrücken. Allein

εξουσιαζων i. q. δυνατος ein mächtiger Herrscher, und αηρ ist hier weit eher in der gewöhnlichen Bedeutung Luft zu nehmen, als wie ein Synonymum von σκοτος in der Bedeutung Heidenthum, welches αηρ schwerlich heißen kann. Daher würde Rec. diese Stelle so übersetzen: „Auch „euch hat er beglückt, die ihr elend waret durch „Vergehungen und Sünden, denen ihr ehemals „ergeben waret nach der Gewohnheit der nicht„christlichen Welt, nach dem Beispiel des mächti„gen Herrschers der Luft, des Geistes, der es „noch jetzt bewirkt, daß die Menschen der nicht„christlichen Welt die christliche Religion verwer„fen." Auf diese Weise kann man, ohne große Veränderung der Worte und Construktion des Apostels, selbst den verflochtenen Styl des Briefes an die Epheser doch ziemlich fließend übersetzen. — Ferner scheinen dem Rec. die Uebersetzungen der Neuern, besonders im zweiten Theile, zu häufig angeführt zu seyn, ohne daß sie zur Aufklärung der Sache etwas beitragen. Die lutherische Uebersetzung kennt man so schon von Haus aus, also scheint die Anführung derselben überflüssig zu seyn. Dagegen bleibt es immer interessant, die alten Ue-

sen zu erklären gesucht hat. Bekanntlich sind die Briefe an die Korinther voll von Schwierigkeiten, woraus also Rec. einiges auszeichnen will. 1 Kor. 12, 10. wird προφητεια durch Sprachkenntnisse übersetzt, und durch Geschicklichkeit einen נביא abzugeben erklärt. Diese Erklärung führt allerdings zum begeisterten Vortrage, der durch προφητεια ausgedrückt werden soll: allein die Uebersetzung Sprachkenntnisse führt noch gar nicht dahin. Hier ist also wenigstens der rechte Ausdruck verfehlt. Eben so würde der Ausdruck Beurtheilung der Begeisterung oder begeisterter Vorträge für διακρισεις πνευματων weit treffender seyn, als des Hrn. Vfs Auslegungsvermögen von geistlichen Vorträgen, besonders da Hr. B. sehr richtig bemerkt hat, daß πνευματα metonymisch für Vorträge vom Geiste stehe, welches alsdann nichts anders ist, als begeisterte Vorträge. Dagegen wird γενη γλωσσων durch Arten, Gattungen von Sprachen, erklärt: aber durch Einsicht in gewisse Sprachen übersetzt, welches aus jener Erklärung noch nicht folgt. Wenn gleich die Sprachart des Paulus hier ganz eigen ist, so führen doch dem Zusammen-

Arten in der höchsten Begeisterung zu reden oder Vorträge zu halten. Dieß ist dem Zusammenhange des Ganzen, besonders dem 14ten Kap. weit angemessener. Aber auch in diesem Kapitel erklärt Hr. B. λαλειν γλωσσῃ durch nur eine Sprache reden und λαλειν γλωσσαις durch mehrere Sprachen reden. Allein diese Bedeutungen wollen nicht in den Zusammenhang passen, wie sich am deutlichsten aus der Uebersetzung des 2ten Verses ergiebt. „Denn wenn „Jemand nur eine Sprache redet, redet er nicht „sowohl für Menschen, als für Gott, weil ihn „Niemand versteht, und er eigentlich nur sich „selbst die Wahrheiten predigt." Wie kann man aber von Jemand, der nur seine Muttersprache redet, sagen, daß ihn Niemand verstehe, da dieses gerade im umgekehrten Falle bey mehrern zum Theil unbekannten Sprachen gelten müßte? Die Ausdrücke γλωσσῃ λαλειν und γλωσσαις λαλειν sind vielmehr völlig synonym, und bedeuten: in der höchsten Begeisterung oder Entzückung (abgerissen und unverständlich) reden. Alsdann giebt dieser Vers folgenden guten Sinn: „Wer nämlich in der Entzückung (abgerissen und unverständ-

fallenden Ausdrücken γλωσση und γλωσσαις λαλειν in den Briefen an die Korinther, beschäftigt, und hat dem ganzen Zusammenhange dieses Briefes nach keine andere, als die angegebene Bedeutung für die wahre halten können. Er ist daher auch überzeugt, daß man immer wieder darauf wird zurück kommen müssen, wenn man nicht von dogmatischen Vorurtheilen gefesselt wird, welches übrigens Rec. nicht auf den Hr. Vf. angewandt wissen will, der sich von diesen Vorurtheilen frey zu erhalten pflegt. Ihn scheint vielmehr die Schwierigkeit der Worte selbst auf seine Erklärung geleitet zu haben. Die schwierige Stelle 2 Kor. 5, 13. ειτε γαρ εξεστημεν θεῳ· ειτε σωφρονουμεν ὑμιν übersetzt der Hr. Verf.: „Um Gottes willen sind wir „närrisch, zu eurem Besten klug", und erklärt sie auf folgende Weise: „Erfordert es die Ehre Got„tes, so machen wir uns nichts daraus, wenn „man uns für Thoren ansieht; kann euer Bestes „befördert werden, so überzeuge ich euch von mei„nem Verstande." Allein dadurch scheint der Sinn, den der Zusammenhang des Ganzen fordert, noch nicht ausgedrückt zu seyn. Seine Gegner zu Korinth hatten ihn beschuldigt, er rühme sich selbst und preise sich selbst an als ein Unsinniger. Darauf hatte er schon im ersten Briefe hingedeutet, wenn er sich αφρων nannte, welches auf den Selbstruhm und die Selbstempfehlung geht, 1 Kor. 11, 16.

11, 16. 19. 12, 6. 11. Damit fährt er auch im zweiten Briefe fort, und nennt den Selbstruhm und die Selbstempfehlung αφροσυνη, 2 Kor. 11, 1. 17. 21. Nach diesem ganz eignen Sprachgebrauch muss unsre Stelle erklärt werden, denn er spricht im 12ten V. von der Selbstempfehlung. Daher ist der Sinn des 13ten V. folgender: „Wenn ich mich „nach dem Ausdruck meiner Feinde als ein Unsin„niger rühme, so geschieht es, um die Sache Got„tes, die Religion, zu befördern, und wenn ich „bescheiden bin, so geschieht es zu eurem Besten, „um euch ein Beispiel der Bescheidenheit zu ge„ben." Dagegen hat der Hr. Vf. manche andre neue Erklärung versucht, die des Beifalls nicht verfehlen wird. So erklärt er z. B. επιποθησις, 2 Kor. 7, 7. durch zärtliches Gefühl, zu welcher Bedeutung das Verbum επιποθειν 2 Kor. 9, 14. leitet. Eben so sind die Worte 2 Kor. 6, 11. το ςομα ἡμων ανεωγε προς ὑμας, Κορινθιοι, ἡ καρδια ἡμων πεπλατυνται· ου ςενοχωρεισθε εν ἡμιν· sehr gut auf folgende Weise gegeben: „Wir reden zu „euch, ihr Korinther, ganz offen, um unsern Her„zen Luft zu machen; macht eurem beklommenen „Herzen ebenfalls Luft [gegen uns]." Mehreres zur Probe auszuzeichnen würde überflüssig seyn, da sich diese Theile schon in den Händen eines großen Theils der Exegeten befinden werden. Rec. bemerkt also nur noch bloß, daß sich im Vorbe-

richt

richt zum ersten Theile auch eine gründliche und nicht animöse Vertheidigung des Hrn. Verfs gegen einen berühmten Kritiker des N. T. findet, der sich auf jeden Fall darin etwas übereilte, daß er die Manier des Hrn. B., das N. T. zu behandeln, in einer vom Ernst abweichenden Form tadelte, welche die Achtung verbietet, die ein Gelehrter dem andern schuldig ist.

—i—r.

VII.

Magazin für Prediger. Herausgegeben von D. Josias Friedrich Christian Löffler. B. I. St. 1. (Mit dem Bildniß des Hrn. Probsts u. O. C. R. Teller in Berlin.) Jena, bey Frommann. 1803. 324 S. 8.

Der ehrwürdige Teller hatte sein mit allgemeinem Beifall aufgenommenes Magazin für Prediger mit dem zehnten Bande geschlossen. Jetzt tritt Hr. D. Löffler in seine Stelle und giebt uns, wie dieß der erste Herausgeber bey seinem Abgange bereits versprochen hatte, die Fort-

nen gelehrten Forschens unter den Religionslehrern wirken und zur Belebung ihres Eifers, sich immer mehr zu vervollkommnen, guten Vorgängern nachzuklimmen und ihren Gemeinden sich immer nützlicher zu machen, beitragen werde. Die innere Einrichtung desselben hat übrigens keine wesentliche Veränderung erlitten, so wie auch die äußere eben die geblieben ist, welche das Teller'sche Magazin hatte. Rec. säumt nicht, die Leser des theol. Journals mit dem Inhalt des ersten Stücks bekannt zu machen, und ihnen es bestens zum eigenen Studium zu empfehlen.

Eine kurze Apostrophe an die Prediger Deutschlands macht gleichsam das Proömium. Hr. Dr. L. erinnert daran, wie sehr die Wirksamkeit des Berufs der Prediger von ihrer Tüchtigkeit und Brauchbarkeit und von ihrem Eifer, die Religion nach den Umständen der Zeit und des Orts fruchtbar zu machen, abhange, und fordert sie auf, nichts, was zu diesem Zweck geschehen muß, zu unterlassen. In dieser Hinsicht rathet er ihnen, nicht nur die praktischen, sondern auch theoretischen Geschicklichkeiten, die auf die Verwaltung ihres Amts und auf die Wirksamkeit desselben, so wie auf die Achtung ihrer Person, von dem größten

Philosophie, und bahnet sich dadurch den Weg zu einer sehr interessanten Abhandlung in der ersten Abtheilung, über die Frage: Kann dem christlichen Prediger des 19ten Jahrhunderts die philologische Gelehrsamkeit, oder das Studium der Philosophie erlassen werden? Der Hr. Verf. zeigt, daß dem christlichen Prediger des neunzehnten Jahrhunderts, wenn er anders der seyn will, der er seyn soll, es weder an philologischer Gelehrsamkeit, noch an Kenntniß der Philosophie fehlen darf. Nicht an jener; denn er soll ja als christlicher Prediger die Lehre Jesu vortragen, folglich muß er auch die Bücher, in welchen diese enthalten ist, zu verstehen im Stande seyn; er muß wissen, ob und in wie weit diese Bücher ächt oder nicht ächt sind, und welches der Sinn ihrer ächten Worte ist; er muß also der Sprachen, in welchen diese Bücher geschrieben sind, kundig seyn, und Kritik und Auslegungskunst verstehen. Auch muß er eine genaue Kenntniß des Alterthums, so weit dieses auf die Erklärung einzelner Stellen Einfluß haben kann, besitzen u. s. w. Und das alles um so mehr, weil er von diesen Büchern und dem in ihnen gefundenen Sinn einen weitern Gebrauch für den Glauben, die Gesinnung und das Verhalten anderer machen soll, und weil diese Schriften das Ansehen göttlicher Bücher erhalten

 haben.

haben. Lauter Belege, daß der praktische Religionslehrer, schon bey dem Antritte seines Amts so weit gekommen seyn müsse, daß er den Sinn der heiligen Schrift, den er nun lehren soll, erforschen und die Auslegung anderer beurtheilen könne. Aber freilich muß er auch sich während seines Amts in dieser Geschicklichkeit erhalten, und üben, sie erweitern und erhöhen, weil die Wissenschaft nie völlig beendiget wird, die Einsichten und Geschicklichkeiten des Menschen eines steten Wachsthums fähig sind und die neuen Erläuterungen, welche von Seiten der Ausleger für unsere h. Schriften gemacht werden, oft den christlich kirchlichen Dogmen eine ganz veränderte Gestalt geben, welche dann von dem wesentlichsten Einfluß auf den Zweck des Predigtamts und die Lehrart in demselben ist. Auch muß er eben deßwegen mit der Geschichte der christlichen Kirche selbst, ihrer Lehrsätze, Gebräuche und Einrichtungen, immer vertrauter werden. Der Hr. Verf. erläutert das, was er über den Werth und die Nothwendigkeit eines gründlichen Studiums der h. Schrift gesagt hat, mit einigen Beispielen und zeigt, wie nur der, welcher mit diesem bekannt und zugleich Philosoph ist, z. B. über die jetzt noch

ihn denn zum zweiten Theil seiner Abhandlung, wo er von der Nothwendigkeit des Studiums der Philosophie und der Uebung in Beurtheilung des Wahren durch allgemeine Gründe, redet und unter andern zeigt, wie selbst die, die an eine unmittelbare Offenbarung glauben, dieses Studiums nicht entbehren können, welches Rec. aber, um nicht in Versuchung zu gerathen, die ganze schöne Abhandlung abzuschreiben, der eigenen Lectüre und Beherzigung der Religionslehrer überläßt.

Die zweite Abtheilung liefert uns eine raisonnirte Anzeige interessanter theologischer Schriften, dießmal der ältesten Theodicee &c. von Teller und des Commentars über die drey ersten Evangelien, von Paulus. Beide Anzeigen enthalten einen Schatz von feinen exegetischen und andern für den Prediger und Katecheten lehrreichen Bemerkungen. Sie zeigen überdieß, wie man Schriften lesen und studiren müsse, wenn diese Lectüre und dieses Studium nicht oberflächlich seyn, sondern fruchtbar werden soll, und werden eben dadurch ein schöner Pendant zur ersten Abhandlung, der uns in Beispielen lehrt, wie geprüft und wichtig die in jener aufgestellten Ideen sind. Sie haben also auch für den Predi-

das praktische Moment derselben aufmerksam und lehren, welchen Gebrauch er von den angestellten Untersuchungen als Religionslehrer zu machen und welche Resultate er für die geschicktere Führung seines Amts daraus zu folgern habe.

Die dritte Abtheilung giebt 1. Entwürfe zu Predigten und Reden über die angeordneten und über selbst gewählte Texte; 2. Casuistische Entwürfe und Reden. Rec. fiel bey dieser Abtheilung der Gedanke ein, ob es nicht gut seyn möchte, wenn Hr. L. diese Rubrik weniger stark machte und lieber, wie auch schon Teller gewissermaßen in seinem Magazin that, eine Sammlung vorzüglich schwieriger oder nicht ganz alltäglicher Thematum gäbe, und sie mit Winken zur zweckmäßigsten Bearbeitung derselben begleitete — oder auch bey leichtern und mehr gewöhnlichen Hauptsätzen nur auf die Seiten hindeutete, von welchen sie bis dahin weniger gefaßt oder behandelt worden sind, wobey dem Hrn. Verf. es immer unbenommen bleiben könnte, die ihm am meisten gelungenen Stellen auszuheben oder in extenso zu geben. Wenigstens würde dadurch für denkende Prediger — und für diese sollte dieß

wenig hinzuzusetzen übrig lassen. Die in der vorliegenden Abtheilung gegebenen sind theils von dem Hrn. Herausgeber selbst, die, wie man leicht denken kann, musterhaft sind, theils von andern, z. B. E. Troschel, Pischon, Gebhard, Tischer, Härter, Treumann, Natorp. Sie sind insgesammt nicht schlecht, manche recht gut, doch kann man sich bey einigen kaum des Gedankens erwehren, daß der Grund zur Aufnahme wohl in besondern Verhältnissen gelegen habe. Rec. würde wenigstens, wenn er ein Prediger-Magazin zu redigiren hätte, ein paar kaum aufgenommen haben. Am wenigsten haben ihm manche Gebhardsche Entwürfe gefallen, wenn man gleich in ihnen den denkenden Mann nicht verkennen kann. Die am Sonntage nach dem Christfeste über die Frage: Wie sich der Religionslehrer zu verhalten habe, wenn er fürchten muß, durch seine Lehre Anstoß zu verursachen? eignet sich mehr, wie schon ein anderer Rec. in einem andern Journal bemerkt hat, zu einer Abhandlung oder Vorlesung in einer Prediger-Conferenz, als für die Kanzel. Der Hr. Vf. schien dieß selbst zu fühlen. Er entschuldigt sich deßwegen im Eingang, glaubt aber doch, daß es Fälle geben könne, wo sich der

mehr als irgend eine andere für diese gehöre. Das kann denn nun freilich Rec. nicht absehen und glaubt vielmehr, daß solche apologetische Predigten, wenn sie auch mit noch so viel Delikatesse und Vorsicht gearbeitet sind, nach allen gemachten Erfahrungen gewöhnlich das Gegentheil von dem bewirken, was sie bewirken sollen, und den Zuhörer mehr mißtrauisch machen, anstatt daß sie ihn fester an den Prediger anketten sollen.

Die vierte Abtheilung enthält im ersten Abschnitt Katechesen und Materialien dazu, im zweiten Liturgik und liturgische Formulare. Zu jenen Katechesen haben dießmal Dolz und Gebhard schätzbare Beiträge geliefert; der liturgische Abschnitt giebt das Kirchengebet am Neujahrstag 1801. für das Herzogthum Gotha und Altenburg, das Charfreitagsgebet von 1803. vom D. Hufnagel, und ein Trauungsformular für eine Landgemeinde. Das Charfreitagsgebet ist kurz und in der bekannten Manier des würdigen Hrn. Verfs., der das Originelle liebt und nicht gut nachgeahmt werden kann; das Gebet am Neujahrstage 1801. ist wahrscheinlich vom Hrn. Herausgeber selbst, sehr gedacht, nur etwas lang, obgleich freilich der

nicht an Bibelsprüchen fehlen, die gut gewählt, und gewiß bey Trauungen, besonders der Art, sehr zweckmäßig sind. Hier und da würde ein kleiner Zusatz zur Erläuterung nicht unrecht gewesen seyn, z. B. bey dem gewöhnlichen, welches der Hr. Vf. wahrscheinlich nur um nicht anzustoßen beibehielt: Was Gott zusammenfügt u. s. w. Auch würde Rec. die lange Frage an den Bräutigam und an die Braut, in zwey, um desto verständlicher zu werden, zerlegt haben.

Die letzte Abtheilung ist, wie bey Teller, historischen Inhalts und handelt dießmal von den Prediger-Synoden in Westphalen, wo sie uns zugleich die bey der ersten in diesem Jahrhundert zu Hagen in der Grafschaft Mark vom Hrn. Prediger Kleinschmidt zu Altena gehaltene Predigt giebt; und dann enthält sie die Entscheidung der Frage: Wenn jüdische Eheleute zum Christenthum übergehen wollen, doch der Mann zuerst und allein sich will taufen lassen, weil die Frau theils noch nicht zulänglich unterrichtet, theils kränklich ist und häusliche Abhaltung hat; kann dieses dem Manne nachgegeben werden? Aus den Acten des Berlinischen Oberconsistoriums. — Sie leidet kei-

VIII.

Predigten über freie Texte. Von Karl Gottlieb Fischer, weil. Pfarrer am königl. großen Hospital zu Königsberg in Preußen. Mit einer Vorrede von D. Jenisch. Königsberg bey Goebbels und Unzer. 1803. 409 S. gr. 8.

Der verewigte Verf. war als treflicher Religionslehrer und edler Mann lange nur den Gliedern seiner Gemeine und seinen Freunden theuer. Seine späten schriftstellerischen Arbeiten zeigten ihn in jenen schätzbaren Eigenschaften auch dem Publikum, und erwarben ihm die reine Hochachtung desselben. Wir haben die trefflichen Homilien dieses würdigen Mannes mit der verdienten Empfehlung angezeigt *), und können auch diese Predigten ihnen an die Seite stellen. Gewiß, wir würden über Mißverstehen, Geringschätzung und Verkennung der christlichen Lehre weit weniger klagen dürfen, wenn ihr Geist immer so richtig aufgefaßt, und in den öffentlichen Vorträgen so befriedigend dargestellt würde, wie es in den vorliegenden geschieht. Es sind ächt biblischchristliche Predigten, eigentliche exegetisch-praktische Vorträge,

*) N. theol. Journal 12ter Bd. S. 193.

träge, genaue Bearbeitungen anziehend gewählter biblischer Texte. Solche Vorträge müssen nun entschieden wohlthätig für die Werthschätzung des Geistes der christlichen Religionsurkunden wirken. Man kann nun nicht einwenden, daß der Prediger seine befriedigenden Lehrvorträge der evangelischen Lehre nur substituire, und daß es etwas ganz anders um den religiösen Unterricht der heutigen gebildeten Vernunft und der alten Christuslehre sey. Man erblickt vielmehr durch solche biblisch-praktische Entwickelungen die Harmonie beider: was, zur reinen Religions- und Sittenlehre gehörig, auf philosophischen Kathedern oft mit schweren Kraftformeln gelehrt wird, hat der Stifter des Christenthums wirklich mit einfachen Worten gelehrt. Es ist hier kein Streit über Urprincipe: mögen diese verschieden seyn. Rec. hat es nie loben können, wenn man ängstlich nach einem Hauptprincip der christlichen Sittenlehre suchte, und es heute Kant'isch, morgen Ficht'isch deutete. Jesus war Volkslehrer! Man bearbeite seine einfachen, heiligen Vorschriften in seinem Geiste, und sie werden dahin führen, wohin alle ächt philosophischen Sittenlehren leiten, zum reinen Tugendstreben; sie standen fest, und werden feste ste-

Nur zu Einer Unannehmlichkeit, die die Einheit und Wirkung dieser Vorträge, als eines Ganzen, stört, hat den Hrn. Verf. seine praktisch exegesirende Methode verleitet. Er glaubte nämlich jeden Ausdruck des Textes erklären zu müssen. Da nun diese Vorträge keine Homilieen sind, so verliert sich bisweilen der Faden des zusammenhängenden Vortrags, das Ganze wird zerstückelt, die deutliche Uebersicht wird erschwert, und die Wirkung der Ausführung des Hauptsatzes geschwächt. Diesen Fehler tragen vorzüglich die drey ersten Predigten, die uns überhaupt, so wichtig auch ihr Hauptinhalt ist, am wenigsten befriedigten. Ihre Hauptsätze sind: Das Reich Gottes ein Stand der Freiheit, über Joh. 8, 31. 32. in zweien Predigten. Der Inhalt der folgenden ist: Alle Gesetze Gottes zwecken auf unsere Wohlfahrt ab. Jesa. 48, 17. 18. Die Gesetze Gottes, auch als heilsame Rathschläge betrachtet, sind dennoch heilig und unverletzlich. Micha 6, 8. Wer recht thut, der ist gerecht. 1 Joh. 3, 7. Vortreflich ist hier das Mißverstehen der Begriffe Gerechtigkeit, Glauben und Werke aus einander gesetzt. Ob es leicht oder

men Wandel aus der Auferstehung Jesu. Röm. 6, 4. Am Osterfeste. Das wie ist in beiden Predigten nicht deutlich entwickelt, weil es sich wohl auch nicht deutlich entwickeln läßt. Herrliche Wirkungen des Werks Jesu bey denen, die es recht anwenden. Röm. 6, 22. Am zweiten Ostertage. Die Sorge dessen, dem Jesus theuer und ehrwürdig ist. Kol. 2, 6. 7. Rechtschaffener Wandel die beste Gottesverehrung. Psalm 15. Wie viel wichtiger es ist, sich selbst zu kennen, als Andere. Gal. 6, 4. Eine Predigt voll trefflicher Bemerkungen. Bekehrung des Sünders der Weg zur Glückseligkeit. Hesek. 33, 11. Ob man in Sachen der Religion sich der Vernunft bedienen dürfe? 1 Kor. 2, 14. Pfingstpredigt. Welchen Gebrauch sollen wir in der Religion von unserer Vernunft machen? 1 Kor. 2, 14. Christen müssen den Geist Jesu in Gesinnungen und Handlungen haben. Röm. 8, 9. Pfingstpredigt. Denkart und Handlungsweise des Christen, der nach Vollkommenheit strebt. Philipp. 3, 12. Trost eines ruhigen Gewissens bey frommen Lebenswandel. Ebr. 13, 18. Klage über die Verschlimmerung der Zeiten. Mich. 12, 2.

der im Texte vorkommenden beiden Ausdrücke: Heilige und Gläubige. Die eigentliche Behandlung des Thema enthält erst die folgende Predigt über denselben Text: Klage über die Verschlimmerung der Zeiten, und was wir thun müssen, ihr zu begegnen? — Was für Hoffnungen besserer Zeiten lassen sich aus dem Werke Jesu schöpfen? Ueber das Evangel. am 1sten Adventssonntage.

T**.



IX.

Die vier Evangelien, zu synthetischen Homilieen skizzirt von Joh. Jakob Friedrich Vogelgsang, Hochfürstl. Oetting-Oettingischen und Oetting-Wallersteinischem Kirchenrath und Pfarrer zu Trochtelfingen. Nördlingen, bey Beck. 1801. in kl. 8.

Wir können nur die wenigsten der vorliegenden Skizzen zu pragmatischen Vorträgen über die Evangelien für Homilieen nach dem angenommenen Begriff erklären. Schon die Bemerkung, daß sie über die ganzen Evangelien vom ersten bis zum letzten Vers derselben sich erstrecken, muß den nachdenkenden Leser voraus an der richtigen Bezeich-

zeichnung des Titels zweifeln lassen. Denn wer dächte nicht sogleich an das Geschlechtsregister, mit welchem das erste Evangelium eröffnet, und fragte sich: wie ist es möglich, über dasselbe in der Form einer Homilie zu predigen? Und doch bearbeitete der Hr. Verf. auch diese ersten 17 Verse, indem er sieben Sätze über Familien- und Stammbäume mittheilt. Hier giebt also der unfruchtbare weitläufige Text bloß Veranlassung zur Behandlung eines einzelnen Gegenstandes, und ein solcher Vortrag ist keine Homilie. Doch, wir wollen die Form, in welcher die hier den Evangelien angereihten Materialien mitgetheilt werden, unsern Lesern näher bezeichnen, und dann dem uns durch seine anderweitigen gelehrten Arbeiten achtungswerthen Hrn. Verf. einige Bedenklichkeiten mittheilen. — Die vier Evangelien werden hier Vers für Vers nach willkührlich gemachten Abschnitten bearbeitet, und zwar nicht in regelmäßigen Dispositionen, sondern so, daß nur diejenigen unter einen Hauptsatz gehörigen Lehren, welche sich gerade aus jenen Versen ableiten lassen, mitgetheilt werden. Der Hr. Vf. sucht nämlich immer mehrere Verse unter einen Hauptgesichtspunkt zu brin-

arbeitung bestimmt. Also keine praktische Bearbeitung des Textes nach allen seinen fruchtbaren Ansichten, sondern nur Benützung desselben für die Erläuterung des oft nur nach dem Hauptinhalt Eines Verses gewählten Satzes. So läßt z. B. der Hr. Verf. bey Matth. 5, 20—26. den vielseitigen fruchtbaren Inhalt des Abschnittes liegen, um, eigentlich nach Veranlassung des 27sten Verses, zu reden: Ueber Anhänglichkeit an das Alte in Religionssachen, und das Ganze dieser Skizze besteht in folgenden drey Sätzen. „Das Ansehen derer, die dafür eingenommen sind, sey noch so groß, das soll uns nicht irre machen, V. 20. Das Gute des Alten wollen wir nicht verkennen, aber wenn das Neue besser ist, wollen wir es ihm vorziehen, V. 21. 22. Die religiösen Cärimonien der Alten wollen wir in ihrem Werthe lassen, aber uns überzeugen, daß sie ohne Uebung reiner Tugend für uns schlechterdings keinen Nutzen haben, V. 23—26. Diese Probe sey zugleich Beleg zu unserer obigen Bemerkung über den Namen Homilie, und verdeutliche des Hrn. Verfs Behandlungsart des biblischen Textes.

Nach unserm Urtheile enthalten nun diese sogenannten Homilieen allerdings recht nützliche Ma-

sinnige Deutung: es ist auch sehr begreiflich, daß unter so vielen Abschnitten sich hier und da manche auch bey der vorliegenden Methode zu vollständigen Homilieen eignen mußten. Allein gegen die Methode selbst, biblische Bücher auf solche Art zu bearbeiten, hätten wir manches zu erinnern. Soll einmal über die gesammten Evangelien Vers für Vers geprebigt werden, dann kann von keinen Regeln bey der Wahl des Textes und den nothwendigen Erforderniſſen deſſelben, als eines zweckmäßigen, mehr die Rede seyn; dann wird auch über Geschlechtsregister geprebigt, dann können weder exegetische Schwierigkeiten, noch Anstoß durch Dunkelheit des Textes, noch Unfruchtbarkeit der Erzählung, noch irgend ein Unterschied zwischen allgemeingültigen und temporären Lehren, zwischen moralischen Vorschriften und bloßen Klugheitsregeln ꝛc. ꝛc. berücksichtigt werden. Noch ist diese Uebergehung jener homiletischen Regeln für die Wahl des Textes bey den populärern Evangelien, und unter der Hand des Hrn. Verfs vielleicht am ersten zu übersehen, aber Rec. müßte den Geist des schreibelustigen Zeitalters nicht kennen, um nicht zu fürchten, daß wir bald die sämmtlichen Briefe der Apostel mit allen ihren temporären Beziehungen und rabbinisirenden Argumentationen, nebst der Apokalypse, ja wohl auch die gesammten Bücher Mosis und der Pro-

 pheten

pheten in solchen skizzirten Homilieen erhalten werden, und gedenkt, zu seiner Zeit im N. theol. Journ. an die Erfüllung seiner Weißagung zu erinnern. Aber die Behandlungsart des Hrn. Vfs führt noch andere Unbequemlichkeiten mit sich, die zum Theil aus der Vernachlässigung jener Regeln fließen. Da er nämlich bey der Wahl der Textabschnitte stets darauf bedacht war, diejenigen Verse zusammenzunehmen, welche Materialien zu dem Hauptsatz liefern könnten, so übersah er oft allen schicklichen Zusammenhang und die natürliche Abtheilung der Verse. Ganz verschiedenartige Geschichten werden in Einen Text verwebt; gleich wie in unsern Pericopen fängt bisweilen der Text mit einer Antwort an: zur Bearbeitung des Satzes: Ueber das viele Elend in der Welt, fängt z. B. der Text Matth. 14, 12. an: „Da kamen seine Jünger und nahmen seinen Leib und begruben ihn." Die Evangelien sollten ferner Vers für Vers, immer unter allgemeinen Hauptsätzen praktisch bearbeitet werden: natürlich ist es also, daß manche Verse wenigen Stoff leihen, und daher die Bearbeitung eines Satzes dürftig ausfällt, daß um des Hauptsatzes willen manches in den Text hineingelegt wird, daß man häufig gezwungene Anwendungen

Hr. Verf., um den gewählten Satz durchzuführen, den treflichen Inhalt desselben bisweilen liegen läßt, und sich nur an die Form des Vortrags hält, daß Gegenstände abgehandelt werden, denen wir nicht die Würde religiöser Vorträge zugestehen können, daß öfters anthropologische, psychologische, diätetische Vorschriften, auch bloße Klugheitsregeln in Gestalt moralischer Wahrheiten aufgestellt werden. Einige Beispiele mögen noch unser Urtheil rechtfertigen: bey Matth. 5, 1—12. wird mit Uebergehung des eigentlichen Inhalts zum Hauptsatz, weil ein solcher gewählt werden sollte, gemacht: Allerley Art, den Weg zu den Herzen unserer Zuhörer zu finden, und den ersten ausgenommen, wird bey allen Untersätzen auf V. 3—12. verwiesen. Nach Matth. 13, 1—23. wird untersucht: Was hat der zu thun, der gern viel Gutes schaffen möchte? und nach dem ersten Vers: „Jesus gieng aus dem Hause und setzte sich an das Meer" die Lehre gezogen: er muß sich in Zeit und Umstände schicken, und kein Freund der Bequemlichkeit seyn. Unter diejenigen Sätze, welche Rec. nicht für die Kanzel bearbeiten möchte, gehören unter andern: Gute Lehren für solche, die Andere zur Ausrichtung irgend eines Geschäftes absenden: Gute Lehren für

die sie gesandt werden: Ueber gräuliche Anblicke: Ueber Accuratesse: Ueber Tischgespräche: Ueber Speculationen: Ueber schwangere Frauen (nach Luc. 1, 39—56. „Es ist ihnen und ihrer Leibesfrucht sehr heilsam, sich fleißig Motion zu machen. V. 39.!): Ueber Aufenthaltsorte rc.

Nach diesen Bemerkungen sind diese Homilieen nur denjenigen zu empfehlen, welche manchfaltige praktische Materialien zu sammeln wünschen, die sie dann nach eigener Methode zu bearbeiten verstehen.

T**.

X.

Predigten, in Gegenwart Ihrer Majestäten, des Königs und der Königin von Preußen, der königlichen Prinzen, und eines Theils des königlichen Hofes, in der Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam gehalten von J. C. Pischon, Hofprediger Sr. Majestät des Königes. Leipzig bey Barth. 1803. 357 S. gr. 8.

punkte noch aus einem andern speciellen zu betrachten, sie nämlich als Predigten zu beurtheilen, die vor einem ganz gebildeten Kreise gehalten wurden, und daher zu erwarten, daß sie auch ganz nach den geistigen Bedürfnissen desselben abgefaßt, die ausgesuchtesten Gegenstände in ihnen behandelt, die religiöse Stimmung, die Maximen, Zweifel, Ausflüchte, Sitten ꝛc. ꝛc. der großen Welt fest im Auge behalten, die nöthigen Erläuterungen aus dem Kreise der Erfahrungen dieser Welt genommen seyn, die Predigten dadurch einen eigenthümlichen Charakter erhalten haben würden, und die Sprache in ihnen sich durchaus höher hebe. Bey öffentlichen Vorträgen kommt nicht bloß die Materie, sondern auch die Form und Ausführungsmethode in Anspruch. Andere Forderungen ergehen an den Landprediger, andere an den Hofprediger. Hätten wir nun bey der Beurtheilung vorliegender Predigten nichts anders zu beachten, als diese Grundsätze, so würden sie — wir gestehen es — bey allen ihren anderweitigen Vorzügen, uns nicht befriedigen. Doch, die Vorrede des würdigen Hrn. Verfs weißt der Kritik noch einen andern Standpunkt an. Die Hofkirche in

vom Throne bis zu den Hütten des Landmanns reicht, aus denen ja ein Theil der Krieger genommen ist? Es macht vielmehr der Gewissenhaftigkeit des Hrn. Verfs Ehre, daß er sich durch die Gegenwart des Hofs nicht blenden und abhalten ließ, für die Bedürfnisse des größern Theils seiner Zuhörer Sorge zu tragen, so wie es dem königl. Hofe Ehre bringt, Sinn für eine so populäre Darstellung der Religionswahrheiten zu haben. Die Predigten des Hrn. Verfs sind nämlich so faßlich, daß Rec. sie größtentheils auch einer Landgemeine vortragen zu dürfen glaubte. Da sie nun übrigens durch die Wahl sehr praktischer Materien, durch deutliche Entwickelung, Reinheit der Grundsätze und Wärme des Vortrags sich empfehlen, so möchte diese Anzeige dazu dienen, ihnen einen desto größern Kreis der Leser zu erwerben, da viele solche Predigten, welche für die Bedürfnisse einer Hofgemeinde besonders berechnet sind, nicht gerne lesen mögen, weil sie durch so manches, was aus localen und temporären Beziehungen hervorgeht, ihre Andacht und Belehrung unterbrochen zu sehen fürchten. Das wird hier nicht geschehen. Selbst in der 8ten Predigt z.B.: Wie wir das Gute, welches wir, jeder in seiner Lage, finden, genießen sollen: die sich durch den Zusatz: Bey dem Kirchgange der Königin gehalten, als

Casualrede ankündigt, findet man nur in dem Schlußgebete Berührung jener Feierlichkeit. — Eine homiletische Unbestimmtheit ist es, daß die Hauptsätze beinahe durchgängig zu speciell angegeben sind, indem sie nur den Inhalt Eines Haupttheils bezeichnen, wie z. B. in der 10ten Predigt erst der dritte Theil die Ausführung des Hauptsatzes enthält.

Die interessantesten Hauptsätze dieser Predigten sind folgende: Es ist thöricht und schädlich, die Gränzen überschreiten zu wollen, welche unserm religiösen Wissen gezogen sind. Text, Matth. 11, 2. 3. Es ist viel werth, ein ehrlicher Mann zu seyn: und von den Mitteln, ein ehrlicher Mann zu bleiben. Beide über Joh. 1, 47. Wie die Freunde der Religion ihr auch bey Andern Achtung und Eingang verschaffen können. Matth. 5, 16. Ueber den Charakter des Richters Jesu. Matth. 27, 20—26. Wozu wir die Erfahrung benützen sollen, daß manche Menschen weniger gut sind, als wir es dachten. Luc. 17, 17. 18. Warum wir uns in unserm Verhalten nicht immer nach Andern richten sollen. Sprüchw. 29, 25. Von der Liebe zum Vaterlande. Philipp. 2, 2—4. Am Tage der Thron-

glücklich geworden sind. Röm. 14, 4. Wie wir die Hindernisse besiegen können, die uns abhalten, so gut zu werden, als wir es gerne seyn möchten. Röm. 7, 19. An einem Bußtage. — Wozu uns das Gute, welches wir unsern Königen verdanken, ermuntern soll. Am hundertjährigen Krönungsfeste. Pred. 10, 17. Rühme nicht die Vergangenheit auf Unkosten der Gegenwart. Pred. 7, 11.

†**.

XI.

Neue homiletisch-kritische Blätter. Vier Quartalhefte für 1801. 764 S. Vier Quartalhefte für 1802. 802 S. in gr. 8. Stendal bei Franzen und Große. 1801. 1802.

Diese nützliche Zeitschrift wurde ihrer Tendenz, ihrem Inhalte und Werthe nach im N. theol. Journale bereits angezeigt. Sie hat bisher ohne innere Veränderung den Gang ihres nützlichen Wirkens fortgesetzt. Nur an ihre Fortdauer sind also die Leser des N. theol. Journals in dieser kurzen Anzeige zu erinnern. Ueber specielle Kritiken und Aufsätze erwartet man in einem Journale von allgemeinerm Inhalt keine neue besondere Kritik.

Die

Die vorliegenden acht Quartalhefte enthalten 128 Recensionen und 8 Abhandlungen folgenden Inhalts. Ueber Predigerlectüre. Rec. kann es nicht verheelen, daß es ihm traurig dünkt, wenn Prediger noch dieser oberflächlichen Anleitung bedürfen: er glaubt, daß sich über Predigerlectüre anderweitige Bemerkungen mittheilen ließen, wenn man nicht mißverstanden zu werden fürchten müßte. Die große Schwierigkeit für so viele schlechtbesoldete Prediger, bey dem übermäßigen Preiße der Bücher auch nur zur Lectüre der unentbehrlichsten zu gelangen, ist durch die mitgetheilten Vorschläge nicht gehaben. Es muß mit der Lage des Predigerstandes durchaus anders werden; er kann sich unter so drängenden Contrasten nicht mit Würde erhalten! — Wie bereiten wir uns am besten auf unsere Amtspredigten vor? vom Hrn. Pred. Müller. Das steht in jeder guten Homiletik beschrieben! Und so gar nichts neues enthält dieser Aufsatz! — Beitrag zur Beantwortung der Frage: Soll der Landprediger den Religionsunterricht der Jugend allein, oder in Verbindung mit dem unstudierten Schullehrer besorgen? Der Hr. Vf. will, daß jener Religionsunterricht den unstudierten Lehrern nicht ganz abgenommen werden, sondern, wenigstens den ersten Anfangsgründen

nach,

nach, überlassen bleiben soll, und daß die Prediger an der möglichen Verbesserung der Schulen und der Fortbildung und Leitung ihrer unstudierten Lehrer sorgfältig arbeiten. In beidem werden ihm alle, die über obige Frage mit Sachkenntniß und Erfahrung urtheilen, gerne beistimmen. Ueber sonntägliche Katechisationen in Landkirchen. Viel Gutes zur Beherzigung. Ueber die Bescheidenheit der Candidaten im Umgange und im Religionsvortrage. Ueber die zweckmäßige Einrichtung der sogenannten Anzugs- und Abschiedspredigten, vom Hrn. Pred. Müller. Je mehr man in solchen Predigten Mangel des feinen Tacts bemerkt, desto mehr verdienen die hier mitgetheilten Regeln Beherzigung. Worüber sollte man eigentlich nicht predigen? Ein Wort zu seiner Zeit, damit wir nicht endlich noch Predigten über das Theater erhalten! Was ist vom Hausbesuche des Predigers zu halten, und, wie ist er einzurichten? vom Hrn. Pred. Müller.

T**.

XII.

XII.

Allgemeine Liturgie, oder Versuch einer möglichst vollständigen Sammlung von Gebeten und Anreden bei dem öffentlichen Gottesdienst und andern feierlichen Religionshandlungen, herausgegeben von Heinrich Wilhelm Frosch, Feldprediger bei dem Königl. Preuß. Kuirassierregiment von Werther. Erster Theil, welcher die Gebete enthält. Ratibor, 1802. Auf Kosten des Verfs und in Kommission bei Gehr und Kompagnie in Breßlau. 48 Bogen in 4.

Hr. Frosch hatte bey dieser von ihm veranstalteten allgemeinen Liturgie die Absicht, dem Prediger für die in seinem Amte vorkommenden und in seiner Agende theils gar nicht, theils nicht hinlänglich und nicht befriedigend genug besorgten Fälle, einen möglichst großen Vorrath von entweder eigenen oder fremden, meistens aus den schon vorhandenen liturgischen Sammlungen entlehnten, doch oft in mehrern Stellen abgekürzten

ches sich der Hr. Herausgeber durch diese Liturgie erwerben konnte, schränkte sich also hauptsächlich darauf ein, daß er die besten Quellen und Schriften, aus denen er schöpfen mußte, kannte, aus ihnen mit Kenntniß und Geschmack wählte, mit Geschmack änderte und keinen Fall übersah, für den der Liturg eines Führers und Rathgebers bedarf. Und dieses Verdienst hat sich Hr. Frosch erworben, und es ist nicht zu läugnen, daß er in diesen verschiedenen Hinsichten viel geleistet hat, wenn er auch nicht alle Wünsche erfüllt haben sollte. Er hat mit Fleiß aus den neuesten und meistens besten Schriften, die er auch fast jedesmal nennt, gesammlet, ist sehr auf Vollständigkeit bedacht gewesen, und hat nicht leicht einen Fall übergangen, der dem Liturgen vorkommen könnte, hat fast für jeden Fall mehrere Gebete gegeben, die auch wohl im Ton und in der Sprache sich unterscheiden und auf ein verschiedenes Auditorium Rücksicht nehmen, hat mit Kenntniß und Geschmack abgekürzt und geändert, und verdient also nicht in die Reihe der kopflosen Compilatoren gestellt zu werden. Ob er aber bey dem allen nicht noch manchen Wunsch dem denkenden Liturgiker übrig gelassen und ob seine Sammlung in mancher Hinsicht nicht noch zweckmäßiger seyn könnte, ist eine andere Frage, die Rec. bejahen zu müssen glaubt. Nur auf einiges will er aufmerksam machen.

Zu-

Zuerst scheint dem Hrn. Herausgeber manche Schrift, welche er hätte benutzen können, unbekannt geblieben zu seyn, z. B. die Bernburger Agende von 1800., Küsters Liturgie bey Beerdigungen, dessen Altarliturgie, das kleine liturgische Handbuch von Schlegel, die liturgischen Aufsätze von Götschel u. m. Auch die bey Gelegenheit des theophilanthropischen Cultus herausgekommenen Schriften hätten ihm, so wie manche andere, mags seyn, verrufene Sammlung, z. B. von Priestley, Williams, Krause ꝛc. nützliche Dienste leisten können. Daß er die Mutzenbecher'sche Agende nur nach der ersten Ausgabe benutzt hat, ist Schade, aber wahrscheinlich kam ihm die zweite von 1801. erst zu Gesicht, da er seine Collectaneen schon ziemlich geordnet hatte.

Zweitens übersahe er vielleicht auch eben deswegen, weil er nicht alle neue liturgische Sammlungen vor sich liegen hatte, manchen Fall, für den die benutzten schwiegen und für welchen doch der Liturg gern ein Formular gehabt hätte. So fehlt z. B. bey aller Reichhaltigkeit der ersten

Rubrik: Altargebete am Schlusse des öffentlichen Gottesdienstes, ein Gebet am Jahres- und Kirchenjahres-Schluß; unter den Abkündigungen in der neunten Rubrik vermißt man eine Ordinations-Introductions-Abkündigung u. s. w.

Und doch scheint drittens auf der andern Seite die Sammlung zu reichhaltig zu seyn und zu viel zu geben, welches nicht frommen kann, und die Käufer, indem es die Bogenzahl vermehrt und den Preis theuer macht, abschreckt. Wozu z. B. die vielen allgemeinen Kirchengebete, wozu die vielen Gebete für die Wochenbetstunden, die noch dazu fast alle dieselben Ideen wiederholen, und auch in der Darstellung und im Ton sich wenig unterscheiden, welches letztere auch wohl nicht nöthig seyn möchte, da das Auditorium in diesen Betstunden sich überall ziemlich gleich ist.

Viertens, auch bey der Auswahl der aufgenommenen Gebete ist der Hr. Herausgeber nicht überall streng genug gewesen und es ist manchmal, als wenn es ihm nur aufs Viel haben und Viel geben angekommen wäre; wenigstens kommts Rec. so vor, als wenn manches Gebet, so verschie-

ist der Ton matt, kraftlos, zu dogmatisch, kurz verfehlt; auch findet sich wohl in ihnen manche nicht genug haltbare Idee ꝛc. Unter jene dogmatisch-kraftlosen, die wenig Salbung haben, gehört z. B. das erste am Dreieinigkeitsfeste S. 81. u. a.

Fünftens, in den vorgenommenen Veränderungen, Abkürzungen ꝛc. hat Hr. Frosch ebenfalls nicht überall Rec. Genüge gethan. Selbst die Verfasser, glaube ich, würden dem Hrn. Herausgeber noch manche Veränderung suppeditirt haben, wenn er sie dabey zu Rathe gezogen hätte, wenigstens läßt sich dieß aus der Mutzenbecher'schen Agende, wenn man die in der zweiten Ausgabe gemachten Veränderungen mit dem von Hrn. Fr. gegebenen Abdruck vergleichet, schließen.

Was die Abkürzungen insonderheit betrift, so hätten dieser vornehmlich die Zollikofer'schen Gebete, z. B. S. 49. und auch andere, z. B. S. 22. 32., u. m., noch mehr bedurft. Auch gehören dahin die allgemeinen Kirchengebete S. 118 f., wenn gleich deren Länge durch die Observanz geheiligt zu seyn scheint. Hr. Fr. stellt selbst in der Vor-

Gewohnheit zu sehr nach! Doch hat er viele andere glücklich abgekürzt, indem er manche Nebenideen auf die Seite geschoben, weitläufige Beschreibungen zusammengezogen und manche fromme Tautologieen ausgemerzt hat, wozu gleich das erste Gebet S. 1., das achte S. 4. u. m., Belege sind. Hätte er dieß nur öfter gethan!

So hätte Rec. sechstens auch gar sehr gewünscht, daß der übrigen Veränderungen mehrere gewesen wären, daß manche morgenländisch-biblische Redensart einer uns Abendländern verständlichern hätte Platz machen, mancher harte Ausdruck einem mildern hätte weichen müssen. Unter den vielen Beispielen, die sich dem Leser aufdrängen, nur einige. S. 36.: Lasset uns Gott bitten, daß er uns mit allen geistlichen Segen in himmlischen Gütern segne durch Jesum. S. 52.: Mache uns tüchtig zum Erbtheil derer, die durch den Glauben an Jesum Christum geheiliget werden. S. 58.: Großer Mittler! Du hast Dich für uns dahin gegeben, um uns mit Deinem Blute zu Schaafen Deiner Heerde zu erkaufen und Dir ein Volk zum Eigenthum zu reinigen. S. 225.: Du hast das Grab zur sichern Ruhekammer geheiliget (eine sehr gewöhnliche, aber unverständliche, nicht

unter mehrern die, S. 40.: Uns, strafbaren Aufrührern in Deinem Reiche, schenktest Du Deinen Sohn; S. 358.: Gott hat seines Sohnes nicht verschonet — eine Beschreibung, die, wenn sie auch biblisch ist, unserm Ohr gar sehr auffällt, ohne daß wir den Vorwurf der Empfindeley oder der Heterodoxie verdienen.

Doch mag siebentens eben deßwegen Rec. nichts gegen manche biblisch-dogmatische Idee oder Beschreibung sagen, weil er wohl weiß, daß durch die Sammlung für verschiedene und verschieden denkende Hörer und Leser gesorgt werden sollte. Sonst würde er in einigen, besonders in den aus Seiler's liturgischen Schriften entlehnten, Gebeten, z. B. im zweiten Sonntagsgebet S. 2., in dem am Charfreitage S. 274. u. m. einige Beschreibungen geändert haben. Doch glaubt er, wider die in sehr vielen Gebeten vorkommende Idee und Redewendung, so rechtgläubig sie auch manchem scheinen mag, nach welcher Gott alles und der Mensch wenig oder nichts thun soll — weil dieser, nach der Meinung vieler, nichts thun kann! — nach dem Vorgang mehrerer Liturgiker

Doch genug! Denn über Kleinigkeiten, z. B. vernachlässigte Constructionen, Wortstellungen rc. will Rec. nicht rechten; z. B. S. 5.: Herr! Du erweisest uns die Gnade, daß wir die öffentlichen Stunden des Gottesdienstes [sollte wohl heißen: Deiner Verehrung] abwarten können. S. 6. Dank Dir, Vater! daß Du auch den öffentlichen Gottesdienst u. s. w., so wie er sich auch recht gern bescheidet, daß bey einer so großen Reihe von Gebeten von einem Herausgeber manches leicht übersehen wird, was der Kritiker, der vielleicht nur einige einzelne aushebt, und bey diesen verweilt, bemerken muß. Aber es bleiben doch immer Flecken, die der Sammler hätte wegwischen sollen! Noch macht Rec. auf eine Bemerkung in der Vorrede aufmerksam: „Diese Sammlung mag zugleich dazu dienen, um gleichsam mit einem Blick zu übersehen, wie viel bisher für die Liturgik gethan worden, und wie viel darin noch zu thun übrig ist.“ Sehr wahr! Aber Hr. Frosch setzte dabey voraus, daß ihm nichts Liturgisches entgangen sey, welches nach dem, was schon oben gesagt ist, nicht der Fall seyn möchte.

— n —

XIII.

XIII.

Journal für Prediger, 41. 42. 43. 44. 45ster Band; oder: Neues Journal für Prediger, 21ster — 25ster Band. Halle, bey Kümmel. gr. 8.

1. Ueber den Landprediger und die neuen Ansprüche an denselben, von G. F. Treumann. Mit Sachkenntniß und Erfahrung zeigt der Hr. Verf., was der Landprediger wirken sollte, und welche Brauchbarkeit er dadurch für den Staat hat, zugleich aber auch die Hindernisse, die sich ihm in seiner Lage und in der Denkungsart der Gemeinen entgegenstellen, und ihm die Erreichung seines Endzwecks erschweren. In der Folge erklärt er sich gegen den Vorschlag der HHren Teller und Sack, daß den Predigern der ganze Schulunterricht übergeben werden solle. Er erinnert dagegen sehr gründlich, daß der Landprediger doch auch hinlänglich Geschäfte habe, und daß ihm diese meistentheils wegen der Entfernung der Orte beschwerlicher werden, daß er zum Theil auch als Landwirth Zerstreuungen und Arbeiten habe, daß er doch auch Lehrer und Erzieher seiner Kinder seyn müs-

nen Gemeinegliedern nicht selten herabgewürdiget, und oft zu unvorbereiteten Vorträgen genöthigt werden würde. Wir wünschten, daß er dieß noch weiter ausgeführt hätte, weil es in der That nöthig ist, diese Folgen herauszuheben, um das Scheinbare des entgegenstehenden Vorschlags dadurch zu widerlegen. Er beleuchtet nachher auch den Vorschlag des Hrn. OCR. Gedike, dem Schullehrer noch einen Theil der Geschäfte des Predigers, nämlich den öffentlichen Vortrag in der Kirche, als Nebengeschäft aufzutragen. Dagegen erinnert er mit Recht, daß, wenn der Schullehrer Vorträge mit Verstand machen sollte, er nothwendig die Kenntnisse eines Predigers, also studirt haben müsse, und daß, wenn dieß nicht wäre, die Verachtung gegen die öffentliche Religion nur noch mehr zunehmen würde. Der Hr. Vf. hält es für das Zweckmäßigste, daß die Prediger- und Schulstellen mit tüchtigen Männern besetzt, und diese so besoldet würden, daß sie ohne Hunger zu leiden sich ernähren könnten, daß der Lehrer täglich eine Stunde in der Schule unterrichtete, der Schullehrer aber auch mit dem Lehren eine Industrieschule verbände und dadurch Fleiß und Ordnung thätig bewirkte, und dann jährlich untersucht würde, wie der Unterricht fortrücke.

daß man den Neuverehlichten eine kurze Anweisung zur Erziehung der Kinder bey der Trauung einhändigte. Er sagt mit Recht.: Nicht stehende Heere, nicht volle Schatzkammern, nicht der Gewinn des Handels und der Fabriken, sondern die Tugend der Staatsbewohner macht ein Volk glücklich. II. Abhandl. Ueber Gemeingeist, von J. S. Sehr warm und herzlich für dessen Erweckung und Beförderung, aber nicht bestimmt genug in Hinsicht auf die dabey nöthige Vorsicht. Das 3te Stück enthält eine Abhandlung über den Religionsunterricht des Predigers in der Schule durch Wiederholung der sonntäglichen Predigt, von M. S. Der Hr. Vf. hat die Vortheile einer solchen Wiederholung sehr gut ins Licht gestellt, Rec. zweifelt indessen doch, ob jede Predigt zu einem Unterricht in der Schule geeignet sey; bey manchen Predigten wird es allerdings mit vielem Nutzen Statt haben, und die Aufmerksamkeit auf Religionswahrheiten befördern können. Eben so ist auch die zweite Abh. über das Lehrergeschäft einer öfteren Anerinnerung werth. In dem 4ten Stück verdient die treffende Darstellung der Vergnügungs- und Spielsucht der Prediger alle Beherzigung. Aus der Pastoralcorrespondenz merken wir vorzüglich an, die Nachrichten von dem Trappistenorden im Münsterischen, von der Verbindung der Industrie- und Lehrschule im Hessischen.

42ster

42ster B. I. Ueber Krankenbesuche, von Schuderoff. Der Hr. Vf. will zwar nicht, wie Seidensticker, daß die Krankenbesuche gänzlich abgestellt, aber doch dem Prediger nicht mehr in dem gewöhnlichen Maaße aufgebürdet würden. Wir geben ihm darin recht, daß damit mancher Unfug getrieben werde, daß oft irrige Begriffe, und eben so oft auch unrichtige Absichten dabey zum Grunde liegen, daß auch der Prediger seine Besuche nach den übrigen Erfordernissen seines Amts einzurichten, und niemand unverlangt sie aufzudringen habe; allein das müssen wir doch zu seiner Pflicht rechnen, daß er niemand seinen Beistand versage oder entziehe, sondern seinen leidenden Mitbrüdern mit seinem Trost, mit seiner Belehrung und Ermunterung willig diene, wenn er auch darüber seinen Arbeiten etwas abbrechen, oder seiner Gemächlichkeit entsagen müste. II. Fortsetzung der Bemerkungen über die Verbesserung des moralischen Zustandes einer Gemeine. Dazu empfiehlt er vorzüglich das Predigen, mit dem er eine katechetische Wiederholung zur Beförderung der Verständlichkeit verbunden wissen will, [Rec. kann dieß nicht bey allen, sondern nur bey einigen Pre-

Verf. mit Recht auf gute Schulmeister dringt, auch gegen die unbedingte Einführung der Industrieschulen Erinnerungen macht] und endlich das Studium der Charaktere seiner Zuhörer, wozu er aus richtiger Erfahrung, nicht sowohl den fleißigen Umgang mit den Gemeindegliedern, sondern vielmehr die Aufmerksamkeit auf sie bey ihren Lustbarkeiten, den Schulbesuch und Krankenbesuch, nebst dem freundschaftlichen Umgang mit weltlichen Beamten empfiehlt. In dem 2ten Stück verdient die Apologie der Accommodation eine vorzügliche Aufmerksamkeit, sie ist aber keines Auszugs fähig. In dem 3ten St. empfiehlt Hr. Dr. Ammon mit Gründen, die aus der Natur der religiösen Wahrheit und aus der Bestimmung des Religionslehrers nach den Grundsätzen Jesu und den Bedürfnissen der Zeit hergenommen sind, sehr einleuchtend, daß der Prediger mehr von dem Geist als dem Buchstaben der Bibel Gebrauch zu machen habe. Sehr befolgungswerth sind die Regeln, welche Hr. M. Rehm für das Verhalten gegen religiöse Schwärmer vorschreibt. Unter den Nachrichten und Urtheilen wollen wir besonders auf die Vorschläge zu einem Bibelauszug, auf die

und ihrer Lehrer im Elsaß, und die Notizen von dem Religionszustand im Bergischen und Münsterischen, aufmerksam machen.

43ster B. I. Wie kann es der Prediger dahin bringen, Gespräche über Religion und Tugend, auch an Zeiten und Orten, die nicht eigentlich dazu bestimmt sind, interessant zu machen? von Heydenreich. Der Hr. Verf. giebt die Ursachen sehr gut an, die manchen Prediger von Gesellschaften zurückhalten, räth aber dennoch, daß sie mehr Antheil daran nehmen sollten, weil sich da manches besser als von der Kanzel sagen ließe. Auch die Vorschläge, den Stoff zur Unterhaltung davon herzunehmen, daß die Religion eine Angelegenheit der Menschheit, des Vaterlands und des Wohnorts sey, sind sehr angemessen, nur aber muß auch der Prediger von der Gesellschaft den Ernst und die nöthige Empfänglichkeit für solche Wahrheiten erwarten dürfen, und zugleich der Mann seyn, der diesen Stoff gut zu verarbeiten, und zur Bildung der Gesellschaft anzuwenden versteht. Wo er jenes nicht wahrnimmt, und sich dieß nicht zutrauen darf, da wird es besser seyn zu schweigen. II. D. Thieß Worte an und für jetzige und künftige Prediger. Sie sind gegen Hrn. Schuderoff gerichtet, der das

aus vorheriger Meditation und mit wahrer Empfindung in Schutz nimmt. Diese Verschiedenheit der Meinungen hebt sich vielleicht dadurch, daß man den talentvollern von dem weniger Talent und Muth besitzenden, den anfangenden von dem geübten Redner, und das ängstliche wörtliche Recitiren des Aufgeschriebenen und Memorirten, von der freien Behandlung der vorher aufgeschriebenen Reihe der Gedanken und der dazu gewählten Ausdrücke unterscheidet. Rec. würde aus vielen Gründen und eigener Erfahrung Hrn. Sch. beistimmen, und das Concipiren und Memoriren jedem empfehlen, weil ohne diese Uebung gewiß ein freies Reden nach bloßer Meditation nie recht gelingen, und mehr ein unzusammenhängender Erguß der zunächst herbeiströmenden Gedanken und Ausdrücke werden wird. III. Briefe über die Idee und zweckmäßigste Einrichtung eines Bibelauszugs. Fortsetzung. IV. Ob sich in der christlichen Sittenlehre besonders ihr ganz eigene, alle Christen verpflichtende Vorschriften finden, und welche es sind. Eine Synodalaufgabe. Wird sowohl aus Gründen, a priori, als auch aus der heil. Schrift selbst mit allem Recht verneint. Uebrigens sind die Nach-

und dem französischen Concordat der Aufmerksamkeit eben so würdig, als manche reife und mit Einsicht und Unparteilichkeit abgefaßte Recensionen.

44ster B. 1stes St. I. Ueber die Pflicht des öffentlichen Religionslehrers, sich in seinen Vorträgen zu accommodiren. In dem vorigen Theil war die Rede von dem Recht, hier ist sie von der Pflicht der Accommodation. Der Hr. Vf. betrachtet sie von drey Seiten, als eine Pflicht gegen sich selbst, gegen andere und gegen die Sache. Der Lehrer ist es sich selbst schuldig, um das Versprechen, das er der Kirche geleistet hat, zu erfüllen, und sich außer Verantwortung zu setzen, seiner Gemeine, um sie nicht irre zu machen und mit Mißtrauen gegen sich zu erfüllen, und endlich der Sache selbst, weil ohne sie die Wahrheit selbst unvermeidlich leidet, und in ihrem Fortschritt aufgehalten wird. So viel Wahres und Gedachtes auch diese Abhandlung enthält, so ist damit die Untersuchung doch noch nicht so vollendet, daß sie nicht noch von mehrern Seiten betrachtet und vor allem die richtige Gränze der Accommodation bestimmt werden müßte. II. Ueber 1 Thessal. 5, 21—24. Eine Synodalabhandlung. Sehr zweckmäßig. 2tes St. Badendurlachischer Synodalbefehl, der auch in dem folgenden Stücke fortgesetzt ist. Abermal mit dem Geiste der Weisheit und Mäßigung abgefaßt, der

der in allen diesen Befehlen herrscht, und sie zu einem Muster der obrigkeitlichen Aufsicht in Religionssachen und der weisen Einrichtung ihrer Verordnungen macht. Es wird manches bewilligt, manches als unausführbar abgewiesen, manches mit Angebung der Art und Weise empfohlen, jeder Beschluß aber ist mit richtigen und einleuchtenden Gründen unterstützt. Besonders nachdrücklich und rührend ist die Schlußermahnung an die Geistlichen, alle Lauheit und Kälte gegen die Religion zu vermeiden, statt bloß leichter Lectüre die Schriften gründlicher Theologen zu studiren, selbst sehen und denken zu lernen, und durch keine unbehutsame, dem bisherigen Kirchenglauben ganz widersprechende Neuerungen das Volk zu verwirren. 3tes St. Ueber den herrschenden Geist der Zeit, in Beziehung und mit Hinsicht auf Religion, von Hrn. Pr. Treumann. Mit vieler Einsicht breitet sich der Hr. Vf. über die herrschende Religionsverachtung, die Fehler der Erziehung und den Luxus und die Vergnügungssucht, auch über deren zerstörende Folgen, und endlich über die Mittel aus, wodurch dem Nationalverderben Einhalt geschehen könnte. Er dringt mit allem Recht auf bessere Erziehung der

sinntesten Mitgliedern Aufseher bestelle, die sich um die häusliche und öffentliche Erziehung bekümmerten, so halten wir es zwar für nützlich, aber im Ganzen nicht für ausführbar, und besorgen, daß die Aufseher auch bey der größten Mühe ununterstützt nichts ausrichten, und daß die Obrigkeiten dazu die Hand nicht bieten möchten. Gegen den Luxus und die Zerstreuungssucht würde dienen, wenn die entbehrlichen Dinge mit größern Abgaben belegt würden, und wenn man in den niedern Ständen mehr an Hervorbringung und Beförderung der Privattugend gedächte. Dazu wünschte er in jeder Gemeine eine Sittenbehörde angestellt — dann auch eine sorgfältigere Aufsicht auf die Sitten der Staatsbedienten, die eben da zerstören, wo sie bauen sollten. Alles das wäre gut, wenn man nur die höhern Stände dazu bringen könnte, von denen eben das Verderben ausgeht. Eben sie untergraben durch ihre Gleichgültigkeit gegen Religion, gute Sitten, Gerechtigkeit und Häuslichkeit, alles Gute in der Welt, und hindern durch ihre lauten und öffentlichen bösen Beispiele alle gute Wirkungen des Unterrichts und der Ermahnung. Wie kann das Volk Moralität achten, wenn es seine Vorgesetzten, seine reichsten und angesehensten Mitbürger, dieselbe öffentlich mit Füßen treten sieht? Die historischen Nachrichten, besonders von dem fanatischen Trappistenorden,

orden, so wie die bescheidenen Recensionen, werden die Leser angenehm unterhalten.

45ster B. 1stes St. Ueber Predigten und Kanzelreden, von J. Schuderoff. Eine Beantwortung der Aeußerungen des Hrn. Thieß, die den Werth und die Nothwendigkeit des Concipirens und Memorirens sehr überzeugend darstellt, und den Beifall jedes Unbefangenen erhalten wird. Ob Predigten leicht zu machen sind, von Parisius. Ein Wort zu seiner Zeit, dessen Beherzigung wir den Predigern und Candidaten mit allem Ernst empfehlen. 2tes Stück. Erinnerungen an gewisse, oft vernachlässigte Pflichten des Predigers gegen seinen Amtsnachfolger, von Heydenreich. Sie betreffen die Pfarrgüter, die Accidenzien, das Archiv und die Bibliothek, das ganze äußerliche Betragen, die Ordnung in den Amtsgeschäften, die Liturgie, das Schulwesen, die öffentlichen Lehrvorträge und die allgemeine Cultur der Gemeine, und machen wirklich auf vieles aufmerksam, an das die meisten Vorfahren im Amt nicht zu denken pflegen, sie verdienen daher als Früchte einer reifen Erfahrung von jedermann erwogen und befolgt zu werden. 3tes Stück. 1) Ueber die Art und Weise der Accommodation im öffentlichen Lehrvortrag, von

den hier sechs Regeln angegeben, nach denen der Lehrer dabey zu verfahren habe. Diese sind zwar sehr zweckmäßig und aus der Natur der Sache geschöpft, aber sie fordern auch auf der andern Seite so viel Einsicht und Gewandtheit des Geistes, so viel Behutsamkeit und Vorsicht, daß wohl nicht jeder geeignet seyn möchte, davon einen guten Gebrauch zu machen. Ueberhaupt scheinen uns die Aeußerungen S. 270. bedenklich, auch außerdem noch eine schärfere Untersuchung der positiven und negativen Accommodation und ihrer Gränzen erforderlich zu seyn, damit nicht unter dem Vorwande der Accommodation auch reine bleibende Wahrheit und wohl alles Positive zugleich mit verloren gehe. 2) In wiefern der moralische Zustand einer christlichen Gemeine nach den Zeichen der äußern Religiosität richtig beurtheilt werden könne, von Hrn. S. Schuler. Dieser Anfang, der die Ungewißheit des Schlusses von dem häufigern oder seltenern Besuch der Predigten und des Abendmahls auf die Abnahme oder Zunahme der innern Religiosität einstweilen ins Licht setzt, macht auf die Fortsetzung der Untersuchung der Kriterien der

allem Recht die Unsittlichkeit der Lehrer, wenn sie selbst dieser gefährlichen Thorheit ergeben sind. In der Pastoralcorrespondenz zeichnen sich die Briefe über die Idee und Einrichtung eines Bibelauszugs, das Markgräflich-Badensche Edict in Bezug auf Religionsübung und Religionsbildung, und das Ausschreiben des Consistoriums zu Wolfenbüttel die Inspections-Lesegesellschaften betreffend vorzüglich aus, und die Recensionen beziehen sich auf lauter erhebliche Schriften, und vereinigen Billigkeit mit Ernst und Gründlichkeit.

—u—

XIV.

Predigten über die Merkwürdigkeiten des achtzehnten Jahrhunderts, in Bremen gehalten von Johann Jakob Stolz, der Theol. Doctor, Prof. und Prediger an der Martinskirche daselbst. Erster Band. 1801. XXVIII u. 415 S. Zweiter Band. 1802. XVIII u. 448 S. in 8. Altenburg und Erfurt, bey Rink und Schnuphase.

Al

des Publikum bestimmt, kann über diese Arbeit eines unserer geistvollsten und verdientesten Theologen und Religionslehrers überall nur Eine Stimme seyn. Theologen und Nichttheologen, Alt- und Neu-Glaubige, müssen es wohl anerkennen, daß diese Abhandlungen, nicht Eine ausgenommen, sich ganz zur unterhaltenden, lehrreichen und erbaulichen Lectüre für den bessern Theil der großen und feinen Welt eignen. Leute, die ihren Geschmack unverhältnißmäßig mit ihren übrigen Geistesfähigkeiten, und also auf Unkosten dieser, ausgebildet haben, sind oft von dem Vorurtheil befangen: Die Bibel sey ein Produkt der Kindheit des menschlichen Geistes, ihre Ansichten und Darstellungen beleidigten die Delikatesse, ihre Sitten und ihr Kostüme sey zu abstechend altväterisch und beinahe barbarisch gegen die unsrigen, so daß man, besonders nicht unbekannt mit den Spöttereien und Travestirungen der Religionsfeinde, bey ihrer Lectüre eher Gefahr laufe in seiner Religiosität erschüttert, als befestigt zu werden. Ist nun ein Buch geschickt, dieß Vorurtheil zu zernichten, so sind es diese Predigten, in welchen jeder abgehandelten Bibelstelle, besonders den größern, und wahrhaftig ohne alle Gauklerkünste der moralischen Schriftausleger, sondern durch die allernatürlichste Operation, so viel reiner Gehalt abgewonnen wird.

Es

Es fällt ferner den meisten gebildeten Geschäftsmännern schwer, im Drange ihrer Geschäfte und ihrer manchfaltigen Vergnügungen, die selbst zu Geschäften, von welchen sie sich nicht dispensiren können, geworden sind, die wichtigsten Zeitbegebenheiten und Zeitangelegenheiten, bey den tausend sich durchkreuzenden Urtheilen, welche sie hören, und nach ihrem jeweiligen bald zu passiven Stande gegen dieselben, bald nur zu thätigen Antheil an denselben, selbst fällen, aus einem höhern Standpunkte von allen Seiten in Ansicht zu nehmen, und so zu festen, jede Parteilichkeit abweisenden Resultaten über sie zu gelangen. Welch ein heilsamer Führer ist für diese unser Hr. Verf., von welchem man in der That behaupten kann, daß ihn bey der Darstellung und Beurtheilung aller von ihm beregten Gegenstände die ernste Nemesis nicht einen Augenblick verließ; daß wohl noch kein Schrifsteller in dieser Hinsicht das Suum cuique und Audiatur et altera pars heiliger befolgt und sich es da, wo er gezwungen war, einen Blick in die Zukunft zu werfen, strenger untersagt habe, den Propheten zu machen und auch die wahrscheinlichsten Vermuthungen zu bestimmten Erwartungen zu erhöhen, als Er.

oder andern bloß wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu betrachten gewohnt war, ganz ungezwungen und ohne die geringste Künsteley auf Sittlichkeit und Religiosität bezieht; oder vielmehr, indem er den Plan zur Abhandlung derselben auf die gefälligste Weise schon so anlegte, daß jeder Leser, welchem Sittlichkeit und Religiosität nicht gar entschieden abgeschmackte Dinge sind, sich selbst diese Beziehungen zur Aufgabe machen muß, und nur in Lösung dieser Aufgabe eine völlige Befriedigung seines aufgeregten Vernunftinteresses finden kann, so wirkt er auch dadurch außerordentlich wohlthätig und heilsam auf Leute, welche der herrschende Conversationston von religiöser Tendenz der Unterhaltung und des Nachdenkens über Zeitbegebenheiten so sehr entwöhnt und sie ihnen beinahe zum Verbrechen gegen die gute Lebensart gemacht hat. Rec. hält sich überzeugt: Die meisterhafte Behandlungsart des Hrn. Verfs. wird geistvolle Menschen aus den gebildeten Ständen, wenn sie seine Predigten lesen, so fesseln und in ihrem Gemüthe einen solchen Eindruck zurücklassen, daß nicht nur ihr anderweitiges Nachdenken über jene Zeitangelegenheiten meistentheils eine moralisch-religiöse Richtung behalten wird, sondern daß sie, so treff-

sinnlich und irdisch angeschaute und beurtheilte, Weltbegebenheiten geistlich zu richten.

Aber eben deßwegen glauben wir, daß die Abhandlungen des Hrn. Doctors eine viel weiter ausgebreitete wohlthätige Wirksamkeit erhalten haben würden, wenn es ihm gefallen hätte, sie dem lesenden Publikum nicht unter dem Titel von Predigten, und nicht ganz in der Gestalt, wie er sie seinen Zuhörern gab, mitzutheilen. Der Titel: Predigten, schreckt schon manche, und nicht bloß irreligiöse, Menschen von der Lectüre ab. Ohne Verlust für den bloßen Leser konnten auch sehr wohl viele Stellen in den Eingängen, welche die Wahl der Materie zum Kanzelvortrag rechtfertigen sollen, manche Zurückweisungen auf die vorhergehenden Vorträge, und die Gebete nach den Eingängen, wegbleiben, und dadurch hätte der Hr. Verf., ohne aus seinen sehr weislich abgesteckten Schranken zu treten, dennoch Raum zu einigen hier und da gewiß wünschenswerthen Erweiterungen gefunden. Doch er muß seine besondern, wichtigen Ursachen gehabt haben, diese Abhandlungen ganz so dem Publikum vorzulegen, wie er sie mündlich vortrug, da er

welche er aktenmäßig am Beßten zu widerlegen hoffte, oder was sonst bestimmt haben, so ist doch wohl der Zweck der diplomatisch-treuen Publication durch die erste Herausgabe hinlänglich erreicht. Wir können daher unsern Wunsch nicht bergen, daß er bey fernern Auflagen, zu welwelchen er sich, das hoffen wir zur Ehre des Publikums zuversichtlich, veranlaßt finden wird, seinen Betrachtungen noch eine freiere, für die bloße Lectüre berechnete, Form geben, und ihnen noch mehrere über andere vorzüglich merkwürdige Menschen, Begebenheiten und Angelegenheiten des 18ten Jahrhunderts beifügen möge. W. Penn, Fränklin, J. J. Rousseau, die Illuminaten, die Kuhpocken u. s. w. verdienen wohl eben die Aufmerksamkeit, führen auf eben so wichtige, moralisch-religiöse Resultate, als manche schon von ihm abgehandelte Gegenstände. Diese neuen Betrachtungen könnten dann füglich die Stelle solcher Predigten einnehmen, welche sich in dieser Sammlung nicht eigentlich auf die Merkwürdigkeiten des 18ten Jahrhunderts beziehen; obschon wir weit entfernt sind zu wünschen, diese letztern

Betrachten wir diese Predigten ferner bloß als homiletische Kunstwerke, so wird auch überall unter allen Sachverständigen nur Eine Stimme über sie seyn, und man wird ihnen ohne Widerspruch den Rang unter den beßten dieser Art anweisen. Es würde wohl dem geistvollsten Schriftkenner schwer fallen, zu den vorgegebenen Materien, eine und die andere etwa ausgenommen, nur gleichpassende Texte aufzufinden. Und die Behandlung dieser Texte ist auf der einen Seite so gründlich, so lichtvoll, so versetzend in Zeit, Ort und Veranlassung des Spruchs oder des Sprechers, auf der andern Seite so ökonomisch berechnet nach dem jedesmaligen Zweck ihres Gebrauchs und so anschmiegend an die aufgegebene Materie, daß wir sie als musterhaft jedem Prediger vorhalten können.

Die Form dieser Reden ist nun zwar keine eigentlich kunstmäßige. Ohne sein Thema in mehrere Theile und Unterabtheilungen zu zerlegen und eine genaue Symmetrie in der Ausführung der einzelnen Sätze zu beobachten, nimmt die Untersuchung nach einer nur gedachten und nur dem Kunstverständigen transparenten Disposition, einen freien, doch niemals abschweifenden Gang, und verweilt bey denjenigen Punkten am längsten, welche nach der einmal genommenen Ansicht die wichtigsten

sind.

sind. Bey dieser freieren Form des Vortrags, welche sich mehr der Art, wie ein Mann aufgefordert in einer gebildeten Privatgesellschaft über einen Gegenstand spricht, als der gewöhnlichen Art zu predigen nähert, und welche wir allen Predigern, die es im eigentlich kunstmäßigen Anlegen ihrer Reden schon zur Fertigkeit gebracht haben, nicht aber Anfängern, allerdings zur Nachahmung empfehlen dürfen, — bey dieser freiern Form hat es uns Wunder genommen, daß doch der Hr. Vf. den Uebergang von der Einleitung zur eigentlichen Abhandlung immer durch ein Gebet macht, in welchem uns auch selten der wahre Gebetston getroffen zu seyn scheint. Dadurch ist diesen Vorträgen wieder etwas Einförmiges und gleichsam Mechanisches beigegeben, welches bey der sonst herrschenden Ungezwungenheit um so härter auffällt.

Den Styl und die Sprache betreffend, so sind beide freilich nicht populär im gewöhnlichen Sinne des Worts; was aber diesen Vorträgen, da sie bloß für gebildete und zugleich auch belesene Zuhörer bestimmt waren, keineswegs zum Vorwurf gereicht. Indessen sind wir doch auf manche Stellen gestoßen, in welchen mehr der Schriftsteller, als der Redner, spricht, und jener diesen gleichsam zu verdrängen scheint. Wahrscheinlich würde uns das noch weit öfter begegnet seyn, wenn man bey einer

einer so interessanten Lectüre nicht selbst so leicht vergäße, sich in die Situation eines bloßen Hörers zu versetzen. Eine besondere Gattung solcher Stellen müssen wir auszeichnen, weil sie in Predigten am wenigsten zu dulden seyn möchte. Alle zu dieser Gattung gehörige kommen, wenn wir anders keine übersehen haben, in den Predigten über die verderbten Höfe vor, und der Hr. Vf. hat sie selbst alle mit „ " bezeichnet. Da heißt es: „In Ansehung dieser Verbindung ward von Johannes, als von einem gesetzverständigen und geachteten Manne ein theologisches Gutachten verlangt, weil man ihm „als einem Manne von guter Familie und von Erziehung" zutrauete, er würde „zu leben wissen." — „Auf der Festung Machärus ward Johannes als Staatsgefangener verwahrt, um ihn „unschädlich" zu machen; oder damit er nicht das ohnehin schon schwierige Volk gegen seinen Regenten aufwiegeln und seine „gefährlichen Grundsätze" unter demselben noch ferner ausbreiten könnte." — — „Gewiß gab Herodes seinem eigenen Herzen im Stillen die schmeichelhaftesten Lobsprüche, darum, weil er den Propheten in seinem Verhafte „so

nen" Verhafte noch so viele Freiheit ließ. — — „Eine kleine Weisung, mochte er denken, hat die Unartigkeit des Täufers, [so nannte er wohl dessen Freimüthigkeit] immer verdient. Ein kurzer Arrest mag ihm nicht schaden, mag ihn lehren, wie man mit fürstlichen Personen sprechen muß, so viel kann ich wohl meiner „Freundin" zu gefallen thun; übrigens weiß ich des braven Mannes Verdienste zu schätzen; er ist ein Priesterfeind, wie ich; er hat Einsichten und Kenntnisse; ich werde ihn edel zu behandeln wissen; er soll die Zeit nicht bereuen, die er auf der Festung zubringt." — „Er versicherte ihn seiner Achtung und sagte ihm vielleicht, daß nur „besondere Staatsgründe, die hoffentlich bald aufhören", ihn zur Zeit noch hinderten, ihm die völlige Freiheit zu geben." — „Wirklich erreichte sie ihre Absicht so gut, daß nicht nur Herodes von seiner Nichte bezaubert wurde, sondern auch alle anwesenden Gäste sie, „die liebenswürdige, die göttliche Prinzessin" bewunderten" u. s. w. —

Gewiß! meisterhaft charakterisirende Stellen. Aber der Prediger, welcher dem Hörer ihr ganzes Salz zu kosten geben will, muß nothwendiger Weise einen schneidenden, ironischen, affektirt höfischen

Ton

Ton annehmen; wir zweifeln aber stark, ob sich ein solcher mit der Würde der Kanzel vertrage; ob er nicht, je besser er getroffen wird, desto mehr den Hörer an den Schauspieler erinnert.

Sonst bemerkt man überall in diesen Predigten eine ungemein zarte Sorgfalt des Ausdrucks, oder vielmehr, sie zeugen von einer dem Hrn. Doctor zur Natur gewordenen Fertigkeit, Richtigkeit mit Kraft, und Würde mit Anmuth und Feinheit im Ausdruck zu verbinden; und man kann ganze Hefte lesen, ehe man nur auf eine kleine Kakophonie stößt; und als die Delikatesse beleidigend, möchte wohl folgende Stelle die einzige in der ganzen Sammlung seyn: „Wer nicht dafür eifern kann, den spey't Christus wie laues Wasser aus dem Munde." — Weder, daß sie biblisch ist, noch daß sie einem Gegner in den Mund gelegt wird, kann sie vor dem Richterstuhl des guten Geschmacks entschuldigen.

Wir kommen nunmehr auf den letzten, aber allerdings wichtigsten, Punkt der Beurtheilung dieser Predigten, nämlich auf den Stoff und die Bearbeitung desselben zur Erbauung einer christlich-kirchlichen Versammlung. Der Hr. Verf. predigt

nicht in Frage gestellt werden, ob sich ihre Betrachtung zum Predigtvortrag eigne, da sie ihrer Natur nach gerade in religiöser und sittlicher Hinsicht allein, oder doch mehr als in jeder andern, merkwürdig sind, und nicht erst mit einiger Kunst auf Religiosität und Sittlichkeit bezogen werden dürfen. Wir rechnen vornehmlich dahin: IV. Ueber die jetzigen bedenklichen Zeiten. Matth. 8, 26. XII—XV. Ueber die verderbten Höfe. Marc. 6, 17—29. XVI. Veränderung der Denkart in Ansehung der Religion. 1 Kor. 3, 11—13. XVII. Religionsspötterey und Unglaube. Apgesch. 2, 13. XVIII. Gleichgültigkeit gegen Religion. Matth. 12, 41. XIX. und XX. Das christliche Lehramt. 1 Tim. 5, 17. 14—16. XL. Ob sich die Sitten verschlimmert haben? Ephes. 5, 16. XLI. Unmäßiger Hang nach sinnlichem Vergnügen. Marc. 4, 19. XLII. Lästersucht. Jak. 3, 3—12. XLIII. Unzuverlässigkeit. 2 Thessal. 3, 2. XLIV. Unglaube an Tugend. Joh. 8, 22. XLV. Widerspruch zwischen Grundsätzen und Charakter. Röm. 2, 17—24. XLVI. Undankbarkeit. 1 Mos. 40, 23. XLVII. Mangel an Frohsinn. Philipp. 4, 4. XLVIII. Betteley. Apgesch. 3, 2. — Welcher auch noch so strenge und skrupulose Prediger

reden, wie der Hr. Verf.? Er dürfte sich wohl eher in Betracht des moralischen Bedürfnisses seiner Gemeinde ein Gewissen daraus machen, sie bey schicklicher Veranlassung nicht noch weit ausführlicher abzuhandeln, als, nur flüchtig darüber hinzugehen, oder sie gar nicht zu berühren.

Wenn daher unser Hr. Vf. in mehreren Vorreden zu den Heften glaubte, eine Art von Rechtfertigung seiner Vorträge ihnen beigeben zu müssen, ja nur um Duldung derselben neben so vielen andern im Publikum erscheinenden bittet, so meinte er gewiß damit eben so wenig die eben ausgezeichneten, als die seiner Sammlung einverleibten zwey und zwanzig Passions- Fest- und andere nicht auf die Merkwürdigkk. des 18ten Jahrhunderts Bezug habende Predigten. Er sprach diese Duldung wohl vornehmlich an für die statistisch- und kirchlich-politischen, universalhistorischen, allgemeinwissenschaftlichen und biographischen Merkwürdigkeiten des Jahrhunderts und deren mehr politisirend- philosophirend- charakterisirend- kritische als moralisch-religiöse Behandlungsart.

In Rücksicht dieser Predigten muß nun Rec. freimüthig gestehen, sie möchten, aufgestellt als

der Kenntniß, welche gereifte Erfahrung, welch ein heller, durchdringender Blick, welche ungemein seltene Unbefangenheit des Gemüths, welche — jede Mißdeutung berücksichtigende und ihr vorbeugende — Klugheit und damit verbundene Sprachgewandtheit, erforderlich ist, um bey Vorträgen dieser Art nicht große, und besonders einem religiösen Redner unverzeihliche, Fehler zu begehen, sollte auch den sonst in Nachahmung großer Muster nicht Unglücklichen von Versuchen in dieser Art abschrecken. Dann aber möchte sich auch schwerlich noch irgendwo eine kirchliche Versammlung finden, deren sämmtliche Mitglieder — und wir denken, Eines hat darauf so gerechten Anspruch, als Hundert zusammen — ihr religiöses Bedürfniß durch dergleichen Vorträge so weit befriedigt fänden, als es im Allgemeinen befriedigt werden kann und also auch soll. Endlich aber müssen wir den Nachahmungslustigen noch etwas weit wichtigeres in dieser Hinsicht zu bedenken geben. —

In unserm Zeitalter ist es wohl nöthiger, als es je war, sich in der Wahl der Materien und deren Behandlungsart in genau bestimmte Gränzen einzuschränken und den Predigten ihren unterscheidenden Charakter vor aller andern öffentlichen Rede und Unterhaltung, welchen sie zu verlieren

rung, welche nach dem Bedürfnisse ihrer Anvertrauten ihnen aus dem Schatze unfehlbarer Orakel jedesmal das Nöthige mittheilen. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen: ob der Verlust dieses Ansehens eigentlicher Verlust oder Gewinn ist. Genug; so viel ist ausgemacht: Unsre besondere Wirksamkeit als Prediger muß immer mehr geschwächt und endlich gar verloren werden, wenn wir bey unsern Kanzelvorträgen nicht noch eine Autorität für uns haben, sondern nur betrachtet werden, als Leute, denen man vergönnt, ihre Meinung zu sagen. Noch haben wir auch da, wo man uns die Autorität eines Auslegers positiver Offenbarung streitig machen möchte, die Autorität der Vernunft und der unbedingten moralischen Gesetzgebung für uns. Diese zu behalten, müssen wir uns auf die Abhandlung ganz unbestreitbarer Wahrheiten der Vernunftreligion und Moral einschränken und nur zur Anwendung dieser aufs Gesinntseyn und Handeln dürfen wir auf Zeitereignisse, merkwürdige politische, kirchliche, wissenschaftliche Begebenheiten und öffentliche große Männer, als auf erläuternde, bekräftigende Exempel, oder auch als auf Punkte der moralischen Wirksamkeit, hinwinken.

Kehrt es der Prediger um; macht er seine, vielleicht noch so treffliche, individuelle Ansicht dieser Begebenheiten, Personen u. s. w. zum Thema, und zieht bloß religiöse und moralische Nutzanwendungen daraus: so werden letztere nicht nur

angesehen und wenig beachtet, sondern der Zuhörer hat es nun auch in seiner Gewalt, sich aus jenen religiösen und moralischen Nutzanwendungen herauszunehmen, was er mag, und das Uebrige wegzuwerfen. Ferner: Wenn es zur Mode oder nur häufig werden sollte, Politik, Profangeschichte u. s. w. zum Hauptgegenstand der Predigten zu machen, so würde zu dem Vorwurf der Unzufriedenen: Die Prediger vorenthalten uns die christliche Glaubenslehre, noch der andere hinzu kommen: Sie wollen nun auch die christliche Sittenlehre antiquiren.

Wer doch über politische und andre Merkwürdigkeiten, die erst mit Moral und Religion in Beziehung gebracht werden müssen, predigen wollte, ohne anstößig zu werden, und vielleicht gar strengen kirchlichen Obern ins Gericht zu fallen, der müßte, nach unserm Dafürhalten, die Methode des Hrn. Dr. Stolz umkehren; nämlich die Religions- oder Sittenlehre zum eigentlichen Thema behalten, und diese auf politische Vorfälle, literarische Erscheinungen, historische Facta und merkwürdige Charakterzüge öffentlicher Menschen beziehen. Das dünkt uns zugleich der natürlichste und gemeinfaßlichste Gang des Unterrichts zu seyn. Die religiöse Wahrheit, die moralische Vorschrift ist das Unwandelbare und Nothwendige, ist da vor allen Erscheinungen und geschichtlichen Vorfällen; diese sind etwas Wandelbares und Zufälliges, und eben auch die Ansicht derselben so ver-

Zufälligen, und das Unwandelbare vom Veränderlichen und stets Wechselnden abhängig machen, oder nicht vielmehr umgekehrt? — Man kann der vortreflichste Mensch seyn, ohne z. B. von Friedrichs II, Josephs II, Zinzendorfs u. a. Charakter eine richtige Vorstellung zu haben; man kann diese zu haben vermeinen und aller Welt Beistimmung haben, und nach einiger Zeit kommen bisher unbekannte Umstände an den Tag, welche eine ganz veränderte Ansicht von dem Charakter dieser Männer geben, aber das Gute und die Fehler, die man an ihnen bemerkt zu haben glaubt, bleiben immer und ewig das Gute und die Fehler, und alle moralische Folgerungen aus beiden die nämlichen, gesetzt, daß man auch ganz falsch bemerkt hätte. Wir würden also lieber historische Charakterzüge nur als Belege brauchen zu dem, was Religion und Moral über Güte oder Verwerflichkeit des Charakters aussagt, und als sinnliche Triebfeder des moralischen Abscheus oder Wohlgefallens; wäre es auch nur, um das Sicherste zu erwählen.

—st—

XIV.

Katechetisches Handbuch, oder faßliche

Erstes Bändchen. 1801. — XVI u. 148 S.
Zweites Bändchen. 1802. — VIII u. 240 S.

Hr. Pf. Camenz glaubt, — Vorr. zum 1sten B. — daß wir bis jetzt noch keinen Ueberfluß von katechetischen Schriften hätten. Er hat recht, wenn er darunter solche Schriften versteht, in welchen dem Jugendlehrer eine genaue und vollständige praktische Anweisung gegeben wird: Was er in jeder, möglichst bestimmten, Schüler-Klasse zu lehren hat, in welcher Ordnung das bei'm ersten Unterricht gelehrt werden muß, und wie man bey fortgehendem Unterricht, bey Wiederholungen, Erweiterungen, diese Ordnung nützlich umkehren oder sonst verändern könne; Wie über jeden Gegenstand zu lehren ist, indem bey jeder Materie angegeben wird, theils, was von derselben schlechthin gelehrt, d. h. vorgesagt, analysirt und dem Gedächtnisse eingeprägt, theils, was aus dem Schüler herausgefragt werden muß, so daß er sein eigener Lehrer wird, indem ihm der Lehrer nur hilft, die in seiner Seele schon liegenden Begriffe zusammenzureihen u. s. w.; endlich welcher Beispiele und Beweise, und in welcher Folge der leichtern zu den schwerern er sich überall zu bedienen habe: mit einem Worte, solche Schriften, welche den ganzen Inhalt und Gang der Katechisationen für die verschiedenen Schüler-Klassen vollständig skizziren. An dergleichen Anweisungen haben wir nicht nur keinen Ueberfluß, sondern sie mangeln uns beinahe noch gänzlich, und doch würden sie von ungemeinem Nutzen seyn; sie würden nicht nur dem nur etwas fähigen und geübten Schullehrer, ohne ihn in der

Träg-

Trägheit zu unterstützen, ohne ihn zur gedankenlos ableiernden Maschine herabzuwürdigen, die treflichste Beihülfe leisten und sein katechetisches Talent ausbilden, sondern auch dem geübten und geschickten Katecheten bey seinen Vorbereitungen, und, wenn es ihm zu diesen an Zeit gebricht, bey seinen Katechisationen aus dem Stegreif, als eine Gedächtniß-Unterstützung, daß er nichts überspringe, keine instructive Ansicht einer Materie übersehe, ihm kein aufklärendes Beispiel, kein passender Bibelspruch entschlüpfe, sehr willkommen seyn. — Aber mit Sammlungen von Formular-Katechesen, die doch der Hr. Vf. unter katechetischen Schriften vornehmlich zu meinen scheint; indem auch Er uns solche in einer Reihe von Bänden über die gesammte Glaubens- und Sittenlehre zu liefern gedenkt und hiermit den Anfang macht, sind wir wirklich schon mehr als überflüssig versorgt; man überhäuft uns damit von Messe zu Messe so, daß die Hülfsbedürftigen bey dem ungeheuern Vorrath von Hülfsmitteln, die ihnen von allen Seiten dargeboten werden, vielleicht jetzt verlegener sind, ob und wo sie zugreifen sollen, als sie sonst um Hülfe waren. Und doch sind dergleichen Formular-Katechesen [vollendete Muster, deren wir aber nur äußerst wenige haben und immer haben werden, und auch nur wenige brauchen, indem sie nichts als Veranschaulichung der besten katechetischen Methoden bezwecken, ausgenommen] von sehr eingeschränktem Nutzen. Dem guten Katecheten sind sie zu einer bloß erin-

seyn und alles dem individuellen Bedürfniß seiner Schule genau anpassen will, hat mehr Mühe, sich in eine fremde Katechese hinein zu studiren, sie mit jenem Bedürfniß zu vergleichen, hiernach ab- und zuzuthun, als es ihn kosten würde, nach eigener freier Meditation, nur mit Hülfe eines guten Lehrbuchs, seine Katechisationen auszuarbeiten, und wird, durch ein solches Gängelband mehr gefesselt als weiter geführt, nie einen eigenen festen, durchgreifenden Gang gewinnen; er sinkt wohl gar, der fremden Führung einmal gewohnt, zu dem Trägen herab, der sich ohne weitere Prüfung jedem Führer überläßt, die Formulare abfragt, und, wo er die rechte Antwort nicht erhält, auch abantwortet. Es werden also immer nur sehr Wenige seyn, denen und deren Schule mit einem solchen Werke wahrhaft gedient ist. Und selbst diese Wenigen, werden sie auch immer vermögend genug seyn, sich ein so weitläufiges Werk, wie das unsers Hrn. Vfs werden wird, wenn er so fortfährt, wie er angefangen hat, anzuschaffen? — Und werden sie nicht wieder einen geschickten lebendigen Führer nöthig haben, der ihnen zeigt, wie sie dasselbe benutzen sollen, und darüber wacht, daß sie es nicht zum Nachtheil ihrer Schüler mechanisch abfragend mißbrauchen? — Nur also, wenn geschickte Prediger mit fähigen Schullehrern, welche willig sind, sich katechetisch zu vervollkommnen; oder wenn Lehrer in Schul-Seminarien mit ihren Zöglingen dergleichen Werke mit fortlaufender strenger Beurtheilung lesen und sie üben, das Brauchbare in denselben zu würdigen

sprechen. Dazu wird denn auch das Werk des Hrn. Lamenz sehr dienlich seyn. — Meisterwerk ist es nicht, weder in der Anordnung, noch in der katechetischen Ausführung, wie er denn selbst auch weit entfernt ist, es dafür auszugeben. Aber es enthält recht viel katechetisch Gutes, der Vortrag ist, im Ganzen genommen, ungemein deutlich, lebhaft, versinnlichend; manche einzelne Sätze sind vortrefflich entwickelt, manche Fragen-Reihe ist ganz psychologisch richtig an- und ausgesponnen; die meisten Beispiele sind, nicht nur in sofern sie verdeutlichen, sondern dem Interesse der Kinder zusagen, aufs Beste gewählt; auch mit der Wahl der erläuternden und beweisenden Bibel-Sprüche (nicht so mit der von biblischen Geschichten) ist Rec. beinahe überall ganz zufrieden; dabey fehlt es den schicklich eingestreuten Ermahnungen nicht an der nöthigen Wärme und Herzlichkeit, und wir sind überzeugt, daß der Hr. Vf. mit seiner Methode zu katechisiren mündlich, wenn er auch ein äußerlich angenehmer, freundlicher und geduldiger Lehrer ist, bey seinen Schülern sehr vielen Nutzen stiftet; denn bey diesem mündlichen Unterrichte kann und wird er sich noch weiter verbreiten, als hier geschehen konnte, und das Verschiedene in der Fassungsfähigkeit seiner Schüler, und die manchfaltigen unrichtigen Antworten, welche er auf seine Fragen von ihnen erhält, werden ihm Gelegenheit geben, manchen Fehler seiner Methode zu verbessern, und durch Nachholen Lücken auszufüllen, welche in der Anordnung seines Unterrichts liegen. Wie dem aber auch seyn mag, hier kommt es auf Würdigung des geschriebenen Werks an; wir dürfen also über

jene Fehler nicht so leicht hinwegschlüpfen, sondern müssen sie näher bezeichnen, welches bey der nähern Angabe des Inhalts geschehen soll, wenn wir vorher von einigen, welche das Werk überhaupt betreffen, geredet haben.

Der Hr. Verf. giebt es selbst — Vorr. zum 1sten B. — als einen Hauptfehler seiner Katechesen an, daß er den Fragen auch die Antworten beigesetzt habe. Wirklich, wenn so gefragt wird, wie gefragt werden soll, so ist, wenn man sich den Lehrer, welchem man dieß Hülfsmittel anbietet, nicht noch unwissender als die zu unterrichtenden Kinder und also zum Lehren schlechterdings unfähig denkt, nichts überflüssiger, als das Beisetzen der Antworten, wenige einzelne Fälle ausgenommen. So wird nun auch dieß Werk dadurch wenigstens um ein Drittheil bogenreicher, und, ohne an Inhalt zu gewinnen, also auch um so viel theurer, und der Ankauf desselben den Hülfsbedürftigen erschwert. Der Hr. Verf. entschuldigt sich mit dem ausdrücklichen Verlangen des Verlegers, der das Beisetzen der Antworten zur Beruhigung mancher nicht ganz erfahrner Katecheten [gegen alle Gefahr, in ihrer auch das geringste Nachdenken scheuenden Faulheit gestört zu werden!] nöthig gefunden habe. Es ist doch in der Demuth gegen einen hochweisen Verleger etwas zu weit gegangen, wenn man sich nach

ganzer Abschnitte die Antworten weglassen sollen; auch dadurch wäre noch ein beträchtlicher, ganz unnütz verschwendeter Raum erspart worden. Möge er nun dieß wenigstens in den folgenden Bändchen thun. — Er scheint sich viel darauf zu Gute zu thun, daß er die bloß zu bejahenden und zu verneinenden Fragen gänzlich — es kommen in den beiden Bändchen nur zwey solche vor — vermieden hat. Diese sind allerdings sehr fehlerhaft, aber gar oft ist in seinen Katechesen die Fragart noch weit fehlerhafter, indem durch dieselbe nicht schon in der Kindesseele liegende Begriffe und Urtheile entwickelt und aus ihr herausgelockt werden; sondern der Kunstgriff, die Kinder antworten zu machen, was sie antworten sollen, darin besteht, daß die Antworten schon ganz in die nichtfragenden Vordersätze einer oder ein paar auf einander folgender Fragen gelegt, und aus den Antworten neue Fragen gebildet werden, deren Antworten wieder im Zusatz der Frage oder in der vorhergegangenen Frage liegen. — „Wird der Lehrer", sagt der Hr. Vf., „nur erst etwas in das Buch hineingefragt haben, so wird er sehen, daß Alles gut geht, daß sich die Kinder daran gewöhnen, daß sie sich freuen werden, nicht stets mit Ja und Nein antworten zu dürfen, sondern Gelegenheit haben, [Nun, was denn?] ihren Scharfsinn zu üben und zu zeigen." — Mit Nichten! Die haben sie gar nicht. — Bloß einige Achtsam-

Antworten ist ein bloser Mechanismus, und der Lehrer täuschte sich, wenn er glaubt, die Kinder hätten etwas begriffen; sie haben nichts begriffen, als den Kunstgriff seiner Fragart. — Nur zwey Proben, statt unzähliger, von solchen Fragen, bey welchen die Kinder nicht einmal, wie bey zu bejahenden und verneinenden, im Rathen geübt werden:

„Wenn ein Mensch nicht lesen und schreiben lernt, was kann er dann in der Folge nicht? — Wenn man nun in ältern Jahren soll lesen und schreiben können, was muß er [man] erst vorher gelernt haben? — Wenn man nun Vergnügen finden will, in der Bibel und andern guten Büchern zu lesen, was muß man da erst gelernt haben? — Woran könnte man aber kein Vergnügen finden, wenn man niemals lesen gelernt hat?" —

„Wenn man in der Jugend nichts hat arbeiten lernen, was kann man da auch in der Folge nicht? — Was versteht denn ein dummer und ungeschickter Mensch? [Diese Frage ist in anderer Hinsicht fehlerhaft, weil die Antwort: Nichts, verlangt, und dieß nun eben durch die Frage zu Etwas gemacht wird. Ein nachdenkender Schüler wird gewiß nicht: Nichts antworten, sondern sich hin und her besinnen, was ein solcher Mensch etwa noch verstehen könne.]" Und wer nichts gelernt hat, wie bleibt der sein lebenlang? — Wer aber in der Jugend viel lernt, wie bleibt er nicht? — Wer nun verständig und geschickt werden will, wie muß er es machen? —

Genug! Nichts als aufmerken lernen die Kinder bey dieser Fragart, nicht denken; sie ist also bloß

bloß bey Gedächtnißsachen: Sprache, Geschichte rc. anwendbar. — Rec. muß aber gestehen, daß der Hr. Vf. zuweilen auch ächt sokratisch fragt. — Mit Recht behauptet er, „daß man selbst Kinder nach strenger systematischer Ordnung lehren und nicht Alles durch einander werfen müsse, bloß um, wie man sagt, eine angenehme Manchfaltigkeit zu gewinnen“ — nur würden wir statt „systematischer“ lieber sagen, psychologischer Ordnung; diese ist sicher ein Hauptersorderniß alles Elementar-Unterrichts. Wie wenig aber der Hr. Verf., ohne daß man ihm Schuld geben könne, „alles durch einander geworfen zu haben“, eine solche Ordnung befolgt habe, wird sich sogleich zeigen. Sein allgemeiner Plan ist dieser: Im ersten Bändchen beantwortet er die Frage: Wer bin ich? [doch, wie wir sehen werden, gar nicht vollständig.] Im zweiten die: Wo bin ich her und die Welt, in der ich mich befinde? nach welcher er die Lehre von Gott, Schöpfung und — Bibel! abhandelt. In der Folge soll unter der Frage: Wozu bin ich da? von Bestimmung des Menschen, Pflichtenlehre, Gut und Böse, Tugend, Sünde, Uebel, Erlösung durch Christum, Besserungsmittel u. s. w. endlich unter der Frage: Was wird aus mir werden? von Unsterblichkeit der Seele, Vergeltung rc. rc. gehandelt werden. Wie wenig entspricht schon dieser Plan den Erfordernissen einer strengen Katechetik! —

Das Erste Bändchen soll als Einleitung zum ganzen übrigen Unterricht dienen. Da finden wir es schon unpsychologisch, daß sogleich vom Menschen gehandelt wird; denn der Mensch, ehe er

er aufmerksam auf sich selbst wird, beschäftigt sich erst mit der Außenwelt um sich her. Schien es nun auch dem Hrn. Vf. zu weitläufig von dieser einen Unterricht vorausgehen zu lassen, [obgleich diese Weitläufigkeit nur scheinbar ist, indem manches in der Folge dann um so kürzer gefaßt, oder als bekannt vorausgesetzt werden konnte,] so mußte er doch bey allem, was der Mensch mit Pflanzen und Thieren gemein hat, nicht nur zur bessern Erläuterung desselben, sondern auch zur genauern Bestimmung, wie er es mit ihnen gemein hat und der menschlichen Vorzüge, von Pflanzen und Thieren den Unterricht beginnen; so verweist er aber nur hier und da flüchtig auf die übrigen Geschöpfe. I. Eigenschaften des Leibes: Entstehung, Leben, Kräfte, Festigkeit und Vollkommenheit des Baues, Gesundheit, hohes Alter.— „Wenn einige Menschen 80—100 Jahre leben, wie lange könnten andere Menschen auch leben?"— Durch den schon gerügten Frag-Mechanismus werden die Kinder zu dem falschen Schluß in der Antwort: „auch 80—100 Jahre", verleitet, gleich darauf zu einem noch falscheren: „Wenn sie aber noch so gesund geboren werden, zerstören aber ihre Gesundheit selbst —, wie wird dadurch ihr sonst gesunder Körper? — Woher kommts also, [?] daß so viele Menschen nicht lange leben? Antw. Sie zerstören selbst ihre Gesundheit." — Hierauf folgt die ganz falsche und lieblose Ausführung: „Nach Gottes Willen sollen gewiß alle Menschen ein hohes Alter erreichen; wenn es nicht geschieht, so sind sie selbst, oder ihre Eltern Schuld daran", u. s. w. — Wie sehr könnte ein denkender Schüler hier

hier den Lehrer in Verlegenheit setzen, wenn er fragte: Wie kommts denn, daß so viele Bäume und andere Pflanzen nicht aufkommen, so vieles Obst unreif abfällt, so viele junge Thierbrut abstirbt, u. s. w.? — Schönheit, Gelenkigkeit und Biegsamkeit des Körpers, Sinne, [Viel zu oberflächlich, nicht einmal der Sitz der Sinne wird angegeben, nichts davon bemerkt, daß und warum manche Thiere einzelne Sinne weit schärfer haben, als der Mensch.] Sprache, [Gehört diese zu den Eigenschaften des Leibes? Durch seine Exempel zeigt der Hr. Vf. nur die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Geberden- und Ton-Sprache, die der eigentlichen, artikulirten Sprache erhellt nur aus dem nicht erwähnten Bedürfniß, sich andern über abwesende sinnliche oder über nichtsinnliche Dinge verständlich zu machen; auch ist der Unterschied zwischen Fähigkeit zum Plaudern, welche auch Thiere haben und der Sprachfähigkeit unberührt geblieben.] endliche Zerstörung, Tod. [Nicht entwickelnd genug; hier mußte der Anfang der Erläuterung von Pflanzen gemacht werden.] II. Eigenschaften der Seele. 1) Erkenntnißvermögen: Vorstellungsvermögen, Gedächtniß, Erinnerungskraft, Vergleichen und Unterscheiden, Einbildungskraft, Absonderungsvermögen oder Verstand, Urtheilskraft, Witz, Aufmerksamkeit, Vernunft. [Wer bemerkt in dieser Folge nicht einen großen Verstoß gegen die natürliche Ordnung? Wir müssen hier manche Unrichtigkeiten übergehen. Nur Einiges sey erinnert. Die Einbildungskraft

stellig gemacht, als ob der Mensch damit etwas ganz Neues hervorbrächte. Vorstellungen kann der Mensch nicht erfinden; sondern nur die empfangenen Vorstellungen willkührlich zusammensetzen, um sich beliebige Bilder zu machen, Situationen zu denken rc. Absondern. Hier fängt der Hr. Vf. die Erklärung — ein Fehler, den er mehrmals begeht — von übersinnlichen Dingen an: Fleiß, Armuth, und bleibt gewiß unverständlich. Die darauf folgende Erläuterung an sinnlichen Dingen ist recht gut; aber der Schluß, der alles völlig klar machen soll, verdunkelt die Sache den Kindern wieder ganz. „In dem Wispel stecken die Malter, im Malter die Scheffel, u.s.w., Und so ists auch in unserer Seele; alles geht hier nach seiner Ordnung, das Allgemeinste ist das Oberste, das hat weiter nichts höheres, dann kommts immer enger und enger, wie ein Trichter, bis zuletzt auf ein einziges, wo nur ein einziges Ding übrig ist." — [O weh!] 2) Gefühlsvermögen. 3) Wille. Erklärung des Willens, Freiheit des Willens, Begierden. — Sehr dürftig! Nichts vom Unterschied des thierischen Willens vom verständigen und beider vom freien. Es wird nur von Freiheit, in sofern sie physischem Zwang entgegensteht, geredet, nicht von der Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit. 4) Beweise für das Daseyn der Seele. Seele und Geist wird hier und immer für

und regiert werde. Der Hr. Vf. durfte sich bloß auf das Bewußtseyn berufen; denn eigentliche Beweise konnten, als über die kindische Fassungskraft gehend, doch nicht gegeben werden. Daher hier unnütze Wortbeweise und Cirkel-Demonstrationen.

2tes Bändchen. Von Gott. I. Von dem Daseyn Gottes. Es wird erwiesen 1) aus der Betrachtung der Welt. [Beweisen, daß ein Wesen existire, ehe man den Begriff dieses Wesens entwickelt hat, ist doch gewiß höchst unpsychologisch. Die Weltbetrachtung, welche übrigens gut, nur für den noch so sehr beschränkten Gesichtskreis der Schulkinder zu weit ausgesponnen ist, stand besser in der Einleitung. Gar zu grob ist doch hier der Verstoß gegen Katechetik und vernünftige Theologie, wenn es S. 33. heißt: „So viel Schönheit ist in der ganzen Natur; an dem Menschen müssen wir noch mehr Schönheit antreffen, er ist ja das Ebenbild Gottes. Sie beweist auch nicht das Daseyn Gottes, sondern nur eines mächtigen und weisen Urhebers. Erst die Betrachtung der moralischen Natur des Menschen, welche aber, sowohl in der Einleitung, als hier, fehlt, vollendet und begründet den ganzen Gottesbegriff.] 2) Aus der Bibel. [Da heist es, wie gewöhnlich in den Lehrbüchern: „die Bibel lehre uns weit deutlicher und leichter Gott erkennen, als die Naturbetrachtung." Wann wird

dem bestimmten Zwecke der Gotteserkenntniß, und bleibt jedem ein verschlossenes Buch, der nicht in der Natur zu ihr den Schlüssel findet.] Von der Bibel selbst: Namen, Theile, göttliche Eingebung und Beweise dafür [!], historische Glaubwürdigkeit der Geschichte Jesu, und nun — Daseyn Gottes aus der Bibel! — und nun erst — von den Eigenschaften Gottes. Diese letzte Materie ist nicht ganz ausgeführt, sondern bloß: Gott ist ein Geist, ewig, allgegenwärtig, allwissend, allmächtig, weise. — Wie ganz unpsychologisch diese Anordnung sey, wie ganz unkatechetisch also auch ein großer Theil dieser Lehren abgehandelt worden sey, wie besonders im Artikel von der Bibel, alles auf unverständlichen Voraussetzungen, Cirkelbeweisen und andern baaren Sophistereien beruhe und beruhen müsse, sieht jeder von selbst ein, der die Erfordernisse eines Elementar-Unterrichts kennt. — Nur einige wenige Belege dazu. „In was für einen Fehler können nun erhitzte Schwärmer und Phantasten leicht verfallen? Antw. In Irrthum. — Wären nun die Evangelisten ꝛc. Schwärmer ꝛc. gewesen, wovon müßten ihre Schriften voll seyn? — Wer aber ihre Schriften aufmerksam liest, was findet der gewiß nicht darin? — Was waren also auch die Evangelisten ꝛc. nicht?" — Die Göttlichkeit

dern und Weißagungen bewiesen. Kinder sehen freilich das Sophistische solcher Demonstrationen nicht ein; aber ists nicht Schade genug, daß sie falsch raisonniren lernen? Wird nicht manchem schon um deßwillen in spätern Jahren die Wahrheit verdächtig, weil er sich noch wohl der nicht haltbaren Gründe erinnert, durch welche man seinen Verstand in der Jugend überwältigt hat? Auch ist der Ton des Hrn. Vfs im ganzen Artikel von der Offenbarung und ihrer Göttlichkeit gewiß nicht der rechte für den Kinderunterricht. Kinder lieben das Auffallende, Frappante, und behalten es eher, als alles andere. Wenn er nun mit der Miene des Zweiflers die Fragen aufwirft: Waren aber nicht etwa die Propheten Lügner? Betrog nicht Jesus das Volk? Ließen sich nicht etwa die Apostel als Einfältige hintergehen? Logen sie nicht? u. s. f., so haften diese Einwürfe viel eher in den zarten Gemüthern, als die mehr Ueberlegung und Gesetztheit fordernden Widerlegungen derselben. — In der Lehre von den göttlichen Eigenschaften folgt auf Erklärung und Beweis jeder einzelnen sogleich die praktische Anwendung. Auch dieß ist höchst unkatechetisch, obgleich ein gemeiner Fehler der Lehrbücher. Aus der bloßen Allwissenheit Gottes, z. B. folgt noch nichts zur Beruhigung, Warnung, Ermunterung; dazu muß man ihn erst als den

dieselben in Gott immer zugleich und unzertrennt wirksam sind, dann erst ist eine gründliche, nichts Unbekanntes, Unerklärtes und Unbewiesenes voraussetzende praktische Anwendung möglich.

Rec. hat sich noch Vieles, worüber etwas zu erinnern wäre, ausgezeichnet, muß es aber, um die ihm gesteckten Gränzen nicht zu überschreiten, hier übergehen. Er würde sich nicht so lange bey diesem Werk aufgehalten haben, wenn es nicht doch manches Gute enthielte, bey strenger Prüfung und Aussonderung mit Nutzen gebraucht werden könnte, und er nicht hofte, dem talentvollen und fleißigen Hrn. Verf. für die folgenden Bände, oder auch für eine neue Bearbeitung der beiden ersten, mit seinen Bemerkungen einige brauchbare Winke gegeben zu haben.

—st—

S. 76. Z. 11. ist statt: im 13ten Bande dieses Journals, zu lesen: im 13ten B. des neuen theol. Journ. oder im 2ten B. des neuesten theol. Journ.

Journal für auserlesene theologische Literatur.

Herausgegeben von

D. Johann Philipp Gabler.

Ersten Bandes zweites Stück.

Nürnberg,

Inhalt.

I. Aufsätze.

II. Recensionen größerer Schriften.

11. D. Chr.

Anmerk. Das dritte Stück erscheint zuverlässig zu Ende der Leipziger Oster-Messe.

I.

Versuch über chronologische Standpunkte in der Lebensgeschichte Pauli.

Zur Rechtfertigung dieses Versuchs mag ihm folgende Stelle aus Michaelis Einleitung in die göttlichen Schriften des N. B. (4te Ausg. Th. 2. S. 1182. f.) voranstehn:

„Lucas schreibt zwar die Apostelgeschichte, wie „in die Augen fällt, ziemlich genau nach der Zeit„ordnung, allein nirgends setzt er eine Jahrzahl, „oder Bemerkung des Jahrs, so wie die Luc. 3, „1. 2. Uebel kann man dieß dem Schriftsteller „nicht nehmen, denn überhaupt pflegten die Al„ten, wenn es nicht eigentliche Annalen seyn soll„ten, nicht so chronologisch zu schreiben, als wir: „dabey konnte es wirklich oft der Fall seyn, daß „er selbst das Jahr nicht wußte, in welches das „erzählte gehörte, z. E. in dem Paulus bekehrt „ward. Man hätte erst lange und mühsam nach„rechnen, viele Erkundigungen wegen des Umstan„des der Zeit einziehen müssen, und das war der

„alten Geschichtschreiber ihre Sache, auch wohl „sein besonderer Beruf von Theophilo, nicht. „Für die Leser aber ist daraus eine Unbequemlich„keit entstanden, und bey den Erklärern manche „immer treu nachgesagte Irrthümer: ich muß desto „mehr von der Sache reden, weil niemand die „Apostelgeschichte recht völlig und historisch ver„stehen kann, wenn er nicht das gewisse, das „Ausleger und Chronologen sagen, vom ungewissen „abzusondern weiß, auch bey der Einleitung in „die Briefe Pauli immer auf die Apostelgeschichte „zurückgegangen werden muß."

Seit Michaelis ist, meines Wissens, nichts Erhebliches über die Zeitbestimmungen der Paulinischen Lebensgeschichte gethan worden. Es kann also wohl ein neuer Versuch auch eine geneigte Aufnahme hoffen, wenn auch durch ihn nichts gewonnen werden sollte, als — was man eher für einen Verlust anschlagen dürfte — die Evidenz, daß man es fast bey allen Zeitpunkten nur zu ziemlich wahrscheinlichen Vermuthungen und zu ungefähren Bestimmungen bringen könne.

Den rechten Weg hat Michaelis gewiß ein-

treffen. Aber er untersucht, nach seiner eigenen Erklärung (Note z), die Frage nicht; ob diese Standpunkte selbst richtig berechnet oder nur gemuthmasset sind. In der gegenwärtigen Untersuchung müssen zwar auch die Standpunkte, die der Verf. für sicher berechnete hält, ohne Gründe dafür angesetzt werden; dagegen aber können wir uns einer Erörterung der offenbar zweifelhaften nicht entschlagen.

1. König Agrippa starb im Jahre Christi 44, nach der gemeinen Rechnung, der wir hier, wie natürlich, überall folgen. Hierdurch wird die Zeit der Enthauptung Jacobus und der Gefangennehmung Petrus (Ap. Gesch. 12,) bestimmt.

2. Nach Josephus, A. 20, 3. entstund in Judäa eine Hungersnoth zur Zeit der Procuratoren, Cuspius Fadus, der nach Agrippa's Tode Procurator geworden war, und seines Nachfolgers, Tiberius Alexanders. Diese Angabe ist unbestimmt. Die Hungersnoth könnte entstanden seyn in dem Jahre des Abgangs des Fadus und des Antritts Alexanders. So nimmt es auch Calvisius, und setzt sie in das J. 47. Sie kann aber auch gleich im J. 44, in welchem Fadus seine Stelle antrat, angefangen, und bis unter Alexander fortgedauert haben. So versteht es

Pearson (in seinen Annalibus Paulinis) und Michaelis.

Nach dieser Hungersnoth läßt sich also die Reise des Paulus und Barnabas von Antiochien nach Jerusalem nur ungewiß bestimmen. Unternommen wurde sie noch vor dem Ausbruch derselben, nach Ap. Gesch. 11, 28—30. Aber eine festere Bestimmung bekommt sie dadurch, daß Ap. Gesch. 12, unmittelbar nach der Erwähnung dieser Reise, die Verfolgung der Apostel von Agrippa, und Agrippa's Tod erzählt, und die Erzählung mit der Nachricht beschlossen wird (V. 25.), Paulus und Barnabas seyen von Jerusalem zurückgekehrt. Hiernach können wir die Reise mit voller Sicherheit in das J. 44 setzen.

3. Ungewisser ist das Jahr, in welchem Claudius die Juden aus Rom vertrieb, wie uns im Suetonius, Claud. 25., und Ap. Gesch. 18, 2. gesagt wird. Die Angabe des Orosius (7, 6.), es sey im 9ten Regierungsjahre Claudius (J. 49) geschehen, ist eben so grundlos, als seine Beru-

(Astrologen) aus Italien vertrieb, Tacit. Annal. 12, 52.; und unter den Mathematikern könnten wohl die Juden, die man für Sterndeuter halten konnte, mitbegriffen gewesen seyn. Wären sie aber auch nicht damit gemeint gewesen: so könnten sie doch durch ein bloßes Edict des Kaisers in diesem Jahre weggeschafft worden seyn. Die Juden waren sehr unruhig geworden, und ein Stephanus, δȣλος καισαρος, wurde von ihnen ausgeplündert, welches der Procurator Cumanus grausam genug rächte (Ioseph. A. 20, 5, 4. B. I. 2, 12, 2.). Schon das konnte von Cumanus an den Kaiser berichtet worden seyn, und diesen gegen die Juden aufgebracht haben, wie Pearson annimmt. Aber noch weit wahrscheinlicher wurden die Juden dem Kaiser verdächtig und verhaßt durch die Folgen von Händeln der Juden mit den Samaritern. Cumanus hatte sich sogleich für die Samariter erklärt, und die Juden mit seiner gewöhnlichen Härte behandelt. Aber der Statthalter von Syrien, Quadratus, vor den die Sache gebracht wurde, gab, nach angestellter Untersuchung, den Samaritern Unrecht. Allein er erfuhr dabey, daß einige Juden das Volk zur Empörung reizten, ließ diese hinrichten, und berichtete die Sache an den Kaiser. Diesen letzten Umstand meldet uns zwar Josephus (A. [illegible]) nichts, aber es

54.): Claudius, causis rebellionis auditis, (Quadrato) jus statuendi etiam de procuratoribus (Felice et Cumano) dederat. Ein solcher Bericht konnte denn unter einem Kaiser, wie Claudius, sehr wohl die Vertreibung der Juden aus Rom bewirken, zumal wenn man sie noch dazu für Sterndeuter hielt. Uebel empfohlen waren sie wahrscheinlich ohnehin bey dem Kaiser, wenigstens die Palästinischen. Denn als Quadratus die Vornehmsten der Juden und der Samariter, und den Cumanus nach Rom schickte, um da den endlichen Ausspruch des Kaisers zu vernehmen: würden die Juden, durch die Verwendung der Freigelassenen und Freunde des Kaisers für ihre Gegner, Unrecht bekommen haben, wenn nicht Agrippina, auf die dringende Fürsprache des jüngern Agrippa, ihren Gemahl bewogen hätte, zum Vortheil der Juden zu sprechen (Ioseph. A. 20, 6, 3.). Damit mag nun wohl auch der Verweisungsbefehl gegen die Juden, ausdrücklich oder stillschweigends, aufgehoben worden seyn; aber dieser Ausspruch geschah auch erst zu Ende des zwölften Regierungsjahres Claudius's (J. Chr. 52), wie Josephus (A. 20, 7, 1. vgl. B. I. 2, 12, 8.) bemerkt. — Freilich giebt das alles nur eine Vermuthung, aber doch eine wahrscheinliche;

Nehmen wir nun diesen Standpunkt an, so ist Paulus im J. 52 nach Korinth gekommen (Ap.G.18, 1.). Denn er fand da den Aquila und dessen Frau, die, auf das Kaiserliche Edict, kurz vorher aus Rom da angekommen waren (V. 2.). Dieses Jahr paßt auch sehr gut zu dem, was nach der Apostelgeschichte, von dem J. 44 mit ihm vorgegangen war. Nachdem er im J. 44 von Jerusalem nach Antiochien zurückgekommen war, reiste er von da nach Cypern, von da nach Pamphylien, Pisidien, Lykaonien, und dann wieder zurück nach Antiochien. Da er auf dieser Reise das Christenthum überall lehrte, und an mehrere Orte mehr als einmal kam: so kann er auf derselben, so kurz sie auch Ap.G. 13, und 14, erzählt wird, sehr wohl drey Jahre zugebracht haben, zumal da er in noch andere Gegenden gekommen seyn kann, deren die Apostelgeschichte nicht erwähnt; kann also im J. 47 sich wieder im Syrischen Antiochien befunden haben. Von da machte er eine kurze Reise nach Jerusalem (Ap.G. 15,), und bald nach seiner Zurückkunft durchreiste er ganz Klein-Asien von Cilicien bis Troas, schiffte von da nach Macedonien, durchreiste auch das, gieng von da nach Athen (Ap.G. 16, und 17,), und von da nach Korinth. Hier kann er also wohl erst im J. 51 angekommen seyn. Vier, auch fünftehalb Jahre sind für diese Reise, auf welcher er an so manchen Orten das Christen-

thum erst zu gründen hatte, nicht zu viel, zumal da wir, auch bey ihr, nicht erzählte Nebenreisen mit in Anschlag bringen dürfen.

4. Völlig gewiß ist es, daß Felix zu Ende des J. 52 Procurator von Judäa, Samaria, und Galiläa geworden ist; Josephus sagt das ganz bestimmt (A. 20, 7, 1. B. I. 2, 12, 8.). Aber wir gewinnen durch diese Gewißheit nichts.

Sie könnte uns dazu dienen, die Zeit des Verhörs Pauli bey diesem Procurator zu bestimmen, zu dem er, Ap. G. 24, 10., sagt: „Ich weiß, daß du seit vielen Jahren der Vorgesetzte dieses Volkes bist.“ Allein daraus läßt sich nichts weiter schließen, als daß Paulus nicht etwa schon im zweiten oder dritten Jahre der Procuratur des Felix vor ihn gebracht worden sey. Das können wir aber schon aus den Nachrichten der Apostelgeschichte heraus rechnen. Nach der obigen Voraussetzung war Paulus im J. 52 zu Korinth angekommen. Hier verweilte er anderthalb Jahre (Ap. G. 18, 11.), also bis tief ins J. 53. Von Korinth schiffte er nach Ephes (V. 19—21.); von hier nach Cäsarea; von da, über Jerusalem (ἀναβὰς, V. 22.), nach Antiochien. Nach einigem Aufenthalte daselbst (V. 23.) durchreiste er wieder einen großen Theil von Klein-Asien (V. 23.), und blieb in Ephes gegen drey

Jah-

Jahre (19, 10. 20, 31.). Dann schiffte er nach Macedonien (20, 1.) gieng von da nach Griechenland (V. 2.), und nach drey Monaten (V. 3.) gieng er nach Macedonien zurück, um von da nach Klein-Asien zurückzugehn. Er kam nach Troas (V. 4.), schiffte sich da ein, und eilte, um am Pfingstfest in Jerusalem zu seyn (V. 16.), und hielt sich daher nicht lang in Miletus (V. 17.) auf. In Tyrus landete er; aber gleich nach 7 Tagen machte er sich auf die Reise nach Jerusalem (21, 3. 4.). In Cäsarea blieb er dann mehrere Tage (V. 10.). Nach seiner Ankunft in Jerusalem (V. 17.) scheint es nicht lang angestanden zu haben, bis er verhaftet, und darauf zu dem Felix gebracht wurde. Ueberschlagen wir diese Data, so können wir seine Gefangennehmung nicht wohl früher setzen, als in das J. 57. Da konnte nun Paulus allenfalls schon von *vielen Jahren* reden, die Felix dem Lande vorstehe. Scheint uns aber dieser Ausdruck von etwa vier Jahren doch zu stark: so müssen wir bemerken, daß Felix schon vor dem J. 52, zugleich mit dem Cumanus, Procurator in Palästina war, nur nicht über Judäa und Galiläa, sondern bloß über Samaria. Das sagt uns Tacitus (Ann. 12, 54.): Und warum sollte nicht Paulus auch an die-

5. Indessen kann uns, umgekehrt, unsre Berechnung der Gefangennehmung Pauli dazu dienen, das Jahr mit Wahrscheinlichkeit anzugeben, in welchem Felix dem Festus Platz machen mußte; denn das geschah zwey volle Jahre nach Pauli Verhaftung (Ap.G. 24, 27.). Josephus sagt uns davon (A. 20, 8, 9.), Jüdische Abgeordnete hätten den Felix, nachdem Festus Procurator geworden, in Rom verklagt; και παντως αν εδεδωκει τιμωριαν των εις Ιεδαιες αδικηματων, ει μη πολλα αυτον ὁ Νερων τ'αδελφῳ Παλλαντι παρακαλεσαντι συνεχωρησε, μαλιςα δη *) τοτε δια τιμης εχων εκεινον. Nun verlohr aber der mächtige Pallas die Gunst des Nero bald nach dessen Regierungsantritt (13. Oct. im J. 54) (Tacit. Annal. 13, 2.), und wurde in Nero's zweitem Regierungsjahre von den Geschäften entfernt (c. 14.); wurde auch im dritten nicht beliebter, ungeachtet er des angeschuldigten Majestätsverbrechens unschuldig erfunden ward (c. 23.): man konnte also, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, annehmen, Festus sey kurz nach Nero's Regierungsantritt Procurator geworden, etwa in der ersten Hälfte des J. 55. Da aber Paulus nicht — oder allerhöchstens nur ganz kurz — vor dem

so ist diese Zeitbestimmung nicht haltbar. Pearson vermuthet daher, Pallas möchte, nach der Ermordung Agrippinens, der Mutter Neros (im J. 59), wieder in Gunst gekommen seyn, und seinen Bruder Felix erst im J. 60 freigebeten haben; und das ließe sich mit der Paulinischen Geschichte wohl vereinigen, da sein Aufenthalt an manchen Orten gar wohl länger gedauert haben kann, als wir oben annahmen. Allein das Wiederemporkommen des Pallas, nach dem Tode der Kaiserin Mutter, ist allzu unwahrscheinlich, zumal da sie in dem Rufe eines unkeuschen Umgangs mit Pallas gestanden hatte (12, 65. 14, 2.), und ihn also weit eher in ihren Fall mit hätte hineinziehen können. Es war Glücks genug für Pallas, daß man ihn noch vier Jahre im Genusse seines unermeßlichen Reichthums ließ, der ihm endlich die Vergiftung zuzog (14, 65.). Dagegen ist es sehr glaublich, daß der Günstling der Kaiserin Mutter ein ausgezeichnetes Ansehen und Gewicht bey Hofe so lang erhielt, als seine Beschützerin selbst, wenn auch die Liebe und das Zutrauen des Kaisers für ihn, wie für sie selbst, verloren war; und so kann Nero ihm seine Fürbitte für Felix sehr wohl kurz vor Agrippinens Ermordung (im J. 59) gewährt haben*). Selbst der Stolz, den Pallas

während der Untersuchung über die Anklage, er habe einen Gegenkaiser aufstellen wollen, auf eine widerwärtige Art äußerte (13, 23.), scheint zu beweisen, wie geehrt er auch damals gewesen sein müsse.

6. Vorausgesetzt, daß Festus im J. 59 als Procurator nach Palästina gekommen sey, läßt sich die Reise Pauli nach Rom, und die Dauer seines dasigen Aufenthalts genügend bestimmen. Festus veranstaltete das Verhör bald nach seiner Ankunft (Ap.G. 25, 1—6.), und nach einem kurzen Zeitraum (V. 13. 14.) auch die Vertheidigung vor dem jüngern Agrippa; und allem Ansehen nach erfolgte auch die Abreise des Apostels nach Rom (26, 1.) kurz darauf. Von seiner Reise wissen wir, daß er einmal funfzehn Tage vom Sturm herumgetrieben wurde (27, 27.), und nach seinem Schiffbruche drey Monate in Malta verweilte (28, 11.). Er kam also wahrscheinlich zu Ende des J. 59, oder

Pritius Introd. in lectionem N. T., Karl Gottlob Hofmann (Leipz. 1737. S. 246.), verleitet, die Abberufung des Felix schon in die Regierungsjahre des

oder zu Anfang des J. 60 an, und da blieb er volle zwey Jahre (28, 30.), also wahrscheinlich bis ins J. 62. —

Und wohl nicht länger. Hätte Lucas die Apostelgeschichte noch während Pauli Aufenthalts in Rom seinem Theophilus zugeschickt; so hätte er wohl nicht διεμεινε und απεδεχετο gesagt. Noch weniger hätte er den Tod Pauli mit Stillschweigen übergehen können, wenn ihn der Apostel schon damals in Rom gefunden hätte. Diese Bemerkung allein sollte wohl hinreichen, allen Zweifel an einer zweiten Reise Pauli nach Rom niederzuschlagen, wenn man nicht die einstimmige Versicherung der Kirchenschriftsteller, daß er in Rom hingerichtet worden sey, für unwahr erklären will. Nimmt man aber dieß an: so ist wohl auch nichts wahrscheinlicher, als daß er in der Christenverfolgung im J. 65 umgekommen sey.

Ueber die vierzehn Jahre Gal. 2, 1.

Paulus giebt im 1sten Kap. seines Briefes an die Galater und im Anfang des 2ten Kap. selbst chronologische Standpunkte in seiner Lebensgeschichte an; und man könnte hoffen, durch sie zu noch genauern

nauern Zeitbestimmungen gelangen zu können, als uns die Römische Geschichte verschafft hat, wenn man nicht schon wüßte, daß seine Standpunkte noch streitiger sind, als diese. Wir werden also, umgekehrt, versuchen müssen, ob wir nicht die Standpunkte im Brief an die Galater, und besonders die in K. 2, 1., durch die Hülfe der zuvor aufgestellten, mit einiger Sicherheit zu bestimmen vermögen.

Die von Paulus angegebenen sind folgende: Gal. 1, 15. f. „Als es Gott gefiel, mir seinen Sohn zu offenbaren, um ihn unter den heidnischen Völkern zu verkündigen: gehorchte ich sogleich;" V. 17. „gieng nach Arabien, und kehrte von da nach Damascus zurück." V. 18. „Hernach nach drey Jahren gieng ich nach Jerusalem, und blieb da zwey Wochen." V. 21. „Hernach gieng ich nach Syrien und Cilicien." K. 2, 1. „Hernach nach vierzehn Jahren gieng ich wieder nach Jerusalem, mit Barnabas, und nahm auch Titus mit."

Hier ist es schon streitig, ob die 14 Jahre zu zählen sind, von Pauli Bekehrung, oder von seiner ersten Reise nach Jerusalem an. Und die Entscheidung wird um so schwieriger, da wir nicht einmal wissen, wie bald oder spät nach Christi Himmelfahrt Paulus sich bekehrt habe.

Wäre

Wäre in unserer gemeinen Dionysischen Rechnung das Jahr der Geburt und des Todes Jesu richtig angesetzt, so würde uns die Entscheidung leicht werden. Die Reisen Pauli nach Jerusalem, nach seinem Uebergang zum Christenthum, von denen uns das N. T. Nachricht giebt, sind folgende: 1) Die Gal. 1, 18. drey Jahre nach seiner Bekehrung; 2) die Ap. Gesch. 11, im J. Chr. 44, also 11 Jahre nach dem Tode J.; 3) die Ap. G. 15, wahrscheinlich im J. Chr. 47, also 14 Jahre nach dem Tode J.; 4) die Ap. G. 18, 21. wahrscheinlich im J. Chr. 54; 5) die Ap. G. 21, wahrscheinlich im J. Chr. 57. Das natürlichste wäre also, Gal. 2, 1. von der dritten Reise, Ap. G. 15, im J. Chr. 47 zu verstehen, und somit die 14 Jahre von seiner Bekehrung an (nicht von seiner ersten Reise nach Jerusalem an) zu zählen. Es zeigte sich dann zugleich, daß er sich gleich im Todesjahre Jesu bekehrt habe; und das könnte auch gar wohl seyn, da alle Begebenheiten, die in der Ap. Gesch. bis K. 9. erzählt werden, innerhalb weniger Monate vorgefallen seyn können. — Allein wer weiß es nicht, daß die Dionysische Berechnung des Geburtsjahres Jesu unrichtig ist, und daß der Meinungen über das wahre Geburtsjahr eine Menge sind?

Nach der Meinung, die ich von dem Geburtsjahre Jesu habe, macht die Unrichtigkeit der Dionysischen

nysischen Rechnung keine Aenderung in der Bestimmung der Reise nach 14 Jahren. Ich bin nicht so thöricht, eine allgemeine Annahme meiner Meinung zu hoffen; aber warum sollte ich sie nicht, mit ihren Gründen, hier vorlegen dürfen? Voraus setze ich bey den Gründen, daß aus astronomischen Daten weder das Geburtsjahr, noch das Todesjahr Jesu sich bestimmen lasse; und ich verweise darüber auf die gründlich gelehrte Untersuchung des Hrn. C.R. Paulus in seinem Komm. üb. d. N. T. Th. 3. S. 764. ff.

Dionys läßt Jesum geboren werden zu Ende des Jahres 753 von Erbauung der Stadt Rom, und wir zählen daher a. u. c. 754 als a. Chr. 1 *). Daß dieß falsch ist, erhellet daraus, weil Herodes der große, der nach der Geburt J. die Bethlehemitischen Kinder töden ließ, und vor welchem Jesus nach Aegypten geflüchtet wurde, schon in der ersten Hälfte des Jahres u. c. 751 gestorben war **). Jesus muß also wenigstens zu Anfang a. u. c. 751

gebo-

*) Ob Dionys selbst so gezählt, oder ob er gleich a. u. c. 753 als a. Chr. 1. angesetzt habe, darüber s. Petav. de doctr. temp. L. 12. c. 2. Tom. 2. p. 221. ed. Antvverp. 1703. (vollendet 1705.) f.

geboren worden seyn. Er könnte aber auch um ein oder um einige Jahre früher geboren worden seyn. Man muß daher, zur näheren Bestimmung seines Geburtsjahrs vergleichen Luc. 3, 1. und 23., wo gesagt wird, Johannes habe angefangen zu taufen im 15ten Regierungsjahre Tibers, und Jesus sey bei'm Antritt seines Messiasgeschäftes ungefähr 30 Jahre alt gewesen.

Den Anfang der Regierung Tibers wissen wir gewiß. August starb a. u. c. 767 im Monat August (nach Sueton. Aug. I, 19.), und damit fängt die Regierung Tibers an. Von da an sind nun 15 Jahre zu zählen. Es fragt sich aber dabey, ob man das erste Regierungsjahr vom Januar bis zum December 767, oder, genauer, von circa in. Sept. 767 bis c. in. Sept. 768 an gezählt habe. Im ersten Falle war sein 15tes Regierungsjahr a. u. c. 781 v. A., im andern Falle 781 und 782 vom Sept. zum Sept. Ich zweifle nicht, daß man das ganze a. u. c. 767 als das erste Regierungsjahr Tibers betrachtet, und daß also auch Lucas das ganze* a. u. c. 781 unter dem 15ten Regierungsjahre Tibers verstanden habe. So rechnet man ja auch bey uns im gemeinen Leben, wenn nicht der Zeitpunkt einer solchen Begebenheit ganz nahe an das Ende eines Jahres fällt. Und wie viele sind nicht derer, denen zwar das

Jahr, aber nicht der Tag, des Antritts einer Regierung bekannt ist *)!

Ist so richtig gezählt, so trat Jesus zu Anfang des 15ten Regierungsjahrs Tibers (a. u. c. 781) in sein 31stes Lebensjahr, wenn er zu Anfang des a. u. c. 751 geboren war. Fieng Johannes bald zu Anfang a. u. c. 781 zu taufen an; und wurde Jesus noch in dem nämlichen Jahre von ihm getauft, und dadurch zu seiner großen Bestimmung, der er sich von da an ganz hingab, eingeweiht: so war er damals noch im 31sten Jahre, und konnte also von Lucas ὡσει ετων τριακοντα genannt werden **). Hätte aber Johannes später zu

*) Voraus setze ich hier, daß Lucas, nach Römischer Sitte, das Jahr vom Januar anfange; und daher trift mich die Einwendung nicht, welche Hr. C.R. Paulus gegen Bengel's Rechnung macht, Komm. Th. 1. S. 144. f.

**) Es thut hierbey augenscheinlich nichts zur Sache, wie man das αρχομενος ων ὡς ενομιζετο abtheilt und versteht. Doch kann ich nicht umhin, hier beiläufig zu erklären, daß ich darüber Hrn. C.R. Paulus nicht beistimmen kann. Nach ihm (Komm. Th. 1. S. 176.) heißt αρχομενος ων, ὡς ενομιζετο, ετων τριακοντα: er fieng sein Lehramt, wie es der Sitte gemäß geachtet war, nicht zu frühzeitig, nicht vor seinem 30sten Jahre an. — Die Sitte selbst ist völlig ungewiß. Nirgends ist gesagt,

zu taufen angefangen, und hätte es länger angestanden, bis Jesus von ihm getauft worden wäre, oder wäre Jesus einige Jahre früher geboren worden; kurz, wäre Jesus, αρχομενος, schon 33 oder 34 Jahre alt gewesen: so hätte Lucas nicht mehr sagen können, er wäre ὡσει ετων 30 gewesen *).

gesagt, daß ein Prophet wenigstens 30 Jahre habe alt seyn müssen; und wo könnte gesagt seyn, daß der Messias nicht früher habe auftreten dürfen? Wenn aber auch diese Sitte ganz unbestritten wäre: so würde doch Lucas die Versicherung, Jesus sey damals wenigstens 30 Jahre alt gewesen, nicht unglücklicher haben ausdrücken können, als durch ων ὡσει ετων 30, welches eben sowohl heißen kann: er war noch nicht ganz 30. Dann würde er auch wohl eher geschrieben haben, ὡς νομιζεται, oder νομιζομενον oder νενομισμενον εστι, als ὡς ενομιζετο. Zwar spricht er eben so Ap. Gesch. 16, 13.; aber da kann οὗ ενομιζετο προσευχη ειναι wohl nichts anders heißen, als: wo ein Gebäude war, das zum Bethaus gebraucht zu werden pflegte; wenn nicht etwa προσευχη vielmehr eine Versammlung (nicht ein Gebäude) zum Gottesdienste, in dieser Stelle ist.

*) wie Hr. C.R. Paulus Th. 3. S. 789. annimmt. Daß die Juden zu Jesu, wenn er um einige Jahre jünger gewesen wäre, Joh. 8, 56. eher gesagt haben würden;

Nach dieser Rechnung ändert sich an den Jahren der Reisen Pauli nach Jerusalem, vom Todesjahre Jesu an gerechnet, folgendes:

Nach Dionysius starb Jesus in seinem 33sten J. a. Chr. 33 (u. c. 786); wirklich aber starb er in seinem 34sten, a. u. c. 784, also a. Chr. vulg. 31, welches 34 heißen sollte.

So geschah denn also von den Reisen Pauli nach Jerusalem

die 1ste (Gal. 1, 18.) a. Dionys. 36, wirklich aber a. Chr. 37 (u. c. 787);

die 2te (Ap. G. 11,) a. Dionys. 44, wirklich aber a. Chr. 47;

die 3te (Ap. G. 15,) a. Dionys. 47, wirklich aber a. Chr. 50;

die 4te (Ap. G. 18, 21.) a. Dionys. 54, wirklich aber a. Chr. 57;

die 5te (Ap. G. 21,) a. Dionys. 57, wirklich aber a. Chr. 60.

Oder: Es geschah

die 1ste 3 Jahre nach dem Todesjahre Jesu, nicht nur nach der Dionysischen Rechnung, sondern auch wirklich;

die

die 2te, nach Dionysius im 11ten J. nach dem Tode Jesu, wirklich aber im 13ten J.;

die 3te, nach Dion. im 14ten, wirklich aber im 16ten J.;

die 4te, nach Dion. im 21sten, wirklich aber im 23sten J.;

die 5te, nach Dion. im 24sten, wirklich aber im 26sten J.

Demnach kann die 2te Reise (Ap. G. 11,) in Gal. 2, 1. nicht gemeint seyn, wenn man auch, um vom Todesjahre Jesu an rechnen zu können, annehmen wollte, Paulus hätte sich noch im nämlichen Jahre bekehrt. Aber die 3te Reise (Ap. Gesch. 15,) kann gemeint seyn, wenn Paulus sich bekehrt hat im 2ten J. nach dem Tode Chr. (a. Dion. 35, wirklich aber a. Chr. 36). Dann geschah seine 1ste Reise a. Dion. 38, wirklich aber a. Chr. 39; und die 3te Reise geschah 14 Jahre nach seiner Bekehrung (nicht nach seiner 1sten Reise), a. Dion. 47, wirklich aber a. Chr. 50, welches das 16te Jahr nach dem Tode Christi ist. Dabey bleibt denn die 2te Reise a. Dion. 44, wirklich

14te Jahr von Pauli 1ster Reise an fallen, wenn man seine Bekehrung in das 7te Jahr, von dem Todesjahr Chr. an gezählt, (a. Dion. 39, wirklich aber a. Chr. 40) setzte, und dann die 14 Jahre von seiner 1sten Reise (a. Dion. 42, wirklich aber a. Chr. 43) an zählte; allein so spät kann der Brief an die Galater nicht geschrieben seyn. Und schon aus diesem Grunde ist an die 5te Reise gar nicht zu denken *).

So kann also, wenn das Todesjahr Jesu a. Chr. 34 (a. Dionys. 31) ist, unter der Reise Gal. 2, 1. keine andere zu verstehen seyn, als die dritte, welche Paulus, a. Chr. 50 (a. Dion. 47), nach Jeru-

*) Das Chronicon Alexandrinum oder paschale liest in Gal. 2, 1. vier Jahre (δ') statt vierzehn (ιδ'); und dann könnte nicht von der 3ten, sondern es müßte von der 2ten Reise Pauli nach Jerusalem die Rede seyn. Aber diese Leseart verdient wohl keine Aufmerksamkeit. Möglich ist es allerdings, daß Abschreiber durch ein Versehen aus dem 4 ein 14 gemacht haben (s. Seml. Paraph. ep. ad Gal. Proleg. p. 71.); auch mag wohl der Verf. des Chronikons diese Leseart bei'm Clemens von Alexandrien und bei'm Tatian gefunden haben (vgl. Seml. p. 63. f.); aber es ist doch gar zu unwahrscheinlich, daß die Leseart 4 in allen Handschriften sich hätte verlieren können, wenn sie in den allerersten gestanden hätte (s. auch Neuestes th. J. B. 2. S. 222.). Und wollte man sie ja

Jerusalem machte; und die vierzehn vor dieser Reise verflossenen Jahre müssen vom Jahre der Bekehrung Pauli, a. Chr. 36 (a. Dionys. 35), an gezählt werden.

Aber ganz anders und vielfältig anders berechnen Andere das Geburtsjahr und das Todesjahr Jesu, und das Jahr der Bekehrung Pauli; und, wie schon gesagt, ich erwarte nicht, und verlange nicht, daß sie von nun an alle so rechnen sollen, wie ich. Unter diesen Berechnungen sind denn allerdings auch solche, nach welchen in Gal. 2, 1. von der 2ten Reise (Ap. G. 11,) die Rede seyn kann. Nun hat Hr. D. Keil in einem Programm De definiendo tempore itineris Pauli Hierosoly-

ja für die richtige Leseart halten: so dürfte man wenigstens Paulum nicht, mit dem Chronikon, erst im dritten Regierungsjahre des Kaisers Claudius sich bekehren lassen (s. Semler. p. 72.). Denn im vierten Regierungsjahre Claudius (welcher d. 19 Jan. a. Dion. 41. zur Regierung gekommen war) machte Paulus schon seine 2te Reise nach Jerusalem. Er hätte sie also gleich im ersten Jahre nach seiner Bekehrung gemacht; und nach seiner ersten Reise, Gal. 1, 18., hatte er doch vor der

rosolymitani Gal. 2, 1. 2. commemorati (s. Neuestes th. J. B. 2. S. 209.) mit großem Scharfsinn zu beweisen gesucht, daß in dieser Stelle von der 3ten Reise gar nicht die Rede seyn könne, sondern von der zweiten die Rede seyn müsse. Wenn dem so ist, so muß wohl meine Rechnung falsch seyn. Aber Hrn. D. Keil's Gründe haben mich keineswegs überzeugt. Ich meine vielmehr, aus überwiegenden Gründen darthun zu können, daß man diese Stelle von der 3ten Reise verstehen müßte, wenn auch gar keine Berechnung für diese geltend zu machen wäre.

Zuvor sey mir die Erinnerung erlaubt, daß Hr. D. Keil sich seine eigene Hypothese dadurch erschwert, daß er die 14 Jahre nicht von Pauli Bekehrung, sondern von Pauli 1ster Reise nach Jerusalem an, zählet, und also annimmt, die 2te Reise sey erst 17 Jahre nach Pauli Bekehrung geschehen. Hierdurch wird er genöthigt, die Bekehrung Pauli und die Geburt Jesu weiter zurück zu setzen, als sich rechtfertigen lassen dürfte. (S. die Erinnerungen des Hrn. Rec. S. 217. ff.) Doch zur Sache.

Nach Hrn. D. Keil (Journ. S. 211.) ist in

Es ist nichts gesagt von der Veranlassung dieser Reise; vielmehr sagt Paulus V. 2., seine Reise sey κατα αποκαλυψιν unternommen worden (s. dagegen die gegründete Bemerkung des Hrn. Rec.). Nichts ist gesagt von der von Paulus gebilligten Uebereinkunft der Apostel und der Gemeinde zu Jerusalem; (S. 212.) nichts von der Versammlung der Apostel und Aeltesten in Jerusalem, vor welcher Paulus damals erschien. (S. 215.) Er erzählt ganz andere Dinge, die er damals mit den Aposteln verhandelt habe, und nicht den Hauptgegenstand seiner damaligen Sendung. (S. 216.) Und wie unschicklich wäre der Widerspruch Petri (Gal. 2, 11.) gegen die vorhergegangenen Anordnungen der Apostel gewesen! (S. 213.) Paulus mußte vielmehr, da er in den ersten Kapiteln des Briefes an die Galater seine Selbstständigkeit und unabhängige Apostelwürde beweisen will, redlich anzeigen, wie oft er in Jerusalem gewesen; und er konnte also seine 2te Reise unmöglich verschweigen, und wenn er auch keinen Apostel auf dieser gesehen hätte. (S. 214.) Daß er von dieser rede, bestätigt auch das παλιν, das hier offenbar so viel ist, als το δευτερον. [Das ist aber nichts weni-

2, 10., ihrer Armen eingedenk zu seyn, mit der Hauptabsicht dieser 2ten Reise zusammen. Und noch passet zu dieser Reise, nach der Bemerkung des Hrn. Rec. (S. 217.), der Umstand, daß Petrus nach derselben aus Jerusalem entweichen mußte, Ap. G. 12, 17., und also nach Antiochien gegangen seyn konnte, Gal. 2, 11. [Offenbar aber konnte er auch zu einer andern Zeit dahin gekommen seyn.]

Ich stelle diesen Gründen meine Ansicht unsrer Stelle entgegen. Dabey wird sich von selbst einfinden, was den Gründen entgegenzusetzen ist.

Die Hauptabsicht des Briefes an die Galater ist, die Galatische Kirche von dem Vorurtheil abzuziehen, die Christen müßten Juden seyn, sich beschneiden lassen (5, 2. ff. 6, 12. 15.), und alle jüdischen Vorschriften halten (4, 10.), dadurch würden sie Gott wohlgefällig (2, 16. f. K. 3.). Ein Vorurtheil, das den Galatern durch einige wenige Lehrer beigebracht worden war (1, 7. 4, 17. 5, 7—12. 6, 12. ff.). Diesem Vorurtheil arbeitet Paulus entgegen, indem er diese Gemeinde von der vollkommenen Zuverlässigkeit seiner Lehre von der christlichen Freiheit zu überzeugen sucht.

1. Er versichert deßwegen, K. 1. bis V. 20., seine Lehre durch eine Offenbarung, nicht von Menschen,

schen, selbst nicht von den Aposteln, erhalten zu haben. Zu dem Ende mußte er seiner Bekehrung und seiner 1sten Reise nach Jerusalem erwähnen, V. 15—20. Damit endigt er aber auch diesen Grund für seine Zuverlässigkeit.

2. Denn er beruft sich nun V. 21—24. darauf, daß man auch in Syrien und Cilicien seine Lehre ohne Zweifel und Widerrede angenommen habe, ungeachtet man ihn da nicht weiter kannte, als daß man wußte, er habe vorhin die Christen verfolgt, verkündige aber nun selbst die Lehre Christi. Damit hat er schon hinlänglich dargethan, daß nicht die Apostel ihm seine Lehre mitgetheilt hatten; denn er predigte ja sogleich nach seiner ersten Reise nach Jerusalem.

3. Jetzt führt er 2, 1—10. den noch viel stärkern Grund für die unwidersprechliche Vollgültigkeit seiner Lehre aus: die Apostel selbst mußten seiner Behauptung der christlichen Freiheit beipflichten. Daß diese Beipflichtung der Apostel (nicht etwa bloß der Umstand, daß er seine Lehre nicht von ihnen gelernt hatte) hier dasjenige sey, das er geltend machen will, ergiebt sich aus dem Gan-

befangene Erklärer wohl zugeben müssen, wenn sie auch in der Erklärung anderer Verse mit mir nicht einverstanden sind.

V. 2. Paulus geht nach Jerusalem auf eine erhaltene Offenbarung. Dieß wird uns in der Ap. Gesch. von der Reise Kap. 15. so wenig gemeldet, als von der K. 11.; es kann aber offenbar bey jener so gut, als bey dieser, Statt gefunden haben. Er legt den Aposteln die Lehre vor (ανεθετο), die er bis dahin unter den Heiden verkündigt hatte. Das paßt vollkommen zu Ap. G. 15, 1—6. Er trug sie ihnen in der allgemeinen Versammlung vor; denn κατ᾽ ιδιαν sprach er auch noch mit einzelnen davon: „in besondern Zusammenkünften aber denen, welche meinten, ich würde mit der Behauptung der Freiheit vom Mosaischen Gesetze „nichts für das Christenthum ausrichten können „oder bisher ausgerichtet haben, da die Judenchristen sie niemals zugestehen würden *)." V. 3. Paren-

*) Ich weiß, daß man sehr allgemein unter den δοκουσι die δοκουντες ειναι τι V. 6., die angesehensten unter den Aposteln, versteht. Aber ich weiß keine Stelle, wo δοκουντες, absolute und ohne erklärende Verbindung mit

Parenthese. („Dennoch wurde nicht einmal Titus, den ich bey mir hatte, gezwungen, sich beschneiden zu lassen, ungeachtet er ein geborner „Heide war.") V. 4. „Sie meinten das aber nur, „weil falsche Brüder es ihnen so vorgespielt hatten, die nur dem Scheine nach Christen, in der „That aber Juden sind, die sich nur unter uns „Christen eingeschlichen haben, um auszukundschaften, wie weit wir uns, als Christen, von dem „jüdi-

wiß eben so wenig entbehrlich ist, als das δοκουντες. Die Berufung in Schleusner's Lex. N. T. auf Fischer's Index zu den Dialogen des Aeschines ist unrichtig. Fischer sagt nicht, daß δοκουντες, absolute gesetzt, heißen könne: die angesehensten; im ganzen Aeschines kommt es nicht so vor; und in einer der von Hrn. Schleusner angeführten Stellen, Dial. 2, 2., heißt es sogar: δοκει παντων πονηροτατος. Elsner beruft sich 1) auf Herodian. 6, 1.; aber da ist mit δοκουντας zu verbinden σεμνοτατους και σωφρονεστατους: 2) auf Euripid. Heraclid. v. 897., wo es Barnes oder ein altes Scholion durch ενδοξους erklärt; allein bey των παρος ου δοκουντων ist ohne Zweifel aus dem Vorhergehenden zu verstehen ευτυχεις ειναι. (Was Heath, der in der Beck'ischen Ausgabe Tom. 3. p. 548. angeführt ist, in seinen Notis in Tragicos graecos gegen die Barnesische Erklärung gesagt habe, weiß ich nicht.) Die Stelle, welche Grotius anführt, Hecuba v. 294. f., ist die einzige mir bekannte, in welcher οι δοκουντες so viel sind, als οι ενδοξοι; aber es steht auch da in erklärender Verbindung

„jüdischen Gesetze losmachen, um uns wieder unter „dieses Joch zu bringen." V. 5. „Ich habe aber „diesen falschen Brüdern nicht einmal für den da„maligen Zeitpunkt nachgegeben; denn unverfälscht „wollte ich die christliche Lehre bey Euch erhalten*)."

V. 6.

bindung mit dem Gegensatz αδοξουντες, ungefähr so, wie das zweitemal in Gal. 2, 6. mit dem erstenmale; auch gebot der Vers dem Euripides, gerade dieses Wort zu gebrauchen. In den Troad. v. 609., auf den man sich auch noch berufen könnte, ist das nach τα δε δοκουντ' zu verstehende ειναι τι durch das vorhergehende τα μηδεν οντα deutlich genug angegeben. In den LXX findet sich die angebliche Bedeutung so wenig, als in den Ueberresten der andern griechischen Uebersetzungen des A. T. und in den Apokryphen. — Wenn es aber auch diese Bedeutung haben könnte: so kann es doch auch die haben, die ich annehme, und die schon Homberg in den Parergis sacris angenommen hat, der über das μη πως das nöthigste sagt. Die folgenden Worte in unsrer Stelle, die bey der gewöhnlichen Erklärung des δοκουντες schwierig genug sind, haben bey dieser gar keine Schwierigkeit. Allenfalls könnte man κενως τρεχειν auch verstehn: unrichtig lehren, vgl. Eph. 5, 6. Kol. 2, 8.; aber Phil. 2, 16. entscheidet dafür, daß es so viel heiße, als εικη κοπιαν Gal. 4, 11.

V. 6. „Und die angesehenen Apostel — ihr Ansehen kümmert mich nichts — legten mir nicht „eine andere Lehrart auf *)." V. 7—9. „Vielmehr „gaben Jacobus, Petrus, und Johannes mir und „Barnabas die Hand, zum Zeichen, daß sie uns „für ihre Mitarbeiter anerkannten, da sie sahen, „daß mir aus Gnade die Verbreitung der christli„chen Lehre unter den Heiden mit eben so wirk„samen Beistande anvertraut ist, als Petro unter „den Juden." V. 10. „Nur erinnerten sie uns, „der Armen in Judäa eingedenk zu seyn; und „das bin ich auch mit Eifer."

4. Hierauf erzählt er V. 11. ff., als einen neuen Beweis der Gewißheit seiner Lehre, daß er auch gegen Petrus auf dieser Freiheit bestanden habe. Anfangs hatte Petrus in Antiochien mit den Heiden Umgang gehabt, hatte sich auch nicht gescheut, ein Tischgenosse von ihnen zu seyn. Dann kamen aber einige von Jacobus; und auf deren Vorstellungen zog er sich zurück, und hielt sich von den Heiden entfernt. Seinem Beispiele folgten die Judenchristen in Antiochien, wider ihre bessere Ueberzeugung, und selbst Barnabas ließ sich von diesen

*) Προσανεθεντο, vgl. ανεθεμην V. 2. Paulus spricht hier

diesen Beispielen hinreißen. Da aber Petrus, nach Pauli Ueberzeugung, unrecht handelte, hielt ihm Paulus geradehin sein Unrecht vor.

Diese Erzählung bestätigt die vom 3ten Beweisgrund gegebene Erklärung; denn die genaue Verbindung der neuen Erzählung mit den vorhergehenden Versen ist unverkennbar. Aber gerade aus dieser Erzählung wird ein Beweis hergenommen, daß vor derselben nicht von der Reise Ap.G. 15, die Rede seyn könne. Nach der Abfassung des damaligen Schlusses der Apostel, sagt man, konnte Petrus nicht so gerade diesem Schlusse zuwider handeln.

Ich könnte einwenden, daß ja die später erzählte Begebenheit nicht nothwendig die später erfolgte seyn müsse; könnte mich auf die Ausleger berufen, die die Unterredung mit Petrus früher gehalten werden lassen, als das, wovon Paulus vorher redet, geschehen war: aber ich will das nicht; denn ich glaube selbst, daß Paulus hier der Zeitordnung folge. Auch gestehe ich, daß es un-

es, wie Christen, die vom Jacobus kamen (vermuthlich von ihm gesandt waren), der diese Verordnung selbst angegeben hatte (13—21.), Petrum zur Widerspänstigkeit gegen sie hätten bereden können. Allein ich finde nicht, daß Petrus dieser Verordnung zuwider handelte. — Er entzog sich ja, sagt man, dem Umgang mit den Paulinisch gesinnten Heidenchristen. — Das sollte Petrus gethan haben? Wie man ihm nur so etwas zutrauen kann! Und wo steht es denn? Warum sollen denn die εθνη, mit denen Petrus εκ ετι συνηθις, Christen seyn? Warum nicht auch hier Heiden, wie sonst so oft? Und warum muß εκ ετι συνεσθιειν hier heißen: allen Umgang aufheben; und nicht bloß: nicht mitessen; wie es doch eigentlich heißt? — Nein, das Unrecht Petri bestund nicht in einer Zurückziehung von den Heidenchristen, und wenn auch die εθνη, ich weiß nicht warum, durchaus Heidenchristen seyn müßten, so würde es doch bloß darin bestanden haben, daß er nicht mehr mit ihnen speiste. Aber weit wahrscheinlicher sind es Heiden. Mit diesen gieng Petrus anfangs nicht nur um, sondern speiste auch mit ihnen, wie Paulus, um sie, wie Paulus, für das Christenthum desto eher gewinnen zu können.

beziehen konnten). Welche Skrupel? ist uns nicht gesagt, aber errathen läßt sichs. Sie durften ihn nur an die Verordnung der Apostel, sich von den αλισγημασι των ειδωλοθυτων zu enthalten, erinnern, und ihm vorstellen, daß man vor denen bey einem heidnischen Mahle nie sicher, sey, weil selbst in den μακελλοις (1 Kor. 10, 25.) Opferfleisch seyn konnte. Daher konnte auch Paulus sich gegen Petrum nicht auf diese Verordnung beziehen. Aber sträflich fand er eine solche Ausdehnung der Verordnung, die der Ausbreitung des Christenthums so hinderlich werden, die das Vorurtheil von der fortwährenden Gültigkeit des jüdischen Gesetzes für die Christen so sehr verstärken konnte. Daß er eine solche Scheu vor Opferfleisch für eine unbefugte Ausdehnung hielt, wissen wir ja bestimmt genug aus 1 Kor. 10,. Nur an eigentlichen Opfermahlzeiten sollten, nach ihm, die Christen nicht Theil nehmen, und auch das nur aus Nachgiebigkeit gegen die Schwachen (V. 28.).

Und was steht denn nun der 3ten Reise nach Jerusalem in Gal. 2, 1. noch entgegen? Paßt denn nicht alles im 3ten Beweise zu dieser, und nur zu

Freiheit Rechenschaft zu geben (ανατιθεσθαι). Damals erkannten, nach Ap. Gesch. 15, die Apostel diese christliche Freiheit an (ουδεν προσανεθεντο). Sie gaben ihr zwar einige Beschränkungen (V. 20. 29.); aber sie erklärten auch bestimmt (V. 21.), daß das nur wegen der Anhängigkeit der Juden an das Mosaische Gesetz geschehe; und diese konnte ja befürchten lassen, Paulus und Barnabas möchten sonst κενως τρεχειν. Damals konnten sie ihm bei'm Abschied empfehlen, als das einzige, was sie sich bey der Anerkennung seines Apostolats ausbedingten, er möchte ihrer Armen nicht vergessen. Wie sonderbar wäre eine solche Bedingung bey der zweiten Reise gewesen, wo er eben für diese Armen Almosen mitgebracht hatte! „Auch künftig sollte er ihrer gedenken", müßte es wenigstens heißen, wenn es damals verlangt worden wäre.

„Aber warum gedenkt Paulus der getroffenen Uebereinkunft nicht ausdrücklich?" — Aber warum sollte er ihrer gedenken? Warum sollte er durch die Erwähnung der temporären Einschränkung den Eindruck schwächen, den er machen wollte? Und

trachtete? oder sich wenigstens nirgends an sie gebunden glaubte, wo er sie nicht nöthig fand? Könnte man nicht eben so gut, wie bey Gal. 2, auch bey Röm. 14, und 1 Kor. 10, fragen, warum er von der Uebereinkunft schweige?

Ich wüßte nicht, was zur Bestätigung der gewöhnlichen Erklärung unsrer Stelle von der dritten Reise Pauli nach Jerusalem, oder zur Entkräftung der Gegenbeweise, noch hinzuzusetzen nöthig wäre.

Vogel.

II.

System der theologischen Moral, von D. Samuel Gottlieb Lange. Leipzig u. Rostock, bey Carl Christoph Stiller. 1803. XL und 330 S. in 8.

Es muß unstreitig der wissenschaftlichen Moral zum Vortheil gereichen, wenn mehrere verschiedene Ansichten und Anwendungen der reinen Principien versucht und dem Publikum vorgelegt werden, indem selbst mißlungene Versuche dieser Art manche genauere Bestimmung und Unterscheidung veranlassen, und zur Cultur der Wissenschaft mittelbar

telbar beitragen. In dieser Hinsicht verdient nun das vor uns liegende Compendium alle Aufmerksamkeit, ob es wohl in Ansehung einer sorgfältigen und lehrreichen Bearbeitung dem von uns bereits angezeigten Lehrbuche des Hrn. Dr. Vogel's, mit dem es einige Aehnlichkeit hat, um vieles nachzustehen scheint. Es befolgt, wie dieses, die Grundsätze der Kantischen Moralphilosophie mit Nachbesserungen, welche den Schwierigkeiten dieser Grundsätze abhelfen sollen, und nimmt ebenfalls den Begriff der moralischen Freiheit, als einer Freiheit der Wahl, in Schutz. Allein der Unterschied des Lang'ischen Lehrbuchs ist demungeachtet sehr groß, sowohl was die Einstimmung mit jenen Grundsätzen, als was die Abweichung von denselben betrift; und da es in beiden weiter geht, als das Vogel'sche, so muß es auch um so mehr mit sich selbst in Widerspruch gerathen. Hr. Dr. Lange hält keineswegs das formale Princip nach der ersten Kantischen Formel für mangelhaft und unzureichend bey der Anwendung auf einzelne Fälle. Er erklärt diese Formel §. 56. (vergl. §. 35. 36.) für den einzig richtigen und höchsten Grundsatz der Moral, und folgt ihr auch da, wo ihre

Allein mit der Anwendung dieses Grundsatzes auf die Beurtheilung der moralischen Natur des Menschen, auf die Erklärung der Tugend überhaupt, ingleichen auf die Bestimmung und Eintheilung der einzelnen Pflichten, hat er eine ganz eigene Reform, die der Grundsatz selbst gar nicht gestattet, vorzunehmen versucht; und auf diese Reform, durch welche das formale Princip nach seiner Absicht (Vorr. XVII.) dem Empiristen annehmlicher werden sollte, wird Rec. bey seiner Anzeige besondere Rücksicht zu nehmen haben. Das Ganze ist in I. *Einleitung*, II. *reine Moral*, und III. *angewandte Moral* abgetheilt, und die *Ascetik* nicht besonders abgehandelt, sondern beiläufig in der Pflichtenlehre mitgenommen; welches letztere jedoch der systematischen Genauigkeit nicht gemäß seyn dürfte, da in der eigentlichen Pflichtenlehre nur die Zwecke der moralischen Cultur vorkommen können, in der Uebungslehre aber die Mittel in Beziehung auf die Hindernisse zu erörtern sind.

In der *Einleitung*, welche zuerst von der *Moral* überhaupt, und von der theologischen insbesondere handelt, wird §. 9. der Ursprung der christlichen Sittenlehre hauptsächlich aus der moralischen Superiorität Jesu

leitet, ganz nach der Ueberzeugung des Rec. Eben so richtig wird §. 10. das Gebot der Gottes- und Menschenliebe Marc. 12, 29—31. für den obersten Grundsatz der christlichen Pflichtenlehre, der das reine Moralprincip voraussetze, erklärt. Nur ist nach des Rec. Urtheil hier nicht von besonderen Pflichten gegen Gott, als verschieden von den Pflichten gegen den Nächsten, die Rede; wie es der Hr. Verf. zu verstehen scheint. Denn da das zweite Gebot, als von gleichem Inhalte mit dem ersten vorgestellt wird, so dürfte der Sinn des Ganzen wohl also auszudrücken seyn: „Mache die Zwecke der Gottheit ganz zu den deinigen; oder welches eben so viel ist: Befördere die Zwecke deiner Mitmenschen eben so treulich, als deine eigenen." Wenn uns nämlich die Pflicht, als Gottes Wille, über alles geht, so ist uns das Wohl Anderer eben so theuer, als unser eigenes. Das zweite Gebot ist also nur eine genauere Bestimmung des ersteren, besonders in Ansehung der Materie. Es soll der Mißdeutung des ersteren vorbeugen, und ist daher im Grunde desselbigen Inhalts; wie denn auch die Apostel dieses zweite Gebot allein, mehrmals für das höchste, und für

mit Augustin anfangen und bis zu Calixtus fortgehen, weil weder die Scholastik, noch die Reformation in dieser Geschichte Epoche gemacht hätten. Allein wir glauben doch, daß es bey der Eintheilung, die der Hr. Dr. Vogel befolgt hat, sein Bewenden haben könne. Wie sollte die scholastische Cultur der Werkheiligkeitslehre hier nicht Epoche machen, und eben so die Reformation, welche durch Hervorziehung der Paulinischen Rechtfertigungstheorie den Weg zur reinsten und strengsten Tugendlehre bahnte? Und müßte man nicht der Reformation allen Werth absprechen, wenn sie auf Verbreitung der richtigen und antipharisäischen Vorstellung von der Gottseligkeit gar keinen bedeutenden Einfluß gehabt hätte?

Die reine Moral des Hrn. Verfs ist kurz. Sie handelt bloß von der allgemeinen Gesetzgebung für endliche Vernunftwesen, der aber die Freiheitslehre vorausgeschickt ist: eine Ordnung, die wir nicht billigen können, weil das Gesetz uns erst auf den Freiheitsbegriff führen muß. Hier unterscheidet nun der Hr. Verf. §. 30. die reine praktische Vernunft von dem reinen Willen, und legt dieser Unterscheidung einen großen

reine Wille wäre, kein vernünftiges Wesen sündigen könnte, und die Fehler des Willens nur Irrthumsfehler seyn würden. Der reine Wille müßte daher als ein Vermögen, das Gebotene wirklich zu wählen, von der gesetzgebenden Vernunft unterschieden, und die Freiheit desselben darin gesetzt werden, daß er auch dem Gesetze entgegen etwas erwählen oder verwerfen, mithin eben sowohl böse, als gut, seyn könne. Ohne diese transcendentale Freiheit der Wahl würden (nach §. 31.) Verdienst und Schuld leere Worte, und Moralität ein Unding seyn; daher man die Kantische Freiheitslehre für eine Verirrung der Speculation erkennen müßte. — Der Hr. Verf. ignorirt hier die Kantische Unterscheidung zwischen dem Willen, als einem bestimmenden, und der Willkühr, als einem bestimmbaren Begehrungsvermögen, (z. B. Rechtsl. S. V. XXVII.) und gedenkt derselben mit keinem Worte, daher sein Widerspruch die Theorie seines Gegners in ein falsches Licht stellt. Denn durch diese Unterscheidung wird erst das hier bestrittene, die Identität der reinen praktischen Vernunft mit dem reinen Willen, ingleichen der Kantische Freiheitsbegriff, verständlich. Uebrigens muß beides eingeräumt werden, sobald man, wie der Hr. Verf., das formale Princip und mit demselben eine unbedingte Gesetzgebung der Vernunft anerkennt. Denn was erstlich jene von Kant'en oft

(Crit. d. pr. V. S. 96. Rechtsl. S. v.) behauptete Identität betrift, so folgt diese von selbst aus der eigenen Gesetzgebung der Vernunft, welche nothwendig als ein eigenes reinvernünftiges und allgemeingültiges Wollen gedacht werden muß. Denn obschon dieses Wollen für ein endliches und eben daher bedürftiges Vernunftwesen, das zur Abweichung versucht werden kann, zum Sollen wird, so muß doch das Sollen von einem eigenen reinen Willen dictirt werden, wenn nicht Heteronomie entstehen, und das Gesetz, als ein äußeres und fremdes, bloß durch Furcht sich Gehorsam verschaffen soll. Auch wird dadurch, daß die reine praktische Vernunft, oder der reine Wille, nicht bloß ein gesetzgebendes, sondern auch ein vollziehendes Vermögen ist, (Tugendl. S. 46.) die Möglichkeit zu sündigen keineswegs aufgehoben. Denn die executive Gewalt des reinen Willens wirkt nicht unwiderstehlich: sonst wäre sie Naturzwang. Und da dieser reine Wille, mit seiner gebietenden und ausführenden Gewalt, unmittelbar nur auf die reinvernünftige Form des Handelns geht, um diese geltend zu machen, so muß von demselben das Begehrungsvermögen, in sofern es unmittelbar auf

gehrungsvermögen; welches aber bey einem endlichen und bedürftigen Wesen für sich selbst nicht rein, d. h. mit dem reinen Willen nicht von selbst zusammenstimmend, sondern mit der Möglichkeit der Abweichung, (einem unvermeidlichen und daher unverschuldeten Unvermögen) behaftet, jedoch durch den reinen Willen bestimmbar, und in sofern frey ist. Diese Willkühr verhält sich nun zum reinen Willen, wie das gehorchende Individuum zur allgemein gesetzgebenden Gewalt, oder, wie der gehorchende Geist des Menschen zum innerlich gebietenden Geiste Gottes; nur daß sie auch, als unter dem reinen Willen mit enthalten, vorgestellt wird, in sofern dieser, vermöge seiner ausführenden Gewalt, die Willkühr wirklich bestimmt, und sie gleichsam in Besitz nimmt; welches zum richtigen Verständniß der Kantischen Sprache zu bemerken ist. Der reine Wille, oder die reine Vernunft, kann für sich selbst praktisch seyn, heißt nichts anders, als: sie kann die Willkühr zum Handeln bestimmen bloß durch ihr Gesetz, oder durch ihr gebietendes und ausführendes Wollen. Und wenn Kant die Tugend eine moralische Stärke (Tugendl. S.46.) oder eine moralische Fertigkeit (S.49.) des Willens nennt, so versteht er (nicht, wie der Hr. Verf. S. 105. meint, den empirischen, sondern) den intelligibeln reinen Willen, in sofern derselbe die Willkühr bestimmt, und durch die Folgsamkeit

samkeit derselben das Uebergewicht über die Sinnlichkeit erhält. Es wird der Regierung selbst zugeschrieben, was sie durch den frey gehorchenden Unterthan ausrichtet, da dieser ohne sie nichts vermöchte, sie selbst aber durch seinen Gehorsam mächtiger wird. Dieß ist unstreitig der richtige Begriff von der Tugend, wie er denn auch dem gemeinen Wahrheitsgefühl und den Vorstellungen des gemeinen Verstandes, der sich das Moralische als göttlich denkt, völlig gemäß ist. Der Geist Gottes wird stärker und mächtiger in dem Menschen durch den freiwilligen Gehorsam, den er findet.

Hieraus läßt sich nun auch der zweite Punkt beurtheilen, warum Kant von einer moralischen Freiheit der Wahl durchaus nichts wissen, und die Möglichkeit der Abweichung vom Gesetz für kein Vermögen, am wenigsten für ein moralisches, erkennen will. Befindet sich nämlich in dem Gemüthe ein der Form nach heiliges Wollen, welches die Willkühr mit ihren Zwecken und Objecten durch sich selbst zu bestimmen vermag: so kann auch die erhabene Kraft, durch welche sich eine Willkühr von der thierischen, dem Naturtriebe ganz unterworfenen, unterscheidet, (ihre Freiheit,) lediglich in ihrer Bestimmbarkeit durch jenes heilige Wollen, und in ihrer Unabhängigkeit vom Naturzwange, bestehen. An eine beliebige Wahl ist hier gar nicht

nicht zu denken. Ein Freiheitsvermögen der Wahl würde den Menschen noch über jene moralische Kraft, über die sich doch nichts denken läßt, erheben, und ihn in den Stand setzen, zwischen dem Guten und Bösen, wie zwischen dem Nützlichen und Angenehmen, oder gar wie zwischen Fleisch und Fisch, nach Belieben zu wählen; welches widersinnig ist, und sich nur nach ganz eudämonistischen Principien vertheidigen ließe. Auch weiß der gemeine Verstand nichts von einem solchen moralischen Freiheitsvermögen; es ist lediglich ein Product verirrter Schulweisheit. Wenn der Gedanke der moralischen Freiheit unser Gemüth erhebt, oder wenn er uns nach einem Uebelverhalten beschämt, so denken wir in beiden Fällen lediglich an ein Vermögen, dem Gewissen, auch gegen den Drang der Neigung, zu gehorchen, nicht zugleich an die Möglichkeit des Sündigens. Wenigstens hat diese letztere Erinnerung an jenen Wirkungen keinen Antheil. Sie hat weder überhaupt etwas erhebendes, noch für den Lasterhaften etwas beschämendes, und eben daher kann die Möglichkeit des Sündigens, dem gemeinen Wahrheitsgefühle nach, nicht zur Freiheit, d. h. nicht zu der Eigenschaft gerechnet werden, durch welche unsre Willkühr sich von einer bloß sinnlichen unterscheidet und uns einer Aehnlichkeit mit Gott fähig macht. Daß aber durch unsern Begriff von der moralischen Freiheit

Verdienst und Schuld nicht aufgehoben werden, erhellet daraus, daß nach demselben die Freiheit ein Vermögen ist, welches sich nicht selbst zum Gebrauche unwiderstehlich aufdringt, sondern den Gebrauch nur möglich macht; das man also besitzen kann, ohne es zu brauchen. Es muß die Wirklichkeit des freien Handelns von der Möglichkeit, der Gebrauch der Freiheit von dem Besitze unterschieden werden. Die Handlungen des Lasterhaften sind allerdings, nach unserm Begriffe, an und für sich (actu secundo) unfrey, sie geschehen nicht aus Freiheit; aber sie geschehen doch mit Freiheit, und sind als Handlungen eines freien Wesens imputabel, daher sie denn auch freie Handlungen (actu primo) genannt werden können. Warum aber der Lasterhafte sein Freiheitsvermögen nicht brauche und cultivire, davon darf man so wenig eine Ursache wissen wollen, als von diesem Vermögen selbst und dessen wirklichem Gebrauche. Man darf nirgends vergessen, daß alles moralische verschwinden müßte, sobald sich eine vorhergegangene Ursache desselben angeben ließe.

Es erhellet aus diesem allen, daß die Er-

nicht statt finden könne, indem dieser Ausdruck zur Bezeichnung des allgemeingesetzgebenden Begehrungsvermögens, welches nothwendig rein und von der Sinnlichkeit unabhängig ist, und daher von der Willkühr unterschieden werden muß, nöthig, auch allein schicklich ist. Ueberhaupt verwechselt der Hr. Verf. das Reine mit dem Intelligibeln, woraus mehrere Unrichtigkeiten und Verwirrungen in diesem Lehrbuche entstanden sind. Er erklärt §. 38. die reine Tugend so, daß sie nicht der unlautern, sondern der empirischen, oder der virtus phaenomenon, entgegen steht; (vergl. §. 48.) daher denn, nach seiner Terminologie, auch von einem reinen Laster die Rede seyn müßte; ein Ausdruck, den er doch selbst nicht wird brauchen wollen. Aber diese Unschicklichkeit der Bezeichnung ist, wie leicht zu erachten, auch mit Unrichtigkeit der Begriffe verbunden. Seine reine Tugend S. 83. (bey welcher er eigentlich die Tugend in ihrer Vollkommenheit im Sinne hatte,) soll dem endlichen Vernunftwesen nur in sofern möglich seyn, als es von aller Sinnlichkeit frey ist. Nicht anders, als wenn die schuldlose Sinnlichkeit die Tugend verunreinigen könnte, da sie doch, sobald sie nur der sittlichen Triebfeder gehörig unterworfen wird, die Tugend um so mehr verherrlichen kann, je lebhafter sie selbst ist! Und dann muß ja von der Endlichkeit eben das gelten, was von der Sinnlichkeit

lichkeit gilt. Freilich wird die Sinnlichkeit eine veranlassende Ursache des Bösen und eine Erschwerung der Tugend, aber keineswegs mehr als die Endlichkeit selbst, welche durch jene nur erscheint. Das endliche Vernunftwesen, wir mögen es uns nun seiner Erscheinung nach, als Mitglied der Sinnenwelt, oder seinem intelligiblen Daseyn nach, als zur Verstandeswelt gehörig, vorstellen, ist in beiderley Betrachtung in gleichem Maaße der Sünde fähig und der Versuchung ausgesetzt. Denn als endliches Wesen ist es beschränkt, mithin bedürftig, und vermöge dieser Bedürfnisse noch mit einer andern Triebfeder, außer der sittlichen, nothwendiger Weise versehen, folglich auch der Versuchung zur Verkehrung dieser Triebfedern, oder zur Sünde, ausgesetzt. Wollen wir das nicht einräumen, und die Erscheinung dieses Wesens in der Sinnenwelt an sich der Tugend desselben für hinderlich halten, so werden wir das Böse von der Natur ableiten müssen. Aber da vernichten wir es samt der Moralität, und haben nicht mehr nöthig, moralische Lehrbücher zu schreiben.

In der angewandten Moral (S. 87—330.) nehmen die Verwirrungen noch mehr überhand, und es zeigt sich, daß der Hr. Verf. mit dem formalen Princip, das er annimmt (S. 78.), nicht umzugehen wisse. Das von ihm eingeräumte über-

sinnli-

sinnliche Freiheitsvermögen (S. 93.), welches aus jenem Princip folgt, fordert nothwendig, daß alles Böse eine übersinnliche Ursache habe, und daß das Moralischgute, oder das Uebergewicht der sittlichen Triebfeder, nie ein Gegenstand unsrer Wahrnehmung und Erfahrung seyn könne. Aber dem ersteren wird hier in der Lehre von dem menschlichen Verderben, und dem letzteren in der Lehre von der menschlichen Tugend, widersprochen; wozu denn die schon gerügte Verwechselung des Reinen mit dem Intelligibeln (oder der Beziehung des moralischen Handelns aufs reine Gesetz, mit der Beziehung desselben auf unsre Wahrnehmung,) das Ihrige beigetragen hat. Vergebens bestreitet der Hr. Verf. §. 45. die Kantische Lehre von dem radicalen Bösen, da die Voraussetzung desselben bey dem formalen Princip praktisch nothwendig wird, sobald man mit dem Hrn. Vf. §. 46. eine allgemeine Bösartigkeit des menschlichen Herzens einräumt. Das unbedingte Pflichtgebot, welches meine Willkühr für unabhängig von aller sinnlichen Nöthigung erklärt, gestattet mir keine Entschuldigung dieser Bösartigkeit. Der Hr. Vf. hält sie für etwas bloß empiri-

gens ableiten. Allein dann ist sie etwas reinnatürliches, mithin schuldloses, und die vitiositas derivativa könnte nun so wenig verdammlich seyn, als jene originaria. Ist es denn so schwer, einzusehn, daß man auf diese Art den Begriff der Sünde und mit demselben die ganze Moral vernichtet, und genöthigt wird, eine physische Sünde, d. i. ein hölzernes Eisen, zu statuiren? Auch ist die Bibel der Meinung des Hrn. Verfs gar nicht so günstig, wie er S. 110. glaubt. Denn ob sie wohl das allgemeine Verderben aus dem Fleische, oder aus der Sinnlichkeit herleitet, ohne die reine schuldlose Sinnlichkeit von der schon sittlich verderbten genau zu unterscheiden, so muß sie doch die letztere verstanden haben, weil sie das Fleisch mit seinen Früchten überall verdammt. Denn wo wäre die Stelle, in welcher sie jenes Verderben für schuldlos erklärte? Ja sie stimmt mit der hier bestrittenen Theorie auch im übrigen gar sehr überein, und man sieht, z. B. aus Röm. VII, 25. VIII, 10., daß sie das sündliche Fleisch, welches den Menschen der Gnade Gottes bedürftig macht, für etwas in der Zeit (nach der populären Sprache: im gegenwärtigen Leben,) zwar unvertilgbares, aber doch in jedem Falle (durch das Wandeln nach dem Geiste) überwiegbares, erkannt wissen wolle. Was der Hr. Verf. von der menschlichen Tugend §. 48. 49. sagt, ist nicht weniger

niger voller Widersprüche. Anstatt die empirische Tugend, als bloße Legalität, von der moralischen Gesinnung zu unterscheiden, legt er ihr auch die Moralität, mithin alles bey, was zur menschlichen Tugend gerechnet werden kann. Sie ist, nach seiner Erklärung S. 105.: „Die Stärke „des empirischen Willens eines Menschen in Befolgung seiner Pflicht aus Achtung gegen das „Vernunftgesetz. Das Gesetz ist bey ihr „(S. 104.) zwar nie die alleinige, aber doch die „höchste Triebfeder. Bey allem dem giebt sie „(ebend.) dem Menschen noch keinen sittlichen „Werth. Es ist bey ihr keine eigentliche Freiheit „möglich." Das reime nun, wer es reimen kann! Bey der empirischen Tugend darf von der sittlichen Triebfeder und deren Uebergewicht gar nicht die Rede seyn, weil dieses Uebergewicht kein Gegenstand unsrer Wahrnehmung, sondern nur unseres Strebens ist. Wo die sittliche Triebfeder die höchste ist, da werden die sinnlichen Bedürfnisse befriedigt um der Sittlichkeit willen. Und mehr kann auch nicht gefordert werden. Daß aber dieses wirklich geschehe; daß wir also dem Sittengesetze gehorchen, weil es befiehlt, (S. 92.)

und eine Aeußerung der absoluten Selbstthätigkeit, die in keiner Erfahrung vorkommen kann; daher denn auch unser Streben nach demselben, welches jederzeit zugleich sinnlich bedingt seyn wird, auch wohl bloß aus Sinnlichkeit entstehen, mithin unächter Art seyn kann, ob wir wohl ohne das Bewußtseyn dieses Strebens uns die gute Gesinnung gar nicht zutrauen können. Außerdem ist zu bemerken, daß der Hr. Vf. von der sittlichen Triebfeder keine richtige Vorstellung hat, da er den Fall, in welchem sie die alleinige, von dem, da sie die höchste ist, unterscheidet. Dieß ist in Ansehung der Willensbestimmung ganz dasselbige. Wenn bey einem endlichen Wesen die sittliche Triebfeder die höchste ist, so bestimmt sie die Willkühr allein, und gestattet den Bedürfnissen, die es afficiren, nur einen subalternen Einfluß; der nicht bestimmend ist. Denken wir uns aber eine Willkühr, welche, wie die göttliche, nicht zugleich durch Bedürfnisse, sondern allein durchs Gesetz afficirt wird, so bedarf es, bey der Abwesenheit aller Hindernisse der Zusammenstimmung mit dem Gesetze, gar keiner Triebfeder. Die Behauptung einer alleinigen sittlichen Triebfeder, wie sie der Hr. Vf. versteht, enthält daher einen Widerspruch.

Kant'en beruft. Schon S. 4. Anm. 1. findet sich eine solche Berufung, nach der man glauben sollte, die Rechtslehre sey nach Kant nichts anders, als die Lehre vom Erlaubten; und hier §. 49. gewinnt es den Citaten nach das Ansehen, als stimme seine Erklärung von dem Begriffe der Tugend mit der Kantischen ganz überein. Dieß erschwert den Anfängern das Studium der kritischen Philosophie; andere aber nehmen davon Gelegenheit, sie zu verunglimpfen. Möchte der Hr. Vf. anstatt sich durch neuere syncretistische Systeme irre machen zu lassen, das Kantische selbst mit mehrerer Geduld studirt und geprüft haben!

Noch müssen wir der unerwarteten Anwendung gedenken, die er von dem formalen Princip auf die Unterabtheilung der besonderen Pflichten gegen Gott, gegen Jesum, gegen uns selbst und gegen andere Menschen (§. 64—183.) gemacht hat. Jede dieser einzelnen Pflichtgattungen hat dieselbige Unterabtheilung erhalten, und besteht, nach der Zergliederung des Hrn. Verfs, aus A.) pflichtmäßiger Kenntniß der Person, der ich verpflichtet bin, und B.) aus einem pflicht-

würdiger Beitrag zu den Beispielen einer fehlerhaften Eintheilung der Pflichten! Gesetzt, es fänden sich hier alle Theile von jeder der oben gedachten besonderen Pflichten, so würde die Zergliederung doch, weil die Theile einander nicht gehörig ausschließen, logisch unrichtig seyn. Die Gesinnung kann kein Eintheilungsglied seyn, da sie von jedem einzelnen Pflichtgebote, in sofern es unbedingt gebietet, mit gefordert wird, mithin vielmehr das einzutheilende Ganze ausmacht. Wollte man sie aber von ihrer Aeußerung, als den Vorsatz von der Ausführung, unterscheiden, (eine Unterscheidung, die hieher nicht gehört,) so würde sie doch die Erkenntniß und das Gefühl nicht ausschließen. Eben so wenig sind Reden und Handlungen zwey einander hinlänglich ausschließende Arten der Pflichtbeobachtung. Bey dieser Eintheilung wird dieselbige Pflicht unter beiden Rubriken vorkommen müssen; wie es der Hr. Vf. selbst gefühlt haben muß, da er die Pflicht, für die Ehre des Nächsten zu sorgen, S. 294. mit keinem Worte zu bestimmen weiß, nachdem er das vornehmste, was hieher gehört, oben S. 282. bey den pflichtmäßigen Reden in Beziehung auf Andere, schon angegeben hatte. Es blieben also von den Eintheilungsgliedern des Hrn. Verfs nur diese drey, die einander wirklich ausschließen, das Erkennen, Fühlen, und Handeln, übrig; aber

die

diese enthalten keine Zergliederung des Gebotenen. Nur was That ist, kann geboten werden; und in sofern das Gebot eine Erkenntniß, oder eine Cultur, oder Aeußerung des Gefühls fordert, so fordert es eine Handlungsweise. Es wird also hier keineswegs das Gebotene zergliedert, am wenigsten eine Zergliederung, die auf jede der oben angegebenen besonderen Pflichten anwendbar wäre, angegeben, da die Erkenntniß, durch die ich andern noch nichts leiste, unmittelbar nur zur Selbstpflicht gehören kann, das Pflichtgefühl aber eine jede Pflichtbeobachtung begleiten muß. Unsre syncretistischen und psychologischen Moralisten pflegen die Pflichtenlehre mit der Ascetik zu vermengen; welches denn auch zu den Eigenheiten dieses Lehrbuchs gehört. Hätte der Hr. Vf. eine moralische Methodenlehre schreiben wollen, so konnten allerdings seine Regeln nach den drey verschiedenen Gemüthsvermögen abgetheilt werden, weil er zu zeigen hatte, wie das Erkenntniß- das Gefühls- und das Begehrungsvermögen zum Behuf der guten Gesinnung geübt und cultivirt werden müssen. Allein hier ist von Handlungsweisen die Rede, durch welche sich die schon vorhandene gute Gesinnung äußert, und bey denen jene Gemüthsvermögen insgesamt und gemeinschaftlich mitwirken: deren Verschiedenheit also nicht auf der Verschiedenheit jener Vermögen beruhen kann. Und da

es Handlungsweisen gegen uns oder andere sind, durch welche wir also uns oder andern etwas leisten: so ist es offenbar, daß sie nur in Ansehung der Zwecke, welche sie theils zu erhalten, oder nicht zu hindern, theils zu befördern, bestimmt sind, verschieden seyn können.

Der Hr. Verf. hat also, anstatt die Pflichten selbst, nach ihrer Beziehung auf die moralischen Zwecke, einzutheilen, nur die sinnlich erkennbaren Veränderungen und Thatsachen, die bey der Pflichtbeobachtung vorkommen, Erkenntniß, Gefühl, Vorsatz, Rede, Handlung, aufgezählt, und alles, was bekanntlich auf Pflicht Beziehung hat, oder auch Pflicht ist, daran zu reihen gesucht. Auf diese sonderbare Eintheilung, durch welche ein so übelzusammenhängendes Ganzes zu Stande kommt, würde er nicht verfallen seyn, wenn er nicht geglaubt hätte, die Tugendlehre als eine bloße Formlehre, und dergestalt behandeln zu können, daß sie nicht zugleich moralische Zwecklehre seyn dürfe; wodurch er denn den Eudämonisten mit dem formalen Princip auszusöhnen hoffte. Nach seiner Meinung (S. 182 f.) hat es die Moral mit keinem Objecte des Strebens zu thun, sondern sie betrachtet die Moralität und Glückseligkeit als die beiden Zwecke des Menschen, welche schon durch das Bedürfniß gegeben seyen, und von denen

nen der eine so wenig als der andere vorgeschrieben werden dürfe. Die Moral, meint er, schreibe nur die rechte Art nach beiden zu streben vor; und darin bestehe die Vollkommenheit, welche den Zweck, der zugleich Pflicht ist, ausmache. Allein wie ist es möglich, diese rechte Art anzugeben, ohne jene beiden Zwecke einander zu subordiniren, mithin die Moralität, als den Zweck, den der Mensch haben soll, und als den höchsten Zweck, vorzuschreiben? Dieß thut denn auch der Hr. Verf. überall; aber so widerlegt sich seine Meinung und seine ganze Methode selbst durch die That. Moralität ist übrigens keineswegs ein Bedürfniß und kann in der Schulsprache nicht so genannt werden, da das an sich nothwendige nicht bloß subjectiv nothwendig, d. i. nicht Bedürfniß, heißen kann. Und wollte ich sie auch, dem gemeinen Sprachgebrauche nach, so nennen, in sofern sie mir noch fehlt, so wäre sie doch von dem Bedürfnisse der Glückseligkeit, als ein nicht von selbst vorhandenes, sondern von mir durch freie Entschließung gewirktes Bedürfniß, himmelweit unterschieden. Ich muß mir sie erst zum Zweck machen, wenn ich das Bedürfniß der moralischen Cultur fühlen und durch dieses Gefühl bestimmt werden soll. Oder wäre etwa der bloße, oft so träge und unwirksame, Wunsch der Sittlichkeit, den freilich alle Menschen fühlen, mit der wirklichen Zwecksetzung (der höch-

sten Aufgabe für den Menschen!) einerlei? Nach des Hrn. Verfs Theorie würde der Lasterhafte in Ansehung seiner Zwecke von dem Tugendhaften nicht verschieden seyn; er würde, wie dieser, nach Heiligkeit streben, aber nur auf eine lasterhafte Art: und so bedarf denn wohl diese Theorie keiner weiteren Widerlegung. Das Eigenthümliche der Moral besteht keineswegs darin, daß sie von dem Zwecke des Handelns ganz hinwegsieht, welches der Grundirrthum des Hrn. Verfs ist; sondern daß sie diesen Zweck nicht, wie die Politik, voraussetzt, ihn vielmehr durch die Bestimmung der allgemeingültigen Handlungsweise erst ausmittelt, folglich nur mittelbar material ist.

Bei der Erklärung einzelner Pflichten fehlt es auch nicht ganz an Uebereilungen, wovon jedoch Rec. nach der umständlichen Beurtheilung der Grundsätze des Hrn. Verfs nur einiges anführen kann. Das Gebet wird §. 78. in Bitte und Dank eingetheilt, und das Lob Gottes nur für einen freudigen Dank erklärt, auch nur in sofern für anständig gehalten, indem es ja schon unter Menschen

bei'm Gebete gewöhnlichen Fehler gezählt. Diese übereilten Aeußerungen verrathen den Mangel einer geläuterten Vorstellung vom Gebete, nach welcher der gewöhnliche Begriff zwar nicht aufgehoben, aber doch erweitert und gehörig begründet und bestimmt wird. Das Gebet ist eine auf Belebung des religiösen Gefühls abzweckende Religions-Betrachtung, welche, sobald sie das Gemüth in Bewegung setzt, ganz natürlich und unwillkührlich in eine Anrede an Gott übergeht, und durch diese figurirte Form zum Gebet im engern und gewöhnlichen Sinne wird. Zu einer solchen, das Religionsgefühl aufweckenden Betrachtung, auch gewisse Zeiten zu bestimmen, und dabey gute Formulare zu nützen, würde Rec. lieber weise, als sonderbar nennen. Wenn nun aber die Betrachtung der Größe, der Weisheit, der Heiligkeit, der Strafgerechtigkeit Gottes jene Gefühle und Anreden veranlaßt, ist denn hier freudiger Dank die schicklichste Benennung? Die Eintheilung des Gebetes in Lob Gottes und Bitten, die dem Rec. schon ehedem in dem Preußischen Gesangbuche so wohl gefiel, ist unstreitig die einfachste und richtigste. Noch eins kann Rec. mit Uebergehung aller übrigen angemerkten Stellen, nicht ungerügt lassen: dieß ist das Urtheil des Hrn. Verfs über die Ehe S. 302. f. Nach seiner Meinung kann die Moral zwar nach den jetzigen Verhältnissen nur eine

eine Ehe auf Lebenszeit für pflichtmäßig erkennen, an sich aber sie auch auf bestimmte Zeit gestatten. Eben so lax ist seine Moral in Ansehung der Polygamie S. 304. Not. 5. Allein es ist nicht genug, von Verhältnissen zu reden, auf denen alles beruhen soll; ich muß sie bey einer so wichtigen Sache genau bestimmen. Dieß geschieht mit keinem Worte. Doch was für Verhältnisse könnten auch wohl das Schändliche ehrbar machen? Der Hr. Verf. denke sich einen sehr reichen Wollüstling in Verhältnissen, wie er sie nur annehmen will, und überlege nun, wie viele Dutzend legale Ehen dieser in einem langen Leben nach seinem Grundsatze werde schließen können und wollen; und ob nicht derselbe mit einer solchen Legalität aller Welt zum Scandal werden müßte? Eine Moral, die einmal nicht die lebenslängliche Verbindung zur unerläßlichen Bedingung des Beischlafs macht, muß nothwendig die fühlbarste Schande gestatten. Aber auf solche Behauptungen wird man immer gerathen können, wenn man den einzigen wahren Grund von der Verwerflichkeit der Hurerey und des Concubinats, (Kants Rechtsl. S. 108.) an dessen Stelle sich kein anderer setzen läßt, nicht will einsehen lernen.

keit und den Talenten des verdienten Verfassers nicht anders zu erwarten war, so muß Rec. dasselbe doch, im Ganzen genommen, und nach den Eigenheiten, durch die es sich auszeichnet, für einen mißlungenen und übereilten Versuch erklären. Zufolge der Vorrede soll auf diese theologische Moral die theologische Religionswissenschaft, philosophisch geordnet und begründet und durch biblische Aussprüche bestätigt, folgen, und dann die kirchliche Dogmatik nach dem Lutherischen Lehrbegriffe, mit Geschichte versehen, als der dritte Theil der gesammten christlichen Theologie, den Beschluß machen. Nach diesem Plane hofft der Hr. Verf. zu einem System der christlichen Theologie, dessen Bedürfniß er fühlt, den Weg zu bahnen; insonderheit verspricht er sich viel von der Scheidung der philosophischen Glaubenslehre von der christlichen, und von der Gründung der letzteren auf die erstere, welche gleich der Calixtischen Scheidung der Moral von der Dogmatik für die Theologie sehr ersprießlich seyn müßte.

Recensent hat schon seit vielen Jahren das Bedürfniß eines Systems der gesammten christlichen Lehre, sehr lebhaft gefühlt, und hat sich daher un-

stems die vollkommene Rechtfertigung und Verherrlichung des Christenthums, die entscheidende Auslegung vieler schwierigen Schriftstellen, und die zweckmäßigere Einrichtung des Lehrtypus für den gemeinen Unterricht, abhänge, und daß zum Systeme selbst überall eine rationale Grundlage, und ein solches philosophisches Materiale, welches die durch die Offenbarung gegebenen historischen Formen ohne Zwang annimmt, erforderlich sey. Er ist auch über die Bestimmung und Ausführung dieser Idee in den vornehmsten Punkten bereits mit sich selbst einig, und scheint also in der Hauptsache mit dem Hrn. Verf. einverstanden zu seyn. Allein, nach den Resultaten seiner bisherigen Untersuchungen, findet er bey dem Hrn. Verf. noch keine Spuren von der eigentlichen Idee eines solchen Systems; überhaupt noch keine sonderlichen Anstalten zu etwas besserem, als wir bereits haben. Die Scheidung, die der Hr. Verf. vorhat, und auf die er einen großen Werth legt, ist zwar allerdings eine nöthige Vorkehrung, aber sie kann uns an sich nicht viel weiter führen, als wir schon sind. Die rechte Wiedervereinigung dessen, was Calixtus trennte, ist nach des Rec. Ueberzeugung hier die Hauptaufgabe; und dieß ist es, wovon der Hr. Verf. noch nichts geahndet zu haben scheint. Daß

zur rechten Wiedervereinigung des Getrennten. Allein dieser erste Schritt, der von Stäudlin schon geschehen war, wird hier auf eine solche Art wiederhohlt, daß er noch keineswegs von einem Einflusse der leitenden Idee zeugt, welche hier allein zu einem wohlgeordneten und zusammenhängenden Ganzen führen kann. Um nur eins anzuführen: diese Moral soll auf die Religionswissenschaft, welche den moralischen Begriff von Gott erst erklärt, hinleiten, und doch redet sie schon von Pflichten gegen Gott, setzt also das wiederum voraus, worauf sie führen will. Dieß ist durchaus unsystematisch. So lange man die sogenannten Pflichten gegen Gott mit den übrigen Pflichten in eine Reihe stellt, ist an die rechte Vereinigung der Moral und Dogmatik, und an ein System der gesammten christlichen Lehre, das zusammenhängender und vollkommener wäre, als das vorhandene, gar nicht zu denken. Vielmehr ist es dann weit consequenter, zur alten Ordnung wieder zurück zu kehren, und mit der Dogmatik den Anfang zu machen. Man ist nämlich in Ansehung des Begriffs von Gott, den die christliche Offenbarung voraussetzt, noch im Dunkeln. Daß schon ein Glaube an Gott und ei-

Augen. Aber man hat nicht untersucht, was für einen Begriff sie voraussetze; ob bloß den physischen, der aus der Naturbetrachtung hervorgeht, oder den moralischen? Insgemein hat man geglaubt, daß sie selbst den moralischen schon voraussetze, und nur den Zweck habe, ihn beiläufig zu bestätigen, hauptsächlich aber eine auf göttlicher Willkühr beruhende Versöhnung zwischen Gott und Menschen zu stiften und bekannt zu machen. Allein diese Vorstellung ist unrichtig. Das große Thema der allgemeinen Offenbarung ist die Lehre von Jesu dem Sohne Gottes, oder die Lehre, daß Gott an dem, was wir seyn können und sollen, das höchste Wohlgefallen habe, und dieses Wohlgefallen zur Aufweckung und Belebung des moralischen Muthes kund machen lasse. Was anders kann also ihr Zweck seyn, als den moralischen Begriff von Gott auf eine den Bedürfnissen der Menschheit angemessene Art bekannt und geltend zu machen? Sie kann daher diesen Begriff nicht schon voraussetzen. Aber so ist auch die ganz natürliche Ordnung des Systems diese, daß es durch die Tugendlehre auf den moralischen Begriff von Gott führt, und dann erst von Gottesverehrung

Elementar-Lehre und Methoden-Lehre der Offenbarung, gesucht und gefunden werden. Mehr davon zu sagen, ist hier der Ort nicht.

— tz —

III.

Ueber das Bedürfniß eines neuen Systems der christlichen Theologie und die rechte Art dasselbe zu errichten. Vorzüglich gegen Hrn. D. Ammon. Von D. Samuel Gottlieb Lange. Rostock und Leipzig, bey Karl Christoph Stiller. 1804. 82 S. 8.

Wir verbinden sogleich die Anzeige dieser kleinen Schrift mit vorstehender von einem andern Mitarbeiter herrührenden Recension. — Nur der allerkleinste Theil dieser Schrift (kaum 10 Seiten S. 59—68.) beschäftigt sich mit dem auf dem Titel angegebenen Gegenstande; der bey weitem größte Theil ist polemisch, theils, und vorzüglich, gegen Hrn. CR. Ammon, S. 1—58. den der Hr. Verf. für den Recensenten seines Systems der theologischen Moral in den Götting. gel. Anz. (1803. St. 102.) hält, und daher auch diese Recension S. 71 ff. mit scharfen Anmerkungen wieder abdrucken ließ; theils auch gegen die Recension des-

 selben

selben Systems in der Hall. Allg. Lit. Zeit. (1804. N. 22.), die er daher ihren hauptsächlichsten Theilen nach S. 77 - 82. zu widerlegen sucht. — In dem polemischen Theil gegen Hrn. CR. Ammon verhält sich der Hr. Verf. nicht bloß defensiv, sondern geht auch offensiv zu Werke; er vertheidigt nicht bloß, (wie man erwarten könnte) seine Behauptungen gegen die (in der That glimpflichen) Angriffe jenes Göttingischen Recensenten, sondern er unterwirft nun selbst das neue Lehrbuch der religiösen Moral rc. vom Hrn. D. Ammon (Göttingen, 1800.) einer sehr scharfen Kritik, S. 7—58. — Gelehrsamkeit und Scharfsinn wird man dem Hrn. Verf. auch in dieser Streitschrift nicht absprechen; nur möchte man den Ton derselben weniger bitter und schneidend wünschen. Mag immerhin das Publikum einigen Nuzzen von solchen Streitigkeiten gelehrter Männer haben, so ist doch dieser in der That sehr unbedeutend gegen den Schaden der streitenden Parteyen selbst, hauptsächlich der heftigen. Wir trauen es daher Hrn. CR. Ammon zu, daß er nichts auf diesen Angriff erwiedern werde; so wie wir es auch dem Hrn. Verf. zutrauen, daß er diesen heftigen und beleidigenden Angriff nicht unternommen, sondern die Entscheidung über den Werth seiner theologischen Moral dem Publikum überlassen haben würde, wenn er sich nur länge-

längere Zeit zur ruhigen und kaltblütigen Ueberlegung genommen hätte. Denn solche theologische Streitigkeiten frommen nicht; anstatt daß sich die gelehrten, besonders akademischen Theologen freundschaftlich zur unparteyischen Untersuchung der Wahrheit vereinigen sollten, entsteht durch das Vornehmthun auf der einen Seite und durch die Rechthaberey auf der andern Seite nichts als Erbitterung; und sobald diese eintritt, ist es um ruhige Wahrheitsforschung und den reinen Gewinn derselben geschehen. — Rec. muß Hrn. D. Lange in vielen Stücken Recht geben; aber in vielen muß er doch auch widersprechen, und den rauhen, unfreundlichen Ton zumal gegen einen so achtungswerthen und berühmten Gottesgelehrten, als Hr. CR. Ammon ist, kann er durchaus nicht billigen. Hier haben wir leider wieder einen Fall, wo über die Theorie der Moral sehr unmoralisch gestritten wird. Schade aber um alle noch so künstliche moralische Theorieen, wenn das Ziel derselben, die Moralität und Humanität, verfehlt wird! Man streitet so viel über reine und unreine Moral, und bedenkt nicht, daß der wohl die reinste Moral hat, der rein moralisch handelt. — Doch — der Hr. Verf. hat sich nun einmal in dieser polemischen Schrift

manchen Stücken von den Grundsätzen des ehrwürdigen Verfassers der nächstvorhergehenden Recension ab, der noch zu den etwas streng Kant'ischen Moralisten gehört; allein gerade diese verschiedenen Ansichten der verschiedenen Mitarbeiter an diesem Journal mögen die brüderliche Duldung unter den Theologen und die unbefangene Erforschung der Wahrheit befördern; denn jeder spricht doch hier aus reifer Ueberlegung. Nur der Gegenstand erscheint anders, nachdem man ihn von dieser oder von jener Seite betrachtet.

Wenn Hr. CR. Ammon unter der religiösen Moral eine Tugendlehre versteht, deren Grundsatz zugleich als göttlicher Wille betrachtet wird, so spricht er zwar da mit Kant, denkt aber gewiß die Sache nicht Kant'isch, nach der eignen richtigen Exposition des Hrn. Verfs. Denn wenn Kant (Tugendl. S. 181.) von Pflichten als göttlichen Geboten spricht und dadurch nur die Beziehung der Vernunft auf die Idee von Gott, welche sie sich selbst macht, bezeichnet, so versteht er freilich nach dem ganzen Zusammenhange, wie der Hr. Verf. richtig bemerkt, unter dem Als nur ein instar.[7] Aber Hr. CR. Ammon versteht wirkliche (nicht quasi) göttliche Gebote. Die Sprache ist also hier nur Kantisch, nicht die Idee, wie doch der Hr. Verf. S. 15. zu behaupten scheint.

Wenn

Wenn also auch Hr. A. (nach S. 15.) sich von allen Lehren Kant's losgesagt hätte, (wie dieß doch der Fall nicht ist,) so würde er doch hier nicht mit sich selbst im Widerspruche stehen. Was aber die Sache selbst betrift, so hat gewiß Hr. CR. Ammon mehr den Sprachgebrauch für sich, als Kant. Denn wenn man von Pflichten, als göttlichen Geboten, spricht, so versteht jedermann dieß so, daß die absoluten Pflichten zugleich als Wille Gottes, des wirklich höchsten Wesens, betrachtet werden sollen; und man nennt das nicht Religion, wenn man das Gute als Wille eines bloß ideellen Gottes übt, wo alsdann die Pflichten nur für Willen Gottes gelten, aber nicht wirklich sind. Kant mußte aber freilich nach seinem System so sprechen, weil darnach zur Moral nur das Formelle, nicht das Materielle, gehört; der Wille Gottes wird da nur als Vernunftidee betrachtet, ohne noch die Wirklichkeit eines Gottes zu behaupten. Da kann das Als in der Formel: als Wille Gottes, nichts mehr als das bloße instar bedeuten; sonst überschritte die philosophische Moral ihre Gränzen. Allein die religiöse, und besonders christliche

Pflichten als Willen Gottes betrachtet, so kann sie sich unmöglich mit dem bloß Formellen begnügen, sondern nimmt auch das Materielle, das wirkliche Daseyn Gottes, auf; und alsdann ist das Als (in der Formel: als Wille Gottes) kein bloßes instar mehr, sondern ein wirkliches Zugleich. Wollte man aber auch in der christlichen Moral bey dem bloß Formellen stehen bleiben, so wäre das ein sehr unnatürlicher Zwang. — Doch darüber ist der Hr. Verf. selbst mit Rec. ganz einverstanden, vergl. S. 45 ff. —

S. 21. stößt man wieder auf einen bloßen Mißverstand, wenn von Hrn. Ammon behauptet wird: „er wolle (nach §. 28. seiner religiösen Mo„ral) die Pflichten nicht aus dem Willen Gottes „ableiten." — Er will es nur nicht aus einem von der Vernunft noch verschiedenen Willen Gottes; weil sonst aller Pfafferey Thür und Thor geöffnet würde; er will nur die schon aus der Vernunft erkennbaren Pflichten zugleich auch als Willen Gottes in der religiösen Moral betrachtet wissen. Nun so wird denn doch vom Hrn. CR. Ammon die Pflicht auch aus dem, durch die Vernunft erkennbaren, Willen Gottes ab-

setzt den Glauben daran voraus." — Eben so ist es unbedeutender Wortstreit S. 22., daß der Hr. Verf. den Unterschied zwischen Vernunftmoral und religiöser Moral nicht will gelten lassen, weil die letztere auch vernünftig sey. — Wer zweifelt daran? Aber unter Vernunftmoral versteht man ja doch gewöhnlich nur diejenige, die aus der bloßen praktischen Vernunft abgeleitet wird, ohne Voraussetzung des Daseyns Gottes (Der Hr. Verf. unterscheidet zwar in s. theol. Moral Vernunftmoral und philosophische Moral. Hoffentlich aber wird er einem Andern seine Sprache auch gelten lassen, wenn man nur einander versteht!): Religiöse Moral hingegen nennt man die, wo die Pflichten auch als Wille Gottes betrachtet werden, so wie christliche Moral heißt, wenn die Pflichten auf christliche Offenbarung gegründet werden; und diese letzte ist wieder, nach Verschiedenheit des Umfangs und der Behandlungsart, entweder theologische, d. h. wissenschaftliche, oder populäre christliche Moral. — Der strenge Kantianer kann freilich mit dieser Eintheilung nicht zufrieden seyn, weil er die Moral bloß als etwas Formelles betrach-

Materiale derselben (der religiösen Moral), dieser Glaube (an das Daseyn Gottes außer der Idee) ist äußerst wichtig. Aber das Formale oder das Bezogenwerden der Welt und meines Seyns und Verhaltens auf Gott, sobald ich dieses Verhältniß bloß als idealisch betrachte, hat keinen Werth." — Aber bey Bestimmung der Gränzen der Moral (S. 22.) hat sich wohl allerdings Hr. CR. Ammon einige Verwirrung zu Schulden kommen lassen; nur scheint diese mehr im bloßen Ausdruck zu liegen. Glaubenslehre ist da wohl nur Religionstheorie; diese ist entweder philosóphisch, oder biblisch, oder kirchlich. Hr. CR. Ammon hat dieß nur anders, aber freilich etwas unbequem, ausgedrückt. — Und eben so wäre zu wünschen, daß Hr. A. sich über die Freiheit des Willens bestimmter erklärt hätte. — In die moralischen Principe des Hrn. CR. A. kann auch Rec. sich nicht finden; sie scheinen zum Syncretismus zu führen; zu weit sind sie ohnehin, da doch die Moral ihre eigenthümlichen Principe verlangt. Und eben so geht jetzt Hr. A. (S. 48.) in der Lehre vom höchsten Gute sehr weit von der reinen Moral Kant's ab. Hät-

stimmt ist, gezogen, so würden sich die Dissonanzen leicht wieder in Consonanzen auflösen lassen. —

S. 53. kommt der Hr. Verf. auf die Nothlüge, worüber er schon in s. theol. Moral. §. 122. Hrn. Amm. namentlich widersprochen hat. Er gehört in dieser Materie zu den strengen Moralisten. Hier behauptet er sogar: „Eine Unwahrheit sey unerlaubt, wenn man auch jemanden dadurch das Leben retten könnte." [!!] Eine solche Härte empört das feinere Gefühl. Rec. beharrt darauf: „Alles was mit der schuldigen Achtung und Liebe gegen andre in offenbarem Widerspruch steht, kann nicht Pflicht seyn." Die Wahrhaftigkeit kann nur Pflicht seyn durch ihre Gründe, und so weit diese reichen: wo also diese nicht passen, da ist sie auch nicht Pflicht, wenigstens nicht in dem Sinne, in welchem man sie gewöhnlich nimmt; (denn in einem genau bestimmten Sinn ist sie allerdings absolute Pflicht, die aber auch nicht durch eine eigentliche Nothlüge verletzt wird.) Sonst müßten wir selbst Jesum in Fällen anklagen, wo er doch weise und edel gehandelt hat. Wer stets nach gewissen unbestimmten moralischen Theorieen handeln wollte, auch da, wo selbst Leben und Wohlfahrt seiner Mitmenschen auf das Spiel gesetzt würde; den möchte man mit vollem Rechte einen moralischen Thoren oder ei-

nen thörichten Moralisten nennen, der in der bürgerlichen Gesellschaft äußerst schädlich werden könnte. Rec. weiß mehrere Beispiele aus seiner Erfahrung, wo man gefährlich kranke Personen durch die unverholene Nachricht, daß ihre Kinder, nach denen sie fragten, (weil sie gewöhnlich um sie waren) auch gefährlich darnieder lägen, offenbar gemordet haben würde, und wo es gar nicht möglich war, durch Verschweigen oder durch Unbestimmtheit der zu gebenden Antwort auszuweichen. Aus Achtung und Liebe redete man da die Unwahrheit, handelte also aus demselben Grunde, der in gewöhnlichen Fällen eine Wahrheit zur strengen Pflicht macht. Nach der Gefahr entdeckte man alsdann die reine Wahrheit. Man wollte also hier nicht täuschen und den Andern bloß zum Mittel niedriger Absichten gebrauchen; sondern aus Achtung und Liebe zum Andern erlaubte man sich, und zwar nur auf eine kurze Zeit, eine Unwahrheit, und behandelte eben dadurch den Andern als Selbstzweck, wofür hernach die Person denen, die sie auf eine kurze Zeit aus edler, wohlwollender Absicht täuschten, herzlich dankte. So etwas war gewiß keine Lüge im

zeigte dadurch Achtung für Menschenleben und theilnehmendes Wohlwollen. Wer aber in allen Fällen nach der strengen Theorie des Hrn. Verfs handeln wollte, den müßte Rec. entweder als einen Thoren bemitleiden oder als einen Unmenschen und herzlosen Barbaren verabscheuen. Der Mensch hat nur einmal sein Leben zu verlieren. Wehe dem also, der durch übertriebenen Rigorismus Menschenleben auf's Spiel setzt! — „Aber so, wird der strenge Moralist sagen, bleibt nichts Absolutes, und wir behalten immer ein schwankendes und bloß conventionelles Moralsystem." — Nicht doch! Das Absolute bleibt immer; nur muß es in bestimmten Fällen näher bestimmt werden, wenn es wirklich absolut seyn soll. Ein unbestimmtes Absolute kann nicht in allen Fällen Princip der Moralität seyn. Kommt da Widerspruch und Collision, so liegts an der Unbestimmtheit des Princips, nicht an der Absolutheit an sich. Eine Handlung ist deßwegen nicht unmoralisch, weil sie mit einem unbestimmten Princip in Widerspruch steht. Bestimme man nur das Princip besser und die Handlung erscheint moralisch! — In diesem Punkte tritt also Rec. ganz auf die Seite Ammon's und Noael's. weil er

Mitte, bald neigt er sich auf die eine, bald auf die andre Seite. Jeder von ihnen hat sein eignes Verdienst und hat also nicht nöthig, das Verdienst des andern zu schmälern, um das seinige zu erhalten. Jeder gebe also etwas nach, sorge nur für Erforschung der Wahrheit, nicht für seine Ichheit, ehre die Menschheit und Verdienste auch im Irrenden, und verkenne nicht den allgemein anerkannten Werth eines andern gelehrten Mannes: —, und die Harmonie — wenigstens die zum Ziel der Wahrheit führt, ist wieder hergestellt. Auf diesem Wege glückte es Rec., manche frühere Gegner wieder zu gewinnen. —

Wir wenden uns nun zu dem auf den 5 letzten Blättern dieser kleinen Abhandlung befindlichen Abriß des eignen Systems des Hrn. Vfs. In der Hauptsache sind wir mit ihm einverstanden; nur konnten wir darin nichts ganz Neues und Besonderes finden: theils hat der Hr. Verf. dieselben Ideen schon in der Vorrede zu s. System der theol. Moral aufgestellt, theils sind sie auch, wenigstens theilweise, schon von Andern vorgetragen worden. — Nur das war uns neu und auf-

bedacht sind. Wir erstaunten daher nicht wenig über folgende Nachricht: „Das kirchliche System der Dogmatik wird heutzutage auf den Lutherisch-protestantischen Akademieen zu wenig getrieben. [So allgemein gesagt, ist dieß gewiß unrichtig. Mehrere Lehrer auf verschiedenen Lutherischen Akademieen verdienen gewiß diesen Vorwurf nicht.] Der Studierende hört zwar eine Dogmatik, aber gewöhnlich nur eine solche, wie sie den Ueberzeugungen des Docenten gemäß ist, und in welcher der Kirchenlehre bloß dann Erwähnung geschieht, wenn gegen sie polemisirt wird. Eine vollständige und richtige Ansicht der Kirchenlehre bringen also nur wenige von der Universität mit.“ — Das wäre in der That traurig. Es muß zwar dem protestantischen Lehrer frey stehen, anders über ein Dogma zu urtheilen, als man im 16ten Jahrh. darüber urtheilte, folglich die Kirchenlehre zu prüfen. Allein die Kirchenlehre selbst muß doch genau und vollständig mit ihren Gründen vorgetragen werden. Rec. weiß sich von diesem Vorwurfe rein, und achtet gar nicht darauf, ob dieser oder jener Zuhörer ihm die Anführung der Kirchenlehre lieber erlassen möchte. Er handelt nach seiner Ueberzeugung, trägt vor, was er seinen Zuhörern in unsern Tagen für nützlich oder gar nothwendig hält, und fragt weiter nicht nach der Mode. Zuweilen sagt wohl ein Zuhörer: „Das kann ich auch in einem alten

alten Compendium zu Hause lesen, und brauche es nicht in einem Collegium zu hören." Aber wenn man sich genauer erkundigt, so lies't ers doch nicht zu Hause. Es ist also doch immer das sicherste: er hört's im Collegium. In dieser Hinsicht hat Hrn. CR. Ammon's Summa theol. christ. (die wir bald anzeigen wollen) unsern ganzen Beifall. — Allein eben wegen der jetzt herrschenden Abneigung der Studierenden gegen die alte Kirchenlehre halten wir es doch nicht für gut, mit dem Hrn. Verf. für die Kirchenlehre ein besonderes Collegium zu bestimmen. Wir fürchten, nach dem Geiste unsers Zeitalters, die Kirchenlehre möchte alsdenn noch weniger gehört werden, so lange es den Studierenden noch frey steht, ihre Collegien selbst zu wählen. (Dieß ist freilich eine böse Sitte: der Docent sollte frey stehen, aber nicht das Collegium.) Wird aber der Vortrag der Kirchenlehre mit der Religionsphilosophie und kurzen biblischen Theologie und Dogmengeschichte verbunden: so müssen wohl die Zuhörer die Kirchenlehre mit hören; und das lassen sie sich auch eher gefallen. Ferner möchte auch ein solches besonderes Collegium über die Kirchenlehre, wenn nicht zugleich die Dogmengeschichte oder die biblische Theologie

ner rechten Proportion stehen. Nach unserer Meinung müßte entweder die Dogmatik wieder, wie sonst, ein ganzes Jahr auf Universitäten gelehrt, und darin Religionsphilosophie, biblische Theologie, Dogmengeschichte und Kirchenlehre (in dieser Ordnung) nach den einzelnen Kapiteln der Dogmatik schicklich mit einander verbunden werden; oder wo dieß (besonders auf größern Universitäten) nicht wohl thunlich seyn möchte, müßten in der Dogmatik die Religionsphilosophie, die Resultate der biblischen Theologie und die Kirchenlehre nebst ihrer Kritik zusammengefaßt, und in einem halben Jahre, wie jetzt gewöhnlich ist, beendigt werden; dafür sollte aber der wichtigen biblischen Theologie in ihrem ganzen Umfange ein besonders Collegium bestimmt werden, weil die Dogmatik wegen ihres übrigen großen Inhalts nur die Resultate der bibl. Theol. aufnehmen kann. Diese Methode befolgt Rec. und hält sie aus folgender Ursache für besser, weil der Theolog nicht bloß die reine Christenthumslehre (welche der Hr. Verf. mit der Religionsphilosophie verbunden wissen will), kennen muß, sondern auch die gesammte Bibel-

durch sorgfältige Absonderung alles Localen und Temporellen die reine Christenthumslehre erst zu gewinnen. Diese Resultate gehen dann in die Dogmatik über, und werden dort schicklich mit der Religionsphilosophie in Verbindung gesetzt. Mit der Kirchenlehre muß alsdann in der Dogmatik eine allgemeine Dogmengeschichte (d. h. die Dogmengeschichte ohne genaue Erläuterung der patristischen Belege, — denn sonst wäre die Zeit zu kurz —) verbunden werden. Wer aber die Dogmengeschichte in ihrem ganzen Umfange kennen will, muß ein besonderes Collegium darüber hören. — Die Methode des Hrn. Verfs hat übrigens allerdings viel Empfehlendes; es folgt alles in seinem Cursus sehr natürlich auf und aus einander. Allein bey dem kurzen Aufenthalte der meisten Studierenden auf Universitäten muß man in der That mehr auf Zeitersparniß und Gedrängtheit der Vorlesungen bedacht seyn. Und gerade diese akademischen Rücksichten machen manchen an sich schönen Plan oft unausführbar. Aber was nicht in Vorlesungen geschehen kann, das kann doch sehr vortheilhaft zum Nachlesen in Handbüchern ausgeführt werden. — Uebrigens versichert Rec. dem denkenden und gelehrten Hrn. Vf. seine aufrichtige Hochachtung, so wie er auch dem Hrn. CR. Ammon, ungeachtet mancher Differenzen in Meinungen, seine große Achtung nie entziehen

ziehen konnte. Differenzen muß es unter Theologen geben, so lange es **denkende** Theologen giebt. Und Gott bewahre uns vor der Periode, wo dieses Selbstdenken in der Theologie aufhörte und das blinde Nachbeten wieder an die Tagesordnung käme! Aber — αληθευειν εν αγαπη!

G—r.

IV.

Die angewandte Sittenlehre mit besonderer Rücksicht auf das Christenthum. Ein Handbuch einer durchaus populären Moral für Prediger. Von Friedrich Heinrich Gebhard, Pfarrer zu Bienstädt im Gothaischen. Vierter und letzter Band. Erfurt, in der Henningsschen Buchhandlung. 1803. 440 S. in 8.

Nachdem der Hr. Verf. in den vorhergehenden Theilen die tugendhafte Gesinnung und Handlungsweise, und den Tugendhaften selbst mit dem Bewußtseyn dieser seiner sittlichen Beschaffenheit, nebst einer allgemeinen Anzeige der natürlichen Triebe und Neigungen, die er durch seine vernünftige Denkungsart beherrscht, bekannt gemacht hat, sucht er nun in diesem Theile das Einzelne, was in der tugendhaften Gesinnung und Handlungs-

weise liegt, zu zergliedern. Bey der Tugend, oder dem reinen Willen, kommen Festigkeit und Selbstständigkeit in Betrachtung. Jene besteht darin, daß der Tugendfreund unveränderlich bleibt, wie er ist; diese, daß er, was die sittlichen Vorschriften fordern, durch sich selbst, und ohne Hülfe eines sinnlichen Triebes, leistet. Der Tugendwille kann ohne Erkenntniß, und ohne Richtigkeit und Wahrheit derselben, nicht Statt finden. Der vornehmste Gegenstand der Erkenntniß und des Handelns des Menschen ist der Mensch selbst. Wie verhält sich nun der Tugendhafte gegen seine natürlichen Triebe: Hunger, Durst, Neigung zum Schlafe, zum Schönen? Hier wird gehandelt von Liebe und Haß, von gutherzigen und weichherzigen Menschen, von der pflichtmäßigen Ruhe, [Warum wurde davon nicht gleich oben bey dem Triebe zum Schlafe geredet?] vom Triebe zum Beifall, von Freude und Schmerz, vom Zorn. — Hierauf geht der Hr. Vf. zu den Pflichten in Absicht des Körpers, und zu den Vollkommenheiten des Geistes über, unter welchen Besonnenheit obenan steht: — spricht von gebildeter Denkkraft, von Empfindungsvermögen, Gedächtniß, Einbildungskraft, Sorge für edle Ge-

wir nur Eine ausheben, nämlich die vom Eide. Ein Versprechen, welches dem Staatsbürger von der Obrigkeit abgefordert wird, heißt Eid. Entweder wird dadurch versprochen, einen von der Obrigkeit erhaltenen Auftrag zu erfüllen, (juramentum promissorium) oder es wird dadurch versprochen, der Obrigkeit eine verlangte Nachricht zu ertheilen [Der Wahrheit gemäß, sollte wohl dabey stehen, oder, nach beßter Ueberzeugung.] (juramentum assertorium). Die Nichterfüllung dieses Versprechens heißt Meineid. Dieser Begriff vom Eide ist theils zu enge (angustior suo definito), indem er bloß auf gerichtliche Eide paßt; theils zu weit (latior definito), indem er als ein bloßes Versprechen vorgestellt wird, wobey man die differentiam specificam: bey Anrufung Gottes, vermisst. Was übrigens von der Nichtigkeit und Zwecklosigkeit des Eides gesagt wird, verdient eine nähere Untersuchung. Doch können wir dem Hrn. Vf. nicht beistimmen, wenn er sagt, daß der Meineid nicht mit dem Verluste der Seligkeit gestraft werde; er wird es zwar nicht als Meineid an sich, aber doch als Betrug und Ungerechtigkeit gegen den Staat, oder gegen einzelne Personen, sofern dieser Betrug und diese Ungerechtigkeit fortdauert; welches gerade die Hauptsache bey dem Meineide ist. Den Grund zur Vermeidung des Meineides leitet der Hr. Vf.

aus der unbedingten Pflicht her, der Obrigkeit die Wahrheit zu sagen, welches allerdings richtig ist. Allein hierzu ist ja der Mensch auch schon ohne Eid verpflichtet. Wozu also der Eid? Bloß um den Schwörenden zu täuschen? oder ihn in den Fall zu setzen, sich selbst zu täuschen, und sich einer Formel, ohne Kraft und Bedeutung, zu bedienen, und mit dem Namen Gottes gleichsam zu spielen? — Doch es würde zu weitläufig seyn, alles durchzugehen, was in diesem sachreichen Theile enthalten ist. Wir begnügen uns, das lesende Publikum auf diese im Ganzen genommen treffliche und fast einzige Schrift in ihrer Art aufmerksam gemacht zu haben. Wir sagen: im Ganzen genommen; denn gegen einzelne Vorstellungen, Erklärungen und Behauptungen ließe sich manches erinnern, welches auch schon in der Beurtheilung der vorhergehenden Theile geschehen ist, wenn der enge Raum dieser Blätter uns nicht Gränzen setzte. Uebrigens danken wir dem Hrn. Verf. für das, was er uns in diesem Werke gegeben hat, und hoffen, daß er bey einer zweiten Auflage manches berichtigen, und seinem Werke

Der Sachen sind zu viele, und sie sind zu sehr getheilt, daß man sie nicht leicht alle übersehen und in einen Gesichtspunkt fassen, oder auch nur das Nöthige, ohne sonderliche Mühe, darin suchen und finden kann; zumal da der Hr. Verf. in diesem Werke seinen eigenen systematischen Gang nimmt.

Ch.

V.

Kurze, freye und edelmüthige Geschichte der Abendmahlsfeyer der Protestanten. Ein Buch zur Beherzigung aller christlichen evangelischen Gemeindeglieder und ihrer Lehrer, nach den Meinungen Luthers und der Weisesten unsrer teutschen Nation. Freyberg, in Commission der Krazischen Buchhandlung. 1802. 128 S. 8.

Diese kleine, lesenswerthe, obgleich nichts Neues enthaltende; Schrift handelt von den wesentlichen Stücken des Abendmahls, sowohl von dem Materiellen, als Formellen desselben. Zu jenem rech-

Abendmahlsgefäßen, und andern Geräthschaften, von freiwilligen Geschenken und Opfern (Oblationen) ertheilt werden. Der Verf. wünscht mit Recht die Abschaffung des Kreuzeszeichens bey der Abendmahlshandlung, welches auch schon viele protestantische Prediger unterlassen, und auch in des Rec. Wohnorte nicht mehr üblich ist, um dem Aberglauben keine Nahrung zu geben. Ueberhaupt sind die Gedanken und Wünsche, die der Verf. bey dieser Gelegenheit äußert, vollkommen gegründet. Dem Verf. gefällt die Formel der Reformirten und der englischen Kirche. — Allein auch diese Formel, besonders aber die englische: Der Leib unsers Herrn Jesu Christi erhalte deinen Leib und Seele zum ewigen Leben ꝛc. ꝛc. will uns nicht behagen. Warum nicht lieber: „Das ist mein Leib, sprach Christus, der für euch gegeben wird; dieses thut zu meinem Gedächtniß." Daß der Verf. das sogenannte Opfergeld noch in Schutz nimmt, will uns nicht gefallen; und daß dasselbe jeder christliche Unterthan mit aller Bereitwilligkeit entrichte, ist gegen alle Erfahrung; und es fehlt sogar nicht an Spötteleien über dasselbe; welches man den Leuten

sonen, dem Orte und der Zeit. Der dritte Abschnitt erklärt die verschiedenen Benennungen des Abendmahls. — Da der Verf. ein so aufgeklärter und toleranter Mann zu seyn scheint: so wundert es uns, daß er den Unchristen (so nennt er die, welche das Abendmahl nicht feiern) keine christlich-bürgerliche Freiheit verstatten will. — Die Vorschläge zu einer an einem besondern Tage mit der allgemeinen Beichte zu verbindenden zweckmäßigen Communion verdienen unsern Beifall.

Ch.

VI.

Memoirs of the Life of Gilbert Wakefield, B. A. formely Fellow of Iesus College, Cambridge. In two Volumes. Vol. I. written by himself. A new Edition, with his latest corrections and notes by the Editors. To which is subjoined an Appendix of original Letters. 1804. XVI und 560 S. gr. 8.

Vol. II. By the Editors of the first Volume. With an Appendix, consisting chiefly of original Letters and Papers. London, bey Iohnson. 1804. 531 S. gr. 8.

Wir dürfen voraussetzen, daß Wakefield's Name keinem teutschen Theologen und Philologen unbe-

unbekannt sey. Wer sollte auch den berühmten Kritiker nicht kennen, der, gleich einem zweiten Bentley, aus dem Füllhorn seines Geistes die heiligen, wie die profanen, Schriftsteller mit einer Flut von Conjekturen überströmte und dessen kritische Kühnheit selbst teutsche Kritiker (was viel sagen will!) in Bewegung setzte? Hätte Wakef. auch weiter nichts geschrieben als seine: Silva critica, sive in Autores sacros profanosque Commentarius philologicus: so würde er doch schon darum jedem Kritiker ein wichtiger Mann seyn müssen. Aber Philologen und Theologen kennen ihn aus sehr vielen Produkten seines Geistes; und, wenn gleich keines derselben auf Tadellosigkeit und Vollendung Anspruch machen kann: so enthalten sie doch sämmtlich einen Schatz trefflicher Bemerkungen; und die theologischen insbesondere tragen das Gepräge eines liberalen, von keinem Systemszwange gefesselten Geistes und einer durch ein ununterbrochenes Studium der Classiker genährten ächttheologischen Gelehrsamkeit an sich. — Erscheinungen, die jetzt in Albion's Insel-Reiche immer seltener zu werden anfangen. Die gegenwärtige

dem ersten Bande haben wir, was schon der Titel sagt, eine Selbstbiographie Wakefeld's, welche dieser schon im Jahr 1792. bekannt machte, und die hier, durch Nachträge, Berichtigungen, u. s. w. theils von ihm selbst, theils von seinen Freunden bereichert, wieder erscheint. Der zweite Band enthält die Fortsetzung von W. Leben vom Jahr 1792. bis zu seinem Tode (9. September 1801.), wozu der Verewigte selbst bereits Materialien gesammelt hatte, die hier geordnet und ergänzt erscheinen. Man hört demnach in dem ganzen Buche fast immer nur Wakefield selbst reden, und dieß ist uns nm vieler origineller und interessanter Bemerkungen willen wichtig. Rec. will jetzt die Lebensumstände des Mannes erzählen und zugleich einige charakterisirende Bemerkungen und Züge ausheben.

Gilbert Wakefield ward am 22sten Februar 1756. zu Nottingham in England geboren. Sein Vater, George W., Inhaber der Curate of St. Mary's an gedachtem Orte, war ein geschickter, talentvoller und exemplarischer Geistlicher, der seinem Sohne die erste, vielleicht zu frühzeitige, Bildung gab. Denn schon im dritten Jahre konnte er mit großer Fertigkeit lesen und den Katechismus auswendig. Den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache erhielt er in der Freischule zu Nottingham;

tingham; allein er selbst und sein Freund D. Parr schoben den Umstand, daß er lange eine große Abneigung gegen diese Sprache hatte und sie nie ganz correct schreiben lernte (Th. II. S. 449.), auf die verkehrte Methode des Unterrichts. Er schildert seinen Lehrmeister (Th. I. S. 24.) als einen gefühllosen, plumpen Menschen (an indolent and churlish master). Nicht besser ergieng es ihm mit dem Unterricht in der griechischen Sprache in der Schule zu Richmond, wohin sein Vater während der Zeit versetzt wurde. Nachdem er noch eine Zeit lang unter der bessern Leitung eines gewissen Hrn. Woodde son gestanden hatte, kam er 1772. in's Jesus-College nach Cambridge. Hier ergriff ihn die enthusiastische Liebe zu den Classikern, die ihn nie wieder verließ und durch deren beharrliches Studium sein Geist so trefflich aufgehellt und vielseitig gebildet wurde. Dagegen verursachten ihm die Lectionen in der Algebra und Logik (Th. I. S. 82 ff.) große Pein. Natürlich! Denn W. war Linguist und Dichter. Dagegen lernte er für sich die hebräische Sprache mit der größten Leichtigkeit nach Masclefs Grammatik und Buxtorfs Wörterbuch. In Zeit von 10 Tagen hatte er schon die ersten 10 Kapitel der Genesis gelesen (Th. I.

Aethiopischen, Arabischen und Persischen Sprache, (von letzterer jedoch nur die ersten Anfangsgründe, weil er sie dem Theologen für weniger nützlich hielt). Und das Alles in einem Semester! Man sieht hieraus, welch ein außerordentliches Sprachgenie der Mann war, und wie sehr sein Geist zur Auto-Didaskalie hinneigte. Nach Th. II. S. 459. gab es eine Zeit, wo W. den ganzen Virgil und Horaz, und beynahe auch den ganzen Homer und Pindar, so wie die ganze Bibel auswendig konnte. Dieses außerordentliche Gedächtniß hatte jedoch der Urtheilskraft nicht den mindesten Abbruch gethan. Seine eigentliche Reife aber ist in die Periode zwischen 1782—1789. zu setzen.

Nachdem er eine Fellowship erhalten hatte, trat er 1776. zuerst als Schriftsteller mit einem Versuche auf, den er späterhin selbst für sehr geringfügig erklärte: Poemata latine partim scripta, partim reddita. Quibus accedunt quaedam in Horatium Fl. observationes criticae. Cantabrig. 1776. 4. (Vgl. Th. I. S. 115.). Bey seiner Ordination zum Diakonus im Jahre 1779. verursachte ihm die geforderte Subscription der Glaubens-Artikel der englischen Kirche Gewissensskrupel; allein er beruhigte sich für jetzt noch durch allerley sophistische Gründe (Th. I. S. 120 ff.). Doch lange konnten

diese

diese nicht auf den wahrheitsliebenden Mann wirken, und er beschloß endlich, nach langem Kampfe, lieber den Vortheilen der High-Church zu entsagen, als sich länger unter die drückenden Fesseln des Kirchenglaubens zu schmiegen. Er verlor dadurch, daß er ein Dissenter ward, nicht nur seine Fellowship im Iesus-College, sondern auch alle Ansprüche auf höhere Stellen, die er als Church-Man hatte. Wakefield schildert sich in dieser Lage (Th. I. S. 175—185. 371. 375. u. a.) mit edler Unbefangenheit und Offenherzigkeit. Sein Wahlspruch war Truth and Freedom (Αληθειαν και Παρρησιαν); und er blieb ihm sein ganzes Leben hindurch treu.

Nach seinem Austritt aus der englischen Kirche übernahm er, nachdem er sich verheirathet hatte, eine Tutor-Stelle an der Dissenting-Academy zu Warrington, die er bis zum Jahr 1783., wo die Warrington-Academy wieder aufgehoben wurde, mit großem Eifer und Unverdrossenheit verwaltete. Jetzt suchte er sich zuerst in Bramcote, sodann in Richmond Zöglinge zu verschaffen; allein da ihm dieser Plan nicht glückte, so begab er sich nach Nottingham, wo er geraume Zeit privatisirte. Schon vorher hatte er verschiedene theologische Werke geschrieben, deren Unvollkommenheit er selbst offenherzig anerkennt, und die er auf Rechnung

der

der großen Eilfertigkeit schreibt, mit welcher er sie abfaßte (s. Th. I. S. 234. vgl. Th. II. S. 448. 462.). Jetzt ließ er die Theologie vor der Hand ruhen, um sich ganz dem reifern Studium der Classiker zu widmen. Seine glückliche Muße ward zwar durch Annahme einer Tutor-Stelle an einem Dissenting-College zu Hackney unterbrochen; allein er sagte sich bald wieder davon los, weil er mit der dortigen Einrichtung unzufrieden war. Doch blieb Hackney von nun an sein beständiger Aufenthalt.

In diese Zeit (1792.) fiel die Publication der Memoirs of himself (der erste Theil des vor uns liegenden Werks). Nach Th. II. S. 462. brauchte W. zur Abfassung dieser Schrift nicht mehr als — zwölf Tage (finished in the incredibly short space of twelve day's)! Er schloß sie mit folgenden Worten: „I am preparing to leave a situation where i fondly hoped to wear out the remnant of my days, in conducting youth through the flowery paths of knowledge to happiness and virtue, amidst the approbation and attachment of every friend to truth and liberty.“ Leider, giengen diese Hoffnungen nicht in Erfüllung! W.

Gute kommen lassen; die er bey einer andern Gelegenheit (Th. I. S. 236.) für sich vorbringt: „Es ist nicht meine, sondern meines Unglücks Schuld (it is not my fault, but my misfortune)"! Allein der unbefangene Beobachter kann ihn von der erstern keinesweges ganz freisprechen. Sein antiministerieller Eifer trieb ihn über die Gränzen der Mäßigung und Klugheit hinaus, und man ist zu glauben genöthiget, daß W. nicht frey vom persönlichen Haß gegen den Minister Pitt war, den er von Cambridge her kannte. (s. Th. II. S. 300 f.)

Die erste Schrift mit politischer Tendenz: The Spirit of Christianity compared with the Spirit of the Times in Great Britain, 1794. 8. erregte zwar großes Aufsehen; zog ihm aber weit mehr Feinde als Freunde zu; und wenn er gleich bald darauf als gelehrter Gegner des berüchtigten Thomas Paine (den Verf. des seichten Age of Reason), auftrat, um seinen Eifer für die gute Sache des Christenthums zu beweisen (Th. II. S. 18.), so hatte er sich doch der herrschenden Partey schon zu verdächtig und verhaßt gemacht. Ueberdieß fuhr er seitdem auch fort, ein politisches Pamphlet nach dem andern drucken zu lassen, worin er den Krieg mit Frankreich und Pitt's ministerielle Maaßregeln mit großer Heftigkeit tadelte. Zwar kehrte er immer wieder zu seinen Freunden, den

Classi-

Classikern, zurück, und seine beßten Arbeiten in diesem Fache (z. B. seine Ausgabe des Lucretius, von Pope's Homer, Briefe an Bryant über die Ebene von Troja u. a.) fallen in diese Periode; allein er eilte aus den Umarmungen der Musen wieder auf den politischen Tummelplatz.

Im Jahre 1798. gab W. ehemaliger Freund, (daß er dieß war, kann der Briefwechsel im I. Th. beweisen) D. Watson, Bischof von Landaff (als theologischer Schriftsteller durch seine Apology for the Bible etc. etc. bekannt), heraus: Addreſs to the People of Great Britain. Diese zur Vertheidigung der Minister, und besonders von Pitt's Tax upon income geschriebene Schrift ward die eigentliche Ursache von Wakefield's Unglück, weil er in seiner: Reply to ſome Parts of the Biſhop of Landaff's Addreſs etc. sich Aeußerungen erlaubte, welche die Regierung ahnden zu müssen glaubte. Der Bischof von Landaff selbst, dem W. seine in einem Abend (Th. II. S. 462. „in one evening after tea") flüchtig aufs Papier geworfene und sogleich abgedruckte Gegenerklärung zusendete, antwortete ihm sehr höflich (s. Th. II. S. 122.). Allein

Bench) dahin entschieden, daß W. mit zweijährigem Arrest bestraft werden sollte. Dieser Sentenz gemäß ward er zuerst in King's-Bench verhaftet, sodann aber in das Gefängniß nach Dorchester (Dorchester-Gaol) abgeführt. Die detaillirte Erzählung seines Processes, W. Addressen und Vertheidigungs-Schriften, die fruchtlosen Bemühungen seiner Freunde u. s. w. findet man Th. II. S. 115—200. beschrieben. W. beschäftigte sich im Gefängnisse vornehmlich mit der Ausarbeitung zweier lexikographischen Werke, von deren Nutzbarkeit er große Erwartungen hegte. Das eine war eine Umarbeitung des griechischen Wörterbuchs von Hederich (griechisch und englisch); das andere ein vollständiges biblisches Wörterbuch, unter dem Titel: Scripture-Lexicon. Die Einrichtung und Bequemlichkeit eines solchen Werks ist Th. II. S. 237. mit W. eignen Worten treffend dargestellt. Allein beide Werke wurden nicht vollendet, da ihm in seiner jetzigen Lage nicht alle Hülfsmittel zu Gebote standen. Das biblische Wörterbuch wäre gewiß ein sehr brauchbares und originelles Werk geworden. Eine andere literarische Lucubration erschien unter dem Titel:

Am 29. May 1801. verließ Wakefield, nach Erlegung einer beträchtlichen Geldbuße, sein Gefängniß und kehrte nach Hackney zurück, um im Schooße seiner um sein Schicksal so lange bekümmerten Familie und in dem friedlichen Umgange der Musen wieder glücklich zu leben. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Ein heftiger Typhus machte seinem thätigen Leben am 9. September 1801. ein Ende — zu früh für die Wissenschaften und seine noch unversorgte Familie.

Diese Nachricht von den Lebensumständen dieses merkwürdigen Britten ist schon zu ausführlich gerathen, als daß es uns noch vergönnt wäre, aus den dem II. Th. angehängten Charakter-Schilderungen desselben Auszüge mitzutheilen. Wir müssen uns daher bloß mit einer summarischen Anzeige begnügen. Von den Herausgebern Rutt und Wainewright rühren her Chap. XV. Miscellaneous Observations relative to Mr. Wakefield's Character. Ein würdiges Denkmal der Freundschaft, das ihrem Kopfe und Herzen gleichviel Ehre macht. Eben so interessant sind auch S. 454 ff. die Remarks, relative to the Character of

Character of Mr. W. S. 437 ff.). Sie machen ein treffliches psychologisches Gemälde aus, enthüllen uns W. schriftstellerische Tugenden im Umriß, verschweigen uns aber eben so wenig seine Fehler. Was Parr vorzüglich an ihm tadelt, sind die große Flüchtigkeit, mit welcher der Verstorbene arbeitete und die Incorrektheit seines Styls, besonders des lateinischen, dessen Feinheiten er, so viel er auch in dieser Sprache schrieb, sich nie anzueignen verstand. Rec. möchte noch den Mangel eines gebildeten kritischen Geschmacks hinzusetzen. Dieser offenbarte sich vornehmlich in seinen silvis criticis, die einen Schwall von kritischen Conjecturen enthalten, denen man zwar einen hohen Grad von Scharfsinn und Genialität zugestehen muß, die aber dennoch ihrer größern Zahl nach keinem Kritiker von geläutertem Geschmack zusagen. Auch scheint W. nicht frey von Paradoxensucht gewesen zu seyn, wozu noch eine gewisse Intoleranz gegen alte Vorstellungsarten und ein beinahe tumultuarisches Ungestümm in Vertheidigung dessen, was ihm als Wahrheit erschien, kommen. Der Ungenannte, von dem Th. II. S. 453 ff. einige treffende Bemerkungen über

dom zeigte sich vornehmlich bey seinen theologischen Untersuchungen und zog ihm viele Feinde und den Vorwurf der Ketzerey und des Unglaubens zu. Dieser Vorwurf kränkte den redlichen Mann am meisten; denn er war sich bewußt, nach Wahrheit zu forschen, und es gab wenig so herzliche Verehrer des ächten Christenthums, als er als Schriftsteller und Mensch war. Aber den Systemskrämern und den „theological coxcombs" (Hahnenkämmen, eingebildeten Phantasten rc. rc. Th. I. S. 341.) hatte er einen unversöhnlichen Haß geschworen.

Den meisten Beifall fand seine **Uebersezzung des N. Test. mit kritischen und erklärenden Anmerkungen**; eine Schrift, die in Teutschland wenig bekannt geworden zu seyn scheint, und auch wahrscheinlich, bey dem großen Vorsprunge, den die teutsche Schriftauslegung in unsern Tagen vor der englischen voraus hat, für teutsche Theologen von keiner besondern Wichtigkeit seyn dürfte. In der dem Isten Th. beigefügten Correspondenz zwischen ihm und seinen Freunden, Gregory, Enfield, Jebb, Watson u. a., kommen viele exegetische Bemerkungen über einzelne Stellen des N. Test. vor, welche nachher wahrscheinlich in den Commentar aufgenommen worden sind. Wir heben davon nur ein Beispiel aus. In

dem Briefe an den Bischof von Carlisle S. 441. will W. in der Stelle Röm. 9, 5. lesen: Ὧν ὁ ἐπὶ παντων Θεος, und unterstützt diese Vermuthung durch die Bemerkung, daß nur so ein völliger Climax herauskomme †). Sein Freund findet in der Antwort S. 447. diese Emendation sehr wahrscheinlich, und sucht sie durch Röm. 1, 25. und Eph. 4, 6. noch mehr zu unterstützen. Aehnliche exegetisch-kritische Observationen gewähren dem Freunde des Bibelstudiums in dieser Biographie noch ein besonderes Interesse ††).

Der Appendix zum IIten Theil enthält ebenfalls interessante Stücke und verschiedene Wakefieldiana, die entweder noch nicht gedruckt waren, oder sich als gedruckte Handschrift für seine Freunde nur in wenig Händen befanden. S. 363 ff. stehen Briefe vom Hrn. GJR. Heyne in Göttingen

†) Daß schon Crell diese Conjectur gewagt habe, ist bekannt; man weiß aber auch, daß, und warum sie nicht zulässig sey; vergl. Baumgarten, Nösselt und Koppe über d. St. G.

††) Auch über dogmatische Materien, z. B. Taufe, Heiligen Geist, spricht W. in diesen Briefen (Th. I. S.

gen in lateinischer und von Hrn. Prof. Jacobs zu Gotha in englischer Sprache, und sind als ein ehrenvolles Denkmal der Achtung, mit welcher W. literarische Verdienste auch im Auslande geachtet wurden, zu betrachten. Die Abhandlung: On the Origin of Alphabetical Characters, S. 339 ff. war schon der frühern Autobiographie einverleibt, hat hier aber mehrere Zusätze und Noten erhalten. Sie dringt doch nicht tief genug in den von teutschen Gelehrten ungleich besser behandelten Gegenstand ein. Die beiden zu seiner Vertheidigung gehörigen Pamphlets: Extract from the Appendix to Mr. Wakefield's printed Defence, S. 377 ff., und: An Addreſs to the Judges in the Court of King's-Bench, S. 388 ff. haben mehr Interesse für englische als teutsche Leser, denen die englischen Gerichtsformen fremd sind. Das letzte Stück: The firſt Satire of Juvenal imitaded, S. 425 ff. enthält treffliche Stellen und documentirt W. poetisches Talent; allein sie enthält auch zugleich eine Menge der bittersten und grellsten Invectiven gegen Pitt und seine Anhänger. Außer dem Epitaphium in der Kirche zu Richmond (Surry); worin der Bruder eben so wahr als warm

druckten Abhandlungen zu zählen). Wir glauben den Lesern durch die Anzeige der theologischen einen Gefallen zu erzeigen:

1.) A plain and short Account of the Nature of Baptism according to the New Testament: with a cursory Remark on Confirmation and the Lord's Supper. Warrington, 1781. 12.

2.) Essay on Inspiration: considered chiefly with respect to the Evangelists. Ebendas. 1781. 8.

3.) A new Translation of the first Epistle of Paul the Apostle to the Thessalonians, offered to the Public as a Specimen of an intended Version of the whole New Testament etc. Ebendas. 1781. 8.

4.) A new Translation of the Gospel of St. Matthew, with Notes critical, philological and explanatory. Ebendas. 1782. 4.

5.) Directions for the Student in Theology. London, 1784. 12. [enthält, nach Th. I. S. 100. vornehmlich Bemerkungen über die Nothwendigkeit des hebräischen Sprachstudiums und der besten Methode für dasselbe.]

6.) A Sermon preached at Richmond, in Surry, on July 29. 1784.; the Day appointed for a general Thanksgiving on Account of the Peace. London. 1784. 8.

in's Fach der Dogmengeschichte einschlagende Schrift blieb ohne Fortsetzung und verursachte dem Verf. viele Unannehmlichkeiten. s. Th. I. S. 249.]

8.) Remarks on D. Horsley's Ordination — Sermon: in a Letter to the Lord Bishop of Gloucester. Lond. 1788. 12.

9.) Four Remarks of Antichrist: or a Supplement to the Warburtonian Lecture. Lond. 1788. 8.

10.) A new Translation of those Parts only of the New Testament, which are wrongly translated in our common Version. Lond. 1789. 8.

11.) Remarks on the internal Evidence of the Christian Religion. Lond. 1789. 8.

12.) Silva critica, sive in Autores sacros profanosque Commentarius philologicus. Pars I—V. Cantabrig. 1789—1795. 8.

13.) An Addrefs to the Right Reverend D. Sam. Horsley, Bishop of St. David's, on the subject of an Apology for the Liturgy and Clergy of the Church of England. Birmingham, 1790. 8.

14.) A Translation of the New Testament: with Notes critical and explanatory. London, 1792. 3 Vol. Second Edition. 1795. in 2 Vol. 8.

15.) Evidences of Christianity: or a Collection of Remarks intended to display the Excellence, recommend the Purity, illustrate the Character and evince the Authenticity of the Christian Religion

ligion. Lond. 1793. 8. [Nach Th. II. S. 461. sind diese Evidences und die Predigt Nro. 6. in Absicht auf Styl die besten Werke Wakefield's.]

16.) The Spirit of Christianity compared with the Spirit of the Times in Great Britain. London, 1794. 8. [Diese mehr politische als theologische Schrift erlebte in einem Jahre 3 Auflagen.]

17.) An Examination of the Age of Reason, by Thomas Paine. Lond. 1794. 8. 2 Aufl.

18.) A Reply to Th. Paine's Second Part of the Age of Reason. Lond. 1795. 8.

19.) Select Essays of Dio Chrysostom, translated into English from the Greek: with Notes critical and illustrative. Lond. 1800. 8.

Viele Abhandlungen von ihm stehen in den drey letzten Bänden des Theological Repository und in der beliebten Zeitschrift: The Monthly Magazine.

Endlich müssen wir unsern Lesern auch anzeigen, wodurch diese Lebensbeschreibung, außer den Notizen über diesen merkwürdigen Theologen

to the Christian Ministre" mittheilt. Die Forderungen, die W. hier an denjenigen thut, der das theologische Studium gründlich betreiben will, sind streng, aber wahr. Wer ferner über die Methode des Privatunterrichts in England, so wie über die von teutscher Sitte beträchtlich abweichende akademische Verfassung belehrt seyn will, der findet hier einen befriedigenden Unterricht.

Das Werk ist mit der in England gewöhnlichen typographischen Schönheit gedruckt und das schön gezeichnete und gestochene Brustbild Wakefield's (welches nach der Versicherung eines Freundes, der W. persönlich kannte, eine sprechende Aehnlichkeit hat und den ausgezeichneten Scharfsinn des Mannes in jedem Zuge verräth), gereicht demselben zur besondern Zierde.

M. A. C.

VII.

genländischen Anthologie. Heilbronn, b. Weisert 1803. XCII u. 262 S. 8.

Dieses Werk besteht aus zwey verschiedenartigen Theilen: I. Parabeln und Sentenzen Jesu, S. 1—86. II. Beyträge zu einer morgenländischen Anthologie, S. 87—262. So gern auch Rec. bey der zweiten (größern) Hälfte verweilen und manche berichtigende Erläuterung beibringen möchte, so nöthiget ihn doch der Plan dieser Zeitschrift, bloß den ersten Theil einer genauern Kritik zu unterwerfen und aus der zweiten Hälfte bloß die hin und wieder eingestreuten biblischen Stücke zu berücksichtigen.

Im Allgemeinen machten die etwas ungelenken Hexameter, worein Hr. Conz die meisten Denksprüche des großen Propheten von Nazareth gezwängt hat, keinen angenehmen Eindruck auf Rec. und es war ihm oft nicht anders zu Muthe, als ob er Geßner's ersten Fischer von Ramler hexametrirt, lesen müßte! Man sage, was man wolle, die vocalreiche Sprache des Orientalen paßt nicht für die griechischen und römischen Sechs- und Fünffüßler. Versuche es einer, hebräische oder

stehe geradezu, daß man es auf Umbildung, wo nicht Verbildung, angelegt habe.

Die Sprüche Jesu hauchen rein orientalischen Geist. In ihnen ist die Didaskalie der Weisen der hebräischen Vorzeit, in ihnen Manier, Ton und Ausdruck der alten Propheten, besonders eines Jesaias (den Christus sichtbar copirt) wiedergegeben. Hätte Jesus hebräisch geschrieben, so würden wir auch die Metra, oder das Metrischartige der Propheten in ihm finden. Die fremdartige Sprache, worein wir sie gefaßt erhielten, hat den Rhythmus großentheils verwischt. Nur hin und wieder zeigen sich noch Spuren des wohlbeliebten Glieder-Parallelismus. Dieß am meisten in den begeisternden und aus begeistertem Gemüthe hervorgegangenen Aussichten der Zukunft, oder den strafenden Ansprachen an seine tadelnswürdigen Zeitgenossen, worin er das alte Propheten-Amt in seinem vollsten Umfange, und vornehmlich auch als Straf-Amt, ausübte z. B. Matth. 23. u. a. Solchen Stellen möchte man etwa ein poetisches Gewand leihen; aber ein solches, das nicht den für den weiten Faltenwurf des Orientalen allzuknappen griechischen oder den gräcisirenden Schnitt des Römers an sich trüge. Man hat angefangen, den Jambus für die Nachbildungen hebräischer Dichterwerke zu wählen (wie auch in dieser Schrift

zuwei-

zuweilen geschehen) — und wenigstens ist sein freier Anschlag und Fall den orientalischen Maaßen noch am angemessensten; aber man sollte nur nicht bloß fünffüßige Jamben wählen, welche ohnedieß größern Stücken eine widerliche Monotonie beibringen. Man sollte unter den verschiedenen Jamben-Arten wählen und sich durch keinen abendländischen Kritiker und keinen Vorwurf einer völligen Charakterlosigkeit, abhalten lassen, bald Senare, bald vierfüßige, fünf- sechs- und siebenfüßige Jamben zu brauchen, je nachdem es der Tonschwung des Originals erfordert.

Hr. C., dessen anderweitige Verdienste Rec. aufrichtig schätzt, hat den doppelten Fehler begangen, einmal, daß er aus den Reden Jesu mehr die einfachen Sittenregeln und moralischen Gemeinsätze, welche sich schon ihrer Natur nach für die poetische Darstellung weniger eignen, auswählte; sodann aber, daß er diese mehr prosaischen Sentenzen bloß in (meistens schlechte) Hexameter und fünffüßige Jamben übergoß, wodurch das eigentlich Orientalische ganz verschwunden und eine gewisse Breite und schleppende Gedehntheit hervorgegangen ist, die keine gute Wirkung bey dem Le-

Zwey der Menschen gingen hinauf in den Tempel zu beten;
Ein Pharisäer war der ein', ein Zöllner der andre.
Der Pharisäer stand, mit emporgeworfenem Nacken,
Stolzen erhöheten Blicken, des stolzeren Herzens Verräthern,
Mit erhöheten Armen, so stand er und betete bey sich:
Gott! ich danke dir, daß ich nicht bin, wie viele der Menge,
Daß mich Raub nicht befleckt und widerrechtliche That nicht,
Daß ich rein das Gelübd' der Ehe gehalten, des fremden
Bettes Recht nicht entweiht, daß Lug mich und Trug mich nicht schändet,
Daß ich . . . wie dieser Zöllner nicht bin, noch seines Gelichters.
Strenge halt ich die Satzung, ich faste zweimal den Sabbath,
Milde Gaben spend' ich der Armuth, was ich besitze,
Meine ganze Haabe verzehnt' ich dem Schatze des Tempels.
Gott! ich danke dir, daß ich nicht bin, wie viele der Menge.
Aber der Zöllner stand in sich gekehret von Ferne,
Redlicher, inniger Demuth voll, so stand er, die Blicke
Niedergesenkt, noch tiefer das Herze gesenkt in Beschauung
Seiner Fehl', er vermocht', er wollte die Arme zum Himmel
Nicht erheben, er rang sie beängstigt, er schlug an die Brust sich,
Seufzete endlich empor: „Gott sey mir Sündern

Gottes verzeihender Gnade gewürdigter, schied er von dannen,
Denn der prahlende Beter vor ihm, sein stolzer Verächter.
Wer sich selber erhöht, der muß erniedriget werden,
Wer einfältig sich selber erniedert, der klimmet zur Höhe.

An solchen Paraphrasen finde Geschmack, wer es vermag! Man darf nur die äußerst einfache und doch so nachdrucksvolle Erzählung im Griechischen vergleichen, um sogleich das Matte der gegenwärtigen, das Schleppende der so unnöthigen Amplificationen, darneben auch das Fehlerhafte und Lahme dieser Hexameter zu fühlen. S. 55:

Zu derselbigen Stund' hintraten die Jünger zu Jesus:
Meister, sprachen sie, sag' es uns doch: wer, wenn es beginnet
Dein erwartetes Reich, wer ist dann der Größte, der Erste?

S. 69:

Ein Säemann gieng zu säen seinen Saamen
Und unterm Säen fiel ihm manches auf den Weg.
Da flog Gevögel her und aß es auf.
Und andres fiel ihm auf das Steinichte,
Der Erde da, der nährenden ermangelnd.
Bald nun entschoß dem lockern Boden es:
Doch als die Sonne kam in ihrer Kraft *),

Mach-

Nach wenig Monaten, verdorrt' es,
Denn ihm gebrach der Wurzel tiefre Fülle u. s. w.

Eben so ist auch die Parabel: Nahrungssorgen S. 81—84. größtentheils mißlungen. Es heißt hier unter andern:

— Es trachten mit Hast allein nach diesem die Heiden.
Euer Vater, der himmlische, weiß zuvor es, wie alles,
Dessen ihr wohl bedarft! So strebet am ersten, so trachtet
Nach dem Vereine mit Gott und dem Rechten, dem Guten, wodurch ihr

Euch

Höhersteigen der Sonne nach der Winterzeit erklärt und dabey auf Paulus Commentar II. S. 202. verwiesen. Dem Rec. scheint die Erklärung dett Vorzug zu verdienen, nach welcher ἀνατέλλειν den gewöhnlichen, alltäglichen Aufgang der Sonne bezeichnet und bey ἐκαυματίσθη entweder an ein gewöhnliches Versengen durch die Sonnenstrahlen, oder an die verderbliche Wirkung des Samum zu denken ist. Vgl. Jacob. I, 11. ἀνέτειλε γὰρ ὁ ἥλιος σὺν τῷ καύσωνι καὶ ἐξήρανε τὸν χόρτον. Auf jeden Fall ist der Sinn weit stärker, wenn an ein schnelles, frühzeitiges Verdorren gedacht wird, als wenn an eins „nach wenig Monaten." Dem Hebräer ist's Lieblingsvorstellung: es

Euch ihm vereint! In seiner Gemeinschaft wird euch das Andre,
Als Zugabe der Hand, die gerne schenkt, nicht entstehen.
Sorgt nicht zu ämsig hinaus aufs Morgende! Sorgen für Morgen
Möge das Morgen! Jeglichem Tage die eigene Plage!

Eine der zwangvollsten Parabeln ist auch S. 21. 22., die sich so anfängt:

Zehen Jungfraun waren, die nahmen die Lampen und giengen,
Zierlich gereiht dem Empfang des Bräutigames entgegen:
Weibliche, sorgsame waren die fünf; sorglose die andern:
Die vergaßens, zur Hand mit der Lampe zugleich im Gefäße
Sich, der Lampe Getränk, das Oel zu nehmen; die Klugen
So nicht; die hatten zur Hand mit der Lampe zugleich das Gefäße u. s. w.

S. 20:

Also werden fürwahr die Engel im Himmel sich freuen,
Wenn ein verlorener Sündiger reuig zur Buße sich wendet,
Gottes Gemeine, der Frommen Gemeine selig gesellt wird.

anheischig, auf Verlangen wenigstens noch ein volles Dutzend nachzuweisen.

Dabey soll jedoch nicht geläugnet werden, daß nicht auch zuweilen eine gelungene Stelle, wie sich von einem sorgsamen Philologen und gefälligen Dichter erwarten ließ, vorkomme. Besonders verdienen einige epigrammartige Disticha ausgezeichnet zu werden, z. B. S. 73:

Wer nicht mit kindlichem Geist, nicht mit der Einfalt des Kindes
Gottes Gemeine sich naht, ist der Gemeine nicht werth.

S. 74:

Gute bringen hervor aus dem guten Schatze des Herzens
Gutes; vom Schlimmen nur bringt Schlimmes der Schlimme herauf.

S. 79:

Wachet und betet! Es laurt vieläugigt um euch die Versuchung!
Reget sich willig der Geist, säumt doch träge das Herz.

S. 86:

Unter den größern Erzählungen enthalten ebenfalls einige Stellen, wo der Sinn nicht nur gut aufgefaßt, sondern auch schön ausgedrückt ist; Schade nur, daß der Genuß, den sie gewähren, sogleich wieder durch Mißgriffe und Mißtöne gestört wird.

Neue Aufschlüsse über den Sinn neutestamentlicher Stellen darf man in einer solchen für ungelehrte Leser bestimmten Schrift eigentlich nicht erwarten. Doch findet sich zuweilen eine eigne Ansicht des Hrn. Verfs, freilich mehr angedeutet als bestimmt und ausführlich entwickelt. Dieß ist z. B. in der Parabel vom ungerechten Haushalter der Fall, welche Hr. C. S. 49. so schließt:

— — — So that er bey Allen
In der Reihe, der schlaue Betrüger. Es hört' es der Hausherr;
Selber Betrüger, wo's galt', erfreut er sich heimlich des Schlauen.

Der letzte Vers sagt uns, wie der Hr. Verf. diese Parabel betrachtet. Rec. aber glaubt nicht, daß

Aus der zweiten Hälfte: Beiträge zu einer morgenländischen Anthologie, heben wir bloß folgende Stücke aus *). S. 165. Die Heldenprobe. Ein romantischer Zug aus David's Geschichte (1 Chron. 12, 16—19.), recht artig gedichtet, obgleich man am Schluß etwas vermißt, das sich aus dem Vorhergehenden leicht hinzu setzen ließe, nämlich den Gedanken: Dieses so theuer erkämpfte Wasser verdient also als Libation ausgegossen zu werden. — David's Klaggesang um Jonathan S. 181 ff. konnte bey so vielen vorzüglichen Dolmetschungen füglich unübersetzt blei-

 ben,

*) Nur eine Bemerkung müssen wir uns erlauben. In dem langen: Statt einer Vorrede S. 89—138. (welches der Hr. Verf. S. 138. selbst als „eine bunte an mancherley Materien vorbeystreifende Abhandlung" charakterisirt) heißt es S. 97.: „Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Reim zu uns Europäern von Arabien her, als der Heimath desselben, durch Spanien, weiter durchgedrungen ist, und so bey uns gesetzlichere Herrschaft gewonnen hat" u. s. w. Rec. hätte gewünscht, daß hierbey auf Reiske (Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste 10ten B. S. 227 ff.) und Herder (Adrastea 5ten B.

ben, zumal da Hr. C. die beiden letzten Uebersetzer keineswegs übertroffen haben dürfte. Wie widerlich sind nicht die Strophen S. 183.:

Süßer! wie liebt ich dich! — —
Ich liebte dich sehr! — —
Und umkommen die Waffen der Schlacht!

In dem in Reimen wiedergegebenen stark paraphrasirten Klagliede des Hiskias S. 184. standirt Hr. C.:

Wo sich des Scheols Pforten heben;

und hat folgende Strophe:

Mein Leben fällt
Hin in den Staub, hin wie ein Hütherzelt:
So reißt der Weber ab, [was?]
So reißt's, und mich empfängt das Grab.

Was Hr. C. mit den „Worten vom Glauben" S. 206., wobey „Ebräer Br. 11 Kap." citirt steht, eigentlich will:

Der Glaub' hat Königreiche schon bezwungen,
Hat Heiligkeit gewirket und Gewährung
Verheißnen Worts, hat Löwen Sieg entrungen.
Er zog in Noth vom Himmel die Erhörung u. s. w.

gesteht Rec., nicht begreifen zu können. — Woher der Apolog: Mose und Ithuriel S. 216 ff.

entlehnt ist, wird nicht gesagt. — Den Beschluß macht S. 231—262. Hiob frey bearbeitet, ein Fragment. Eine ganz freie Nachbildung, die zwar manche schöne Stelle hat, in der man aber den hebräischen Hiob nur mit Mühe wieder erkennt. Man urtheile aus folgendem Anfange:

Wer ist's, der dort in dumpfer, öder Stille
Den starren Blick zur Erde niederbeugt,
Und scheu verhüllt in seine Mantelhülle,
Wie in sich selbst der Frager jedem schweigt?
Als ob ihn schwer ein fressend Siechthum plagte,
Und tiefer noch der Gram sein Innres nagte?

Dadurch, daß der Hr. Verf. „den etwas seltsamen [?] Mythos, womit das Gedicht beginnt, hinweggelassen" hat, ist dem alten Barden, dem wir diese schöne Dichtung verdanken, gewiß kein dankenswerther Dienst geleistet worden. Hiob ist nun ein dem vaterländischen Boden und Clima entrissenes Gewächs.

Schon aus den oben mitgetheilten Proben werden die Leser zum Theil ersehen, daß die Schreibart des Hr. Verfs keineswegs correct

thümer; S. 75. Erdner, st. irdische Menschen; S. 86. Geschwistrige, st. Geschwister; S. 42. Verwürflinge, st. Verworfene; S. 76. Eitele (im Gegensatz von wahren) st. Vergängliche; S. 56. Zärtlichen, st. Zarte; S. 23. Seiner Diener zehen besendet er, st. er sendet zehn seiner Diener aus; S. 22. Deiner Ehre Gesellinen, st. Gespielinen deiner Braut; S. 20. ihr lieben Gesellinen. Mit dem Worte weiblich treibt Hr. C. ebenfalls ein eigenes Spiel.

Noch dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß die einleitende Abhandlung: Ueber Fabel und Parabel und die Parabeln Jesus besonders, eine Menge treffender Bemerkungen enthält, und wenn gleich viele der hier vorgetragenen Ideen aus andern beliebten Schriftstellern, besonders Lessing, Herder, Jacobs, Storr u. a. entlehnt sind: so bleibt doch Hrn. C. auf jeden Fall das Verdienst einer guten Darstellung. Er verräth überall so viele Einsicht in das wahre Wesen der ältern Poesie, daß es beinahe unbegreiflich seyn müßte, wie ein solcher Schriftsteller so schlechte Proben (denn daß sie das im Ganzen genommen sind, wird, nach dem

terschied kennte, der zwischen Theorie und Praxis in allen Fächern Statt findet.

M. A. C. a.

VIII.

Die heiligen Weiber aus Palästina. Ein Buch zur Belehrung und Unterhaltung für edle deutsche Weiber. Erster Theil. Gießen, bey Tasche' und Müller. 1803. 172 S. kl. 8.

Abgesehen von der etwas uneigentlichen Bedeutung des Worts heilig auf dem Titel dieses Schriftchens, und von der Klasse von Lesern, welchen es der Verf. bestimmt hat, — indem uns die meisten der hier genannten Weiber keine eigentlichen Muster der Nachahmung für teutsche Frauen zu seyn scheinen, — so füllt die Lektüre dieses Schriftchens eine müßige Stunde nicht ganz unangenehm aus. Der Verf. nennt seine gepriesenen Weiber heilig in eben dem Sinne, in welchem alles heilig hieß, was in den Religions-Urkunden der Hebräer als groß, ehrwürdig und nachahmungswürdig geschildert wird. Der Rec. aber kann diese Weiber höchstens nur in sofern heilig nennen, als ihrer in den heiligen Urkunden der

Hebräer erwähnt wird †). Auch paßt der Ausdruck: „ehrwürdige Matrone," den der Verf. gebraucht, nicht auf die jugendliche Tochter Jephtha's, welche sich mit großer Resignation dem unsinnigen Gelübde ihres Vaters fügte. Der Verf. setzt die sogenannten Heiligen der christlichen Kirche gegen diese heiligen Weiber aus Palästina tief herab; allein auch unter den christlichen Heiligen gab es einzelne reine und schuldlose Seelen, deren guter Wille durch den bösen Geist der Zeit nur irre geleitet worden war. Und ist dieß nicht ganz derselbe Fall mit den gepriesenen palästinischen Weibern? — — Die christlichen Legenden stellen uns so manche Frauen auf, die sich durch „das Unwandelbare eines milden und sanften Sinnes" ungleich mehr auszeichneten, als Deborah u. a. Wir lassen den palästinischen Frauen ihr Verdienst, können aber nicht in den Wunsch des Verfs einstimmen, daß dieselben für „recht viele teutsche Mäd-

†) So wie man heilige Kritik, heilige Philologie, heilige Hermeneutik, nach dem lateinischen Critica, Philologia, Hermeneutica sacra, sagt statt biblische Kritik, Philologie ꝛc. Nur fällt da die Unschicklichkeit des Ausdruckes (ob sie gleich auch in diesen Be-

Mädchen, Weiber und Mütter, ein Spiegel seyn möchten, worin sie ihr Ebenbild wieder fänden." Die von dem Verf. als Muster aufgestellten Frauen sind Ruth, Rebekka, Debora und Jephtha's Tochter.

I. Ruth, ein Familien-Gemälde. Wenn Thomas Paine, in seiner berüchtigten Schrift: the Age of Reason, sich über „die Landstreicherin Ruth, die dem Boas unter das Bett kriecht, und die Ehe mit ihm erschleicht" lustig macht, so zeigt er, daß er die Sitten des Morgenlands nicht kenne; wenn aber unser Verf. S. 15. sagt, daß „das Buch Ruth, das kleinste unter den Religionsbüchern der Hebräer, in praktischer Hinsicht fast alle andern Religionsbücher aufwiege," so ist dieß wohl nur nach einer bekannten rhetorischen Figur zu verstehen. S. 17. heißt es, „es sey unstreitig besser, daß wir das Gemälde des B. Ruth ohne Verfasser [d. h. ohne den Verfasser zu kennen!] hätten, als wenn wir, was nicht selten der Fall sey [?], den Verfasser ohne das Gemälde hätten." Wenn unser Verf. die Sitten jener goldenen Zeiten [?] schildert, worin man „das edle Blut nicht nach Reichthum und Ehrenstellen,

von der wirklichen Geschichte. Die Zeit der hebräischen Schriften hat für den Rec. etwas Furchtbares, und er kann die Schilderung der Sitten jenes Zeitalters nicht anders lesen, als mit einer gewissen geheimen Freude darüber, daß — diese Zeiten nicht mehr sind. Uebrigens hat unser Verf. die Begebenheiten der Ruth gut erzählt, ihre schöne Gesinnung gegen die Noomi richtig aufgefaßt, und die dem Morgenlande eigenen Ausdrücke und Sitten gehörig erläutert. Nur hätten manche Nebenbemerkungen mit minderer Weitläufigkeit angebracht werden sollen; z. B. die Reflexionen über das Benehmen der Einwohner Bethlehems bey der Ankunft Noomis und Ruths. Auf die naive Verwechselung der Mädchen mit Knaben oder Knechten, die Noomi mit vieler Feinheit wieder gut zu machen sucht, (K. 2, 21.) hatte schon Hr. Prof. Augusti in seinen Memorabilien des Orients, S. 90. f. aufmerksam gemacht. Auch unser Verf. thut dieses, und fügt noch die Vermuthung hinzu: „die Moabitische Ruth habe die hebräische Sprache wohl nur noch unvollkommen verstanden, und daher zwey sehr ähnliche Worte: hanearim und hanearoth, mit einander verwechselt." Auf jeden Fall wäre dieß doch bloß ein naiver Einfall des Verfs. des schö-

auf die nicht zu verkennende Absicht einer Beweisführung hin, daß der allgeliebte David aus einer Familie abstamme, die sich vor allen andern durch Religiosität und Rechtschaffenheit auszeichnete.

II. Rebekka, die Tochter Bethuels, 1 Mos. 24—27. Zwey Scenen aus dem Leben Rebekka's werden hier ausführlich geschildert. In der ersten erscheint sie allerdings von einer liebenswürdigen Seite. Gelegentlich wird gegen unsere Töchter edler Herkunft deklamirt. Die Glückwünschungs-Worte der Verwandten der Rebekka: „du bist unsre Schwester, wachse in viel tausendmal tausend, u. s. w." hält der Verf. für Bruchstücke aus dem ältesten Hochzeits-Gesange, den wir haben, und der sich in einem Volksliede erhalten habe. Einen ähnlichen Hymenäus stimmten die Einwohner von Bethlehem bey der Vermählung des Boas und der Ruth an. B. Ruth 4, 11. 12. Einige für die damalige Zeit zu empfindsam ausgemalte Scenen abgerechnet, hat der Verf. recht gut erzählt. In der zweiten Scene, da Rebekka ihrer ältesten Sohn um die Vorzüge der Erstgeburt betrügen half, erscheint sie von keiner vortheilhaften Seite. Auffallend war es uns, daß der Verf. 1 B. Mos. 49,

könne, erwägt er nicht. S. 113. ist bey den Worten: „der Geruch seiner Kleider" das Zeichen einer Anmerkung befindlich, die Anmerkung selbst aber vermißt man. Daß Jakob späterhin sein Unrecht eingesehen, und sich seines Betragens geschämt habe, scheint uns noch nicht aus seinem nachherigen demüthigen Betragen gegen Esau zu folgen; diese Demuth kann auch bloß aus Furcht vor Esau's Ahndung geflossen seyn. Die verkehrte Kinderzucht, die in Isaaks Hause statt fand, hat der Verf. mit Recht gerügt.

III. Die heroische Dichterin Deborah, Buch der Richt. K. 4. 5. Der Verf. sucht den Barak, S. 126. gegen den ihm gewöhnlich gemachten Vorwurf der Feigheit zu vertheidigen, und sagt, sein ganzes Benehmen verrathe viel Klugheit und reifliche Ueberlegung; die Begleitung der Deborah habe ihm zwar an und für sich nicht viel helfen können, aber ihre Gegenwart bey der Armee sey doch von großem Nutzen, wegen des Zutrauens, gewesen, das sie den Israeliten einflößte. Der schändliche, von Jael an Sissera begangene Meu-

griffe dem rauhen Heroen-Zeitalter der Hebräer nicht unterschieben. Den Siegsgesang selbst rückt der Verf. nach Herders schöner Uebersetzung ein. Eine Kritik darüber würde daher hier nicht am rechten Orte stehen.

IV. Jephtha's Tochter, ein Bild der edelsten Resignation. Buch der Richt. K. 11. Wenn wir in Jephthas Charakter eine seltene Mischung von Rohheit, Tapferkeit, Aberglauben und Religiosität wahrnehmen, so erscheint uns dagegen seine Tochter, deren ehrenwerthen Namen uns leider! die Geschichte nicht aufbewahrt hat, von einer einnehmenden Seite. Recens. stimmt der Meinung des Verfs vollkommen bey, wenn er glaubt, Jephtha habe seine Tochter wirklich geopfert. Der Zusatz des Erzählers: „er that ihr, wie er gelobt hatte, und die Erwähnung der eingeführten Sitte: „die Tochter Jephtha's jährlich vier Tage zu beklagen" lassen wohl keinen Zweifel übrig, daß Jephtha's Tochter wirklich als ein Opfer des religiösen Vorurtheils gefallen sey. Die Vermuthung anderer Ausleger, daß das Mädchen nur einer ewigen Jungfrauschaft geweiht worden, eine Art von Nonne geworden sey, oder im Dienste [?] des Hohenpriesters habe leben müssen, —

will, so bleibt die Aufopferung seiner Tochter immer eine Barbarey. — S. 160. äußert der Verf. folgende Vermuthung: „Wie? sagt er, wenn der spätere Erzähler Jephtha's Gelübde aus Absicht in diese Worte, wie wir sie lesen, eingekleidet hätte, um es so weniger anstößig zu machen? Die Schuld fiel dann mehr auf den Zufall, als auf Jephtha's Willen, und er konnte mehr der Unbesonnenheit, als der Grausamkeit wegen angeklagt werden." Jephtha soll nämlich daran gedacht haben, daß ihm seine Tochter, sein Liebstes, und nicht ein Thier, zuerst entgegen kommen würde. Der Tochter Jephtha's edle Hingebung wird mit Gefühl vom Verf. dargestellt. Zuletzt werden noch einige glückliche Parallelen zwischen ihr und Iphigenien, zwischen Chtonia, der Tochter des Erechtheus, und dem Sohne des Königes Idomeneus gezogen. Durch mehr Gedrängtheit im Vortrage würde diese Schrift, die übrigens ganz fließend geschrieben ist, noch mehr gewonnen haben.

Kl.

IX.

Bibliothek für Kritik und Exegese des neuen Testaments und älteste Christengeschichte. Herausgegeben von J. E. C. Schmidt, ord.

ord. Prof. der Theol. zu Gießen, und K. C. L. Schmidt, Pfarrer zu Willmerode in der Herrschaft Leiningen-Westerburg. Zweiten Bandes drittes Stück. 1801. Viertes Stück. 1802. Hadamar. In der neuen gelehrten Buchhandlung.

Das dritte Stück dieser schätzbaren Zeitschrift eröffnet eine Abhandlung über den Zweck der Stelle Röm. 7, 7—25. — Die paradox scheinende Behauptung (V. 5.), daß durch das Mosaische Gesetz Sünde erregt werde, räume der Apostel durch die Bemerkung hinweg, daß es eigentlich der Satan (denn dieser, als der Urheber der Sünde, sey unter αμαρτια V. 7 f. gemeint) sey, welcher davon die Gelegenheit entlehnt habe, die Menschen zur Sünde zu reizen. Nach jüdischen Begriffen nämlich habe vor der Promulgation des Mosaischen Gesetzes keine Kenntniß des Sittengesetzes, also auch keine Uebertretung desselben Statt gefunden. Bis dahin sey also auch der Satan unthätig gewesen. Nun aber habe er mit Erfolg nach der ihm zugestandenen Macht sündliche Begierden zum Unglück der Menschen erregen können. V. 7—11. V. 12. 13. enthalte

den sind, die kein Mosaisches Gesetz besitzen. Du solltest den Satan in seiner ganzen Abscheulichkeit kennen lernen. Von V. 14. an wolle der Apostel die Unzulänglichkeit des Mosaischen Gesetzes klar machen, und sodann zeigen, daß das Christenthum den Bedürfnissen der Menschen angemessener sey. Zuvörderst mahle er V. 14 f. den Zustand eines Menschen, der nach erlangter Kenntniß des göttlichen Willens dennoch zu schwach ist, sich von der Sünde loszureißen, wozu ihn der Satan immer zu verführen strebe. V. 16—19. sey als Einwurf zu fassen: „Wenn wider meinen Willen der Satan die Sünde nur durch mich vollbringen läßt, so habe ich keine Strafe zu befürchten.“ Vom 20sten Verse an antworte Paulus darauf: Daß eben durch jene Reizungen des Satans der Mensch oft verführt werde, vorsätzlich zu sündigen, dem Menschen selbst also die Sünde zugerechnet werden müsse. V. 24. mache Paulus sodann den Uebergang zu dem bessern Zustande des Christen. — So weit der Verf. Was das Charakteristische dieser neuen Erklärung betrift, so kann Rec. derselben nicht beistimmen. Er sieht keinen Grund, warum ἁμαρτια in einer nur möglichen, aber nicht (durch Sprachgebrauch) erwiesenen Bedeutung für den Satan genommen werden soll, da die Bedeutung: Hang zur Sünde, einen sehr guten zum Context passenden Sinn

giebt.

giebt. Auch glaubt er, daß, wer die ganze Stelle vom 14ten Verse an unbefangen lieset, V. 20 f. nicht eine Antwort auf einen vorausgegangenen Einwurf, sondern nichts als die dem Apostel so gewöhnliche Wiederholung derselben Gedanken mit etwas verändertem Ausdruck finden werde. Sonst sind einzelne Bemerkungen eingewebt, denen wir gern beipflichten. So wird gegen Hrn. Dr. Schleusner richtig erinnert, daß V. 14. νομος πνευματικος nicht seyn könne: qui efficit, vt homines sint pii; sondern nur das gesagt werden solle: es verlangt vollkommene Menschen. Auch ist es richtig bemerkt, daß V. 21. το καλον als Apposition von τον νομον genommen werden müsse, wie auch bereits von mehreren Auslegern diese Construktion empfohlen ist. —— S. 361. Einige Worte über Herder's Hypothese, den Ursprung der Evangelien betreffend, in s. Schrift von Gottes Sohn S. 301 f. — Sehr gut wird gezeigt, daß die ganze sinnreiche an dem Namen Evangelium hangende Hypothese zur Erklärung der Uebereinstimmung unsrer drey ersten Canonischen Evangelien nicht zureiche, und man vielmehr genöthiget sey, eine ihnen gemeinschaftliche schriftliche Grundlage anzunehmen. — S. 365. Kritische Bemerkungen über das Evangelium des Lucas nach dem Marcion und der katholischen Recension. Diese Bemerkungen

 wer-

werden im vierten Stücke S. 563. fortgesetzt. Der Verf. erinnert, daß er zwar, wie schon aus seinem Handbuch der Kirchengeschichte bekannt ist, seine Meinung in Ansehung des Marcion'schen Evangelii geändert habe, und es jetzt nicht mehr für das Evangelium des Lucas nach einer andern Recension, sondern für ein davon unabhängiges besonderes Evangelium halte. Indessen habe er die Ueberschrift beibehalten. Die Absicht dieser Bemerkungen sey nicht bloß, das Verhältniß zwischen den beiden Evangelien auszumitteln, sondern vielmehr den Inhalt derselben, so wie sie in Tertullian's Händen waren, so genau als möglich festzusetzen. Der Verf. wünscht dabey, diese Bemerkungen nicht eher beurtheilt zu sehen, als bis sie vollendet sind, daher wir auch unser Urtheil darüber bis dahin suspendiren wollen. — S. 378. Bemerkungen über einige Stellen der Gothischen Uebersetzung des N. Testaments. Ein Nachtrag zu der Recension von Knittel's Bemerkungen über Ulphilas Uebersezzung, Biblioth. B. II. St. 2. S. 287. — S. 380. Bemerkungen über die beiden Briefe an die Thessalonicher. Es mußte auffallen, daß

Christi als ganz nahe bevorstehend darstelle. Nachdem der Verf. mehrere Hypothesen, auf die man bey diesem, wie er glaubt, offenbaren Widerspruche fallen könne, angeführt hat, bleibt er endlich dabey stehen, daß wohl der zweite Brief, oder vielmehr nur der Abschnitt K. 2, 1—12., welcher jene befremdende Warnung und die damit verbundenen, in allen Paulinischen Schriften nichts ähnliches habenden, Träumereien über den Antichrist enthält, von einer fremden Hand, etwa von einer zum Montanismus sich hinneigenden Partey, untergeschoben seyn möchte. Der 13te Vers des 2ten Kap. schließe sich ganz bequem an Kap. 1, 12. an. — S. 386. Ueber das Evangelium des Johannes. Von K. Ch. L. Schmidt. Nach der in neuern Zeiten von mehreren Exegeten erhobenen und von dem Hrn. Vf. wiederholten Klage, daß man von dogmatischen Voraussetzungen, Autorität u. s. w. geblendet, bisher wenig in den Geist des Evangelisten Johannes eingedrungen sey, und in demselben leider zu viel gesucht und gefunden habe, erklärt der Hr. Verf. seinen Entschluß, eine Reihe von Erklärungsversuchen über die schwersten Stücke im Evangelio Johannis in dieser Bibliothek zur Prüfung und Untersuchung aufzustel-

vorausgeschickten Bemerkungen über die verschiedenen damaligen Vorstellungen vom Messias, besonders die der neutestamentlichen Schriftsteller, wird S. 394. der Zweck der ganzen Rede Jesu darein gesetzt, dem Volke die pharisäischen Messiasideen aus dem Kopfe zu bringen, und den edleren Vorstellungsarten von einem für die Sünden des Volks leidenden und sterbenden Messias Eingang zu verschaffen. [Wie uns dünkt, ist der Gesichtspunkt von dem Hrn. Vf. zu einseitig gefaßt. V. 26—51. will Jesus, so viel wir sehen, dem aus einer niedrigen Absicht ihn aufsuchenden Volke begreiflich machen, daß es der herzlichen Anhänglichkeit an seine Lehre, als eine göttliche Lehre, bedürfe, wenn sie wahrhaft glückliche Menschen werden wollten. Vom 51sten V. an läßt er dann, vielleicht zum ersten Mal, einige Winke von dem ihm bevorstehenden heilbringenden Tode fallen.] Von den Erklärungen der einzelnen Verse können wir nur noch einiges ausheben. V. 26. soll den Sinn haben: Wunder ziehen Euch nicht zu mir, sondern die Produkte derselben, d. i. Wunder allein sättigen Euch nicht, sondern der Genuß desjenigen, das aus den Wundern hervorgegangen ist, d. h.

Der Text sagt nichts weiter, als: Ihr sucht mich auf, nicht weil ihr Beweise (meiner Messiaswürde) gesehen, sondern weil ihr euch bey mir in Brod satt geessen habt. — V. 36. soll das: Ich habe es euch gesagt (ειπον ὑμιν), daß ihr mich gesehen habt, und doch nicht glaubet, bisher ein crux interpretum gewesen seyn. Der Hr. Vf. glaubt zuerst die Entdeckung gemacht zu haben, daß Jesus (nach seiner Erklärung) dieß bereits V. 26. gesagt habe. — Aber viel natürlicher ist es, den Sinn so zu fassen: „Ich muß euch sagen, ob ihr mich gleich mit Augen seht" u. s. w. Den Zusammenhang zwischen V. 36. 37., wie ihn der Hr. Vf. bestimmt, wird man ebenfalls sehr gezwungen finden, V. 39. 40. wird αναςησω — im eigentlichen Sinn von der Auferweckung am letzten Welttage genommen. V. 44. wird das εαν μη ὁ πατηρ — ἑλκυσῃ αυτον erklärt: Wenn ihn der Vater nicht gleichsam mit Gewalt dazu ziehe, d. i. der Zutritt zu mir ist für Juden und Heiden mit solchen Schwierigkeiten verbunden, daß Gott ganz außerordentliche Mittel anwenden muß, um sie dazu zu bringen. Er muß sie gleichsam schulmeistern. Diesen letztern Ausdruck findet der Hr. Vf. hier

und besserer Mensch zu werden), wird mein Schüler werden!" — V. 51. soll klar beweisen, daß unter ἄρτος im ganzen Kapitel nicht Jesu Lehre, sondern sein Tod zu verstehen sey. Dieß leuchtet uns gar nicht ein. Kann nicht dasselbe Bild des Brods von diesem Verse an etwas anders gewandt werden? Und noch mehr: was hindert, den Sinn der Worte so zu fassen: Eine Hauptlehre meines ganzen Unterrichts ist noch die, daß ich zum Beßten der Welt sterben werde? Der 63ste Vers steht ganz und gar nicht entgegen. Nach unsrer Meinung will Jesus dort nichts weiter sagen, als daß alles, was er bisher gesprochen hatte, nicht körperlich, sondern geistig, nicht vom natürlichen Essen und Trinken, sondern vom geistigen Genuß des Guten, das er als Lehrer, Heiland und Beglücker geben könne, und geben wolle, zu verstehen sey. Diese Erklärung ist viel leichter und dem Zusammenhange gemäßer, als die, welche der Hr. Vf. mit folgenden Worten giebt: „Die rechte Einsicht, warum und wozu ich sterbe (die höhere Erleuchtung) ist es, welche eine geistige und moralische Belebung giebt. Mein Tod an sich (ohne diese

mit dem Nikodemus gehabt. Dieser sey schon wirklich ein Schüler Jesu gewesen, der sich im Stillen zu ihm bekannt habe, und habe wahrscheinlich zu der kleinern Partey derjenigen gehört, welche die edlere Vorstellung von einem leidenden und sterbenden Messias gehabt hätten, welche denn in der Schule Jesu noch mehr veredelt und erweitert worden. Die Ausführung des Plans Jesu habe ihm nur noch zu frühzeitig, zu wenig vorbereitet geschienen, und manches in den Förderungen Jesu übertrieben. Er habe dem Erlöser nur seine Zweifel und Bedenklichkeiten vorlegen, und ihn dahin bringen wollen, eines und das andere in seinem Plane zu modificiren, sich von der gegenwärtigen Generation nicht zu viel zu versprechen, etwas langsamer und kälter zu Werke zu gehen, u. s. w. — Der 4te Vers soll den Sinn haben: Du verlangst zu viel. Die Menschen sollen ihre jüdischen Vorurtheile, Irrthümer und irdischen Erwartungen, womit sie aufgewachsen, und die gleichsam ihre andere Natur geworden sind, aufgeben, und edlere Vorstellungen dafür annehmen. — [Das ist wahrlich von solchen irdischen Menschen zu viel gefordert.] — V. 7. 8. Die Umkehrung zu einem

Die höhere Erleuchtung zeigt sich überall, ohne sich an einen Ort oder an ein Volk zu binden. — V. 9. beziehe sich auf V. 7. Jesus aber, um den Nikodemus ein wenig aufzuziehen [??], fahre V. 10. so fort, als wenn Nikodemus das V. 8. gesagte wirklich verstanden habe und fragen wolle: Wie ists möglich, daß sogar auch Heiden des Reiches Gottes theilhaftig werden können? Aus den Propheten, wolle er sagen, müßtest du es ja wissen, daß auch die Heiden an dem Reiche Gottes theilnehmen werden. [Daß hier manches in den Text hineingetragen werde, was nicht in demselben liegt, brauchen wir kaum zu erinnern. Der Ausleger der biblischen Urkunden muß sich wohl hüten, daß er nicht, statt zu erklären, zu rathen anfange, nicht aus einem Ausleger einer Schrift des Alterthums ein Seher werde.] Bei'm 13ten Verse wird die Meinung bestritten, als ob Jesus habe sagen wollen: Bloß ich als der Messias bin im Besitze der höheren Erleuchtung, habe sie gleichsam vom Himmel geholt u. s. w. Vielmehr wolle er nur sagen, daß er durch weiteres Forschen, Reflectiren und Nachdenken über sich selbst zu richtigeren Begriffen gelangt sey, so wie alle, die mit ihm gleiche Wege betreten, ebenfalls dazu gelangen würden. — So beliebt solche Erklärungen

ουρανου καταβας, ὁ ανωθεν ερχομενος, ὁ ων εξ ουρανου u. s. w. werden doch von keinem andern als von Christo gebraucht, und wie zahlreich sind nicht die durch keine exegetischen Künste wegzubringenden Stellen, in welchen er sich Eigenschaften beilegt, die keinem Sterblichen zukommen. — V. 16—21. sollen nicht Worte Christi, sondern Worte Johannis seyn. — S. 449. Bemerkungen über zwey Stellen des Briefes an die Galater, von J. E. C. Schmidt. 1) Ueber Gal. 2, 3—5. Auch der sel. Koppe hatte in der zweiten Auflage seines Commentars, nach Semler's und Griesbach's Vorgang, die Worte οἱς ουδε V. 4. für unächt erklärt, und alles zusammengedrängt, was dieser Meinung einige Wahrscheinlichkeit geben kann. Hr. Prof. Schmidt vertheidigt dagegen die Aechtheit derselben. Die Auslassung des Worts ουδε lasse sich leicht daraus erklären, daß Tertullian, in dessen Handschrift dasselbe, vielleicht durch einen bloßen Schreibfehler nicht gestanden, dieß Wort in den Ruf eines von Marcion herrührenden Zusatzes brachte. — Die Worte ἱνα ἡ αληθεια του ευαγγελιου διαμεινη προς ὑμας V. 5. wären dagegen entscheidend für die Aechtheit der gewöhnlichen Leseart. Denn diese setzten voraus, daß Paulus vorher gesagt hätte, er habe nicht nachgegeben. Auch der in Antiochien wirklich entstandene Streit bestätige sie. — 2) Ueber Gal. 2, 19.

der herrschenden Erklärung, nach welcher man unter dem erstern νομος das Christenthum verstehe, stehe entgegen, daß Paulus sonst nirgends die christliche Lehre schlechthin νομον, sondern nur einmal νομον πιςεως nenne, Röm. 3, 27. Der Sinn sey vielmehr: durch das Mosaische Gesetz, oder in Gemäßheit des Mosaischen Gesetzes bin ich demselben entstorben, d. i. hört meine Verbindlichkeit dasselbe zu beobachten auf. Die Behauptung, daß das Mosaische Gesetz selbst einen Grund zu der Annahme enthalte, dasselbe sey für die Christen nicht verbindlich, sey ganz der Denkart der Apostel gemäß; vgl. Röm. 7, 1 f. Auch zeige der Zusammenhang, daß hier dem Apostel derselbe Gedanke vorgeschwebt habe. — S. 457. Euangelium natiuitatis Iesu. Unter dieser Aufschrift liefert ein Ungenannter einen neuen Versuch, die Umstände der Geburt Jesu, so wie die Ueberzeugung der Maria, daß ihr Kind der sehnlichst gehoffte Retter, der Meßias sey, natürlich zu erklären. Einen Auszug leidet dieser Aufsatz nicht wohl, und wir müssen ihn daher zum eigenen Nachlesen überlassen. Nur die einzige Bemerkung wollen wir ausheben, daß die achtende Scheu, mit welcher das Kind Jesus von seinen Eltern behandelt worden, die Quelle

Prof. Schmidt sehr wohl, daß die Annahme des Verf. jenes Aufsatzes, daß der Schamai des Josephus und der Rabbinen mit Simeon Luc. 2, 25 f. einerley Person sey, sehr unwahrscheinlich sey. Schon das ist dagegen, daß beide Namen ganz verschieden geschrieben werden, jener שמאי, dieser שמעון. S. 467. Kritische Bemerkungen über 2 Kor. I. II. von J. E. C. Schmidt. Man wird diese Bemerkungen, bey welchen der Hr. Verf. auch die Birch'sche Variantensammlung genutzt hat, im Ganzen sehr richtig und treffend finden. Nur in einigen Stellen würde Rec. anders urtheilen. So scheint ihm z. B. die vom Hrn. Vf. K. 1, 20. wegen des Uebergewichts der äußern Zeugen vorgezogene Lesart διο και δι' αυτου bloß eine Erklärung der gewöhnlichen, nach innern Gründen richtigeren Lesart και εν αυτῳ zu seyn. S. 474. Miscellen. — Eine fortgesetzte Nachricht der schon im ersten B. dieser Bibliothek S. 182. erwähnten pragmatischen Geschichte der neuesten Franken-Revolution aus den ältesten Urkunden göttlicher Offenbarungen, der Propheten Daniel und Johannes ꝛc. ꝛc. vom Hrn. P. Steingäßer in Hundsaugen.

andere: Evangelium der Kindheit Jesu, arabisch und lateinisch von Sike edirt. Beide stehen auch (das Sike'sche nach der lateinischen Uebersetzung) in Fabricii Cod. Apocrypho N. T. Tenzel in seinen monatlichen Unterhaltungen vom J. 1697. gab noch von einem andern teutschen gereimten Evangelio Nachricht. Eine vom Cotelerius ad Constitut. App. VI, 17. p. 346. ed. Clerici [Es sollte heißen VI, 16. p. 349.] ertheilte Notiz scheint auf ein von allen diesen noch verschiedenes obgleich verwandtes Evangelium der Kindheit Jesu zu führen. Der Verf. war so glücklich, in einer Handschrift, betitelt: de natiuitate, conuersatione et morte b. virginis gloriosae, welche aus der von Senkenberg'schen Bibliothek an die Universität Gießen gekommen ist, einige Fragmente eines lateinischen Evangelii der Kindheit Jesu zu entdecken, die vielleicht aus der vom Cotelerius erwähnten Schrift geschöpft sind. Diese Fragmente hat er hier abdrucken lassen, die verwandten Erzählungen aus dem griechischen und arabischen Evangelium nach der lateinischen Uebersetzung gegenüber gestellt, auch einige verwandte Stellen aus dem teutschen gereimten Evangelio beigefügt. S. 504. Ueber

gebe, das eine, welches Wagenseil in s. telis igneis Satanae, Altorf. 1681. 4. abdrucken lassen, das andre unter dem Titel: historia Jeschuae Nazareni von I. I. Huldrich L. B. 1703. 8. edirt. Es sind wirklich zwey verschiedene Erzählungen über einen und denselben Gegenstand, die nur selten etwas gemein haben. Zum Beweise hat der Verf. den Anfang jeder Erzählung im Auszuge hingesetzt. — S. 508. Nachricht über eine Handschrift vom Evangelio des Nikodemus. Sie ist aus der Senkenberg'ischen Büchersammlung, wahrscheinlich im 14ten Jahrh. geschrieben, voller Schreibfehler, und giebt nur einige unbedeutende Varianten. Nur am Anfange und Ende findet sich eine Abweichung, die hier von dem Verf. bemerklich gemacht wird. S. 512. Ueber Sadducäismus und Pharisäismus, oder über den Glauben an Vergeltung, Auferstehung und Unsterblichkeit bey den Juden, vom Hrn. Pastor Schmidt. Die Sadducäer hätten ihren Namen vom Saddok, ohne daß dieser gerade der Urheber dieser Schule gewesen. Der Sache nach sey der Sadducäismus so alt, als der Glaube an Vergeltung in diesem Leben. Die Stammväter der Hebräer bis auf Mose, und so weiter herab, als man die Vergeltung bloß auf dieses Leben beschränkt habe, d. i. bis auf die Zeiten des Exils, wären der Sache nach Sadducäer gewesen. Die Stellen 5 B. Mos.

18, 11.

18, 11. 1 Sam. 28. stünden nicht entgegen. Das Hinüberschwärmen der Phantasie über das Grab hinaus sey bloßer Dichterflug gewesen, der nur von Betrügern und Nekromanten zur Täuschung der Einfältigen gemißbraucht worden. Aus dem Buche Koheleth, welches noch vor der Zeit des Exils geschrieben worden, sehe man freilich, daß einige schon angefangen hätten, die Vergeltung in ein anderes Leben zu verlegen. Aber der Verf. bestreite ausdrücklich diesen Glauben an Fortdauer nach dem Tode, K. 3. Erst im Exil, wo die Hebräer so manches aus der Chaldäischen Philosophie und Theologie in die ihrige aufgenommen, habe sich auch der Glaube an Vergeltung über das Grab hinaus bey ihnen entwickelt, und bey ihren grobsinnlichen Ideen habe sich natürlich die Idee von einer Wiederauferstehung des Körpers damit verbunden, welche sie denn an das Ideal des Messias angeknüpft hätten. Diese Vorstellungsart nun, womit man im Exil bekannt geworden, habe Spaltungen hervorgebracht. Ein Theil sey dem ältern Glauben treu geblieben, und habe von Vergeltung nach dem Tode und von Körperauferstehung nichts wissen wollen, weil Mose nichts davon gewußt. Die andern hätten die chaldäische Grille mit der jüdischen Theologie zu vereinigen gesucht, den Glau-

durch erkünstelte Interpretation dem mangelhaft befundenen Mosaischen Gesetze nachgeholfen, und davon den Namen Pharisäer, d. i. Erklärer, Ausleger, erhalten. Eigentlich wären diese die Neologen, und die andere, späterhin Sadducäer genannte Parten, die Orthodoxen gewesen. Die Pharisäer aber hätten sich den Titel der Rechtgläubigen zu vindiciren gewußt, indem sie den Sadducäern den Namen der Ketzer und Neologen untergeschoben. Zu den Zeiten Jesu wäre die pharisäische Partey beinahe die allgemeinherrschende gewesen, und späterhin sey der pharisäische Glaube von Auferstehung und Vergeltung durchgängig angenommen. Die bestimmtere Auseinandersetzung des Lehrbegriffs beider Parteyen verspricht Hr. Vf. nächstens, so weit die Quellen reichen, zu liefern. Bis dahin wollen wir daher auch unser Urtheil über die, in der Hauptsache gar nicht neuen, Behauptungen des Hrn. Verfs versparen. — S. 536. Versuch über die Auferstehung Jesu. Der Verf. möchte seine Leser gern überreden, daß das Ganze der angeblichen Auferstehung Jesu sich auf das einfache Faktum reducire, daß sein Leichnam am dritten Tage nicht mehr im Grabe war, wel-

die Weiber, die zum Grabe kamen, sonst gesehen und gehört haben wollten, sey wahrscheinlich ein bloßes Phantom gewesen. Erst später habe man auf die Erzählung dieser und jener, die in manchen Erscheinungen Jesum gesehen zu haben glaubten, fortgebaut. Daß hier besonders die bekannten Differenzen in den Erzählungen der Evangelisten in Anschlag gebracht werden, versteht sich von selbst. Darauf, daß manche derselben, z. B. das σκοτιας ετι ουσης, Joh. 20, 1. und ανατειλαντος του ἡλιου Marc. 16, 2. sich, wenn man auf die Sprache des gemeinen Lebens sieht, vollkommen ausgleichen lassen, ist keine Rücksicht genommen, noch weniger darauf, daß ein sonst hinlänglich beglaubigtes Faktum durch Differenzen verschiedener Referenten in den einzelnen Umständen ganz und gar nicht ungewiß wird. Die Erzählung von den Emauntischen Jüngern bei'm Lukas soll eine erst später aufgebrachte Sage seyn, den Docetismus zu unterstützen, und Lukas noch eine andre Erscheinung hinzugesetzt haben, den Docetismus zu vernichten. [??] Mit Johannes wird der Verf. eben so bald fertig. Alles nämlich, was Joh. 20, 11. bis

selbst (in der Phantasie) hatte. Selbst das Wörtchen επανω V. 6. führe darauf. Der Verf. versteht dieß nämlich so: Jesus erschien den 500 Brüdern in der Höhe, in den Wolken schwebend. [?] — S. 552. Ueber das canonische Evangelium des Matthäus, von J. E. C. Schmidt. Es sey wahrscheinlich, daß die beiden ersten Kapitel, welche Nachrichten enthalten, die in keinem der andern canonischen Evangelien vorkommen, ursprünglich eine besondere kleine Schrift gewesen, welche nachher dem Evangelio des Matthäus vorgesetzt worden. Wenn man den alten Schriftstellern gemäß unser Evangelium des Matthäus als eine Uebersetzung aus dem Hebräischen betrachte, so sey es am natürlichsten anzunehmen, daß der unbekannte Uebersetzer selbst diesen Aufsatz dem Matthäischen Evangelio vorgesetzt habe. Dieß vorausgesetzt dürfe es nun nicht weiter befremden, daß unser canonisches Evangelium nie anders als in Verbindung mit diesen beiden ersten Kapiteln vorkomme. Vermuthlich habe schon der Uebersetzer den Matthäus für den Verfasser gehalten. Wenn man übrigens die Nachrichten des Protevangeliums und des Justinus M. in s. dialogo cum Tryphone vergleiche, so scheine diese kleine Schrift schon vor-

zogenen Dialog des Justin vorkommenden Nachrichten. S. 563. Kritische Bemerkungen über das Evangelium des Lukas nach dem Marcion und der katholischen Recension. S. oben. — S. 574. Ueber eine Stelle in Tacit. Annal. XV, 44. vom Hrn. Pastor Schmidt. Der Hr. Verf. zeigt recht gut, wie unwahrscheinlich es sey, wenn man hinter (primo correpti qui) fatebantur — ergänzen wollte: (die, welche bekannten) daß sie den Brand angelegt hätten. Der Sinn sey vielmehr: die, welche sich zum Christenthum bekannten, vgl. Plin. Epp. X, 97. 98. — Neu ist diese, wie wir glauben, allein richtige Erklärung nicht. Mehrere Ausleger, namentlich auch Bahrdt in s. Uebersetzung des Tacitus haben sie schon. — S. 582. Einige Anmerkungen zu dem in teutschen Reimen verfaßten Evangelio der Kindheit Jesu (s. oben S. 496. f.) von Hrn. Pastor Schmidt. — S. 587. Miscellen. — In einer Beilage S. 605. wird noch von dem Herausgeber dieser Bibliothek auf einige neuere merkwürdige Schriften katholischer Gelehrten aufmerksam gemacht.

— u — n —

X.

Sam. Frid. Nathan. Mori, Theologi quondam Lipsiensis, super Hermeneutica N. T. Acroases Academicae. Editioni aptavit, praefatione et additamentis instruxit Henr. Carol. Abr. Eichstaedt, Consiliar. aul. et Philos. Professor Publ. Ord. in Acad. Ienensi. Volum. II. Lips. 1802. 340 S. gr. 8.

Da zwischen dem Abdruck des ersten Theils dieses Werkes, welcher im Jahre 1798. ausgegeben wurde, und der Erscheinung dieses Theils fast ein Zeitraum von fünf Jahren verflossen ist, so werden gewiß mehrere Schüler und Verehrer des sel. Morus diese Verzögerung ungern gesehen haben. Allein so wie eine sehr wichtige Amts- und Ortsveränderung und andere literarische Arbeiten den Hrn. Herausgeber bey jedem Billigdenkenden wegen dieser Verzögerung vollkommen entschuldigen und rechtfertigen werden, so hat auch durch sie dieser Theil sehr an Vollkommenheit gewonnen, und in einem noch höhern Grade gilt von diesem das günstige Urtheil, welches wir in diesen Blättern von dem ersten Theile mit voller Ueberzeugung gefällt haben. In den Erläuterungen des sel. Morus, so wie in den beträchtlichen Zusätzen

des Hrn. Herausgebers, findet man überall unverkennbare Spuren eines ausgebildeten Geschmacks im Auslegen, einer ausgebreiteten Sprachgelehrsamkeit, belehrende Winke, glückliche Erklärungen und schätzbare Notizen, die dieses Werk für den Anfänger unentbehrlich und für den Gelehrten nützlich machen. In diesem Theil wird der erste bloß exegetische Abschnitt des Ernestischen Interpretis N. T. bis auf einige Untersuchungen über die historische und moralische Interpretation beendiget; es läßt sich also nicht bestimmen, wie stark das ganze Werk werden wird, da noch der ganze historische und kritische Abschnitt zu bearbeiten übrig ist. Vielleicht kann und wird die Stärke dieses Werks dadurch vermindert werden, daß der Hr. Hofr. Eichst. den so glücklichen Entschluß gefaßt hat, seine eignen Meditationen über die Hermeneutik nach Vollendung des ganzen Werkes unter dem Titel: Commentationes hermeneuticae, herauszugeben, dessen Erscheinung wir begierig entgegen sehen. Die hermeneutischen Gegenstände übrigens, über die die Leser in diesem Theile die nöthige Auskunft und die schätzbarsten Belehrungen finden, sind folgende vier: de compositione

geschalteten Bemerkung auch Tychonius Afer erwähnt, der unter dem Kaiser Theodosius lebte. Allein aus guten Gründen haben sowohl Ernesti als Morus auf ihn keine Rücksicht genommen, da er durch die von ihm bekannten septem regulas interpretandi eher einen Platz unter den Schriftstellern über biblische Hermeneutik zu verdienen scheint.

—u—r.

Nachtrag des Herausgebers.

Unter den beträchtlichen Zusätzen des Hrn. Herausgebers wollen wir hier nur auf die größern aufmerksam machen. — S. 5. über einige Enantiophanien des N. T. S. 52. über die fabelhafte Erzählung des Aristeas vom Ursprung der LXX. S. 56 ff. über den wahren Ursprung der alexandrinischen Uebersetzung. S. 71. Einige Uebersetzungsarten des Alexandriners in Beziehung auf das N. T. S. 102. über den kritischen Gebrauch der LXX. S. 104. von den Recensionen der LXX. S. 111 ff.

dischen Schriften für das N. T. S. 170 f. über die Erläuterung des N. T. aus jüdischen Meinungen. S. 185 ff. über den Josephus und seine Schreibart. S. 198. über den exegetischen Gebrauch des Philo. S. 227. über die allegorische Bibelerklärung. S. 231. über den Origenes. S. 241. über den Chrysostomus. S. 244. über den Theodoret. S. 246. über den Theophylakt. S. 249. über den Euthymius Zigaben. S. 252. über die Catenen. S. 256. über das Allegorisiren unter den Christen. S. 267. über Augustin. — Doch sind diese größern Zusätze sowohl als die kleinern meist nur literärisch, den schönen Excurs über den Josephus S. 185 ff. und etliche wenige andere ausgenommen. So schätzbar aber diese Literarnotizen für den Anfänger sind, so wären gewiß eigne gründliche Untersuchungen über die angeführten Gegenstände vom Hrn. Herausgeber, so wie sie der sel. Morus in diesen Akroasen zu liefern pflegte, dem Geübtern noch weit willkommener gewesen. Doch wäre freilich dadurch dieses schätzbare hermeneutische Werk noch bändereicher geworden. Und vielleicht dürfen wir diese vermißten gründlichen Untersuchungen noch in der Folge in den versprochenen Commentatt. hermeneuticis vom Hrn. Herausgeber erwarten.

XI.

Neuer kritischer Kommentar über das Neue Testament von D. Johann Otto Thieß. (Mit dem Motto: Ουδεις δε επιβαλλει επιβλημα ρακους αγναφου επι ἱματιῳ παλαιῳ· κ. τ. λ. Matth. IX, 16.) Erster Band. Das Evangelium der Apostel und Jesus. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung. 1804. 543 S. gr. 8.

Bey der ungeheuern Menge von Commentaren über das N. T., die wir schon in allen möglichen Formen haben, möchte man wohl erschrecken, wenn ein neuer zum Vorschein kommt. Allein wenn er nur keine bloße Finanzspeculation ist, einen guten Plan hat, Lücken ausfüllt und von einem sachverständigen und sprachkundigen Manne herkommt, so ist er nichts weniger, als überflüssig. Der Commentare über die Bibel überhaupt haben wir wohl zu viele; denn die meisten sind unbrauchbar: aber solcher Commentare, die jetzt noch brauchbar oder gar Bedürfniß für unser Zeitalter sind, haben wir noch immer zu wenig. Die biblische Exegese hat bekanntlich in neuern Zeiten einen solchen Umschwung erhalten, daß wir von ältern Commentaren beinahe keinen andern, als bloß historischen und literarischen Gebrauch mehr machen

machen können. Es ist daher schon ein Verdienst, bloß die zerstreueten Materialien neuerer Exegeten zu sammeln und zu ordnen; ein noch größeres aber, diese neuen Ansichten mit einer nüchternen Kritik zu begleiten und neue Aussichten in der Exegese zu öffnen. Eine solche zeitgemäße Behandlung des N. T. ist um so nothwendiger, je mehr das Ansehen der Bibel durch die frühern exegetischen Arbeiten in unsern Tagen verloren hat. Man gieng in diesen ältern Commentaren von einem dogmatischen Gesichtspunkte aus, der in unsern Tagen mehr Widerwillen gegen diese Schriften erweckt, als ihr Ansehen zu unterstützen vermag. Und wenn sich nicht aufgeklärte Bibelfreunde gefunden hätten, welche den Geist der Bibel vom Buchstaben unterschieden, so wäre es unter denkenden Männern, besonders in Teutschland, bald dahin gekommen, daß man selbst das Neue Testament als eine alte unbrauchbare Reliquie ganz bey Seite gelegt hätte. Aber wenn man nur die Zeitideen von dem bleibenden Geiste des Christenthums, und selbst den Standort Jesu von dem Gesichtspunkte seiner Apostel gehörig zu unterscheiden weiß, wozu besonders Eichhorn in neuern Zeiten so treflich vorgearbeitet hat, so be-

denkenden Wahrheitsfreunden als ehrwürdige Urkunde der christlichen Religion ihr verdientes Ansehen.

In diesem freiern und edlern Geiste unsers Zeitalters haben wir zwar einen treflichen Commentar über die Evangelien von Hrn. CR. Paulus erhalten (dessen neue Ausgabe und Fortsezzung wir in den nächsten Stücken dieses Journals anzeigen wollen), der auch für die künftigen Exegeten eine reiche Fundgrube bleiben wird; allein seine ganze Anlage ist von der Art, daß noch mehrere in den Zeitgeist eingreifende Commentare gar wohl neben ihm bestehen können. Nicht nur ist darin zu wenig auf exegetische Literatur Rücksicht genommen, sondern bey dem originellen Gange seines Verfassers fehlt es auch nicht an mancherley Hypothesen, Erklärungen und Ansichten, welche dem prüfenden Blicke des kritischen Schriftauslegers nicht entgehen können, und zu vielen neuen Erörterungen Stoff genug darbieten. — Der gegenwärtige Commentar des Hrn. D. Thieß, dessen Hauptverdienst in Kritik und Literatur der bisherigen biblischen Exegese besteht, ist daher nichts weniger, als überflüssig. Ja es ist sogar noch ein dritter Commentar über die Evan-

wozu Hr. Prof. Tychsen (in Göttingen) schon längst Hoffnung gemacht hat, da keiner von beiden Commentaren zur wahren interpretatio grammatica, die doch die erste Basis jeder Behandlung der Bibel seyn soll, geeignet ist, diese wenigstens in keinem von beiden hervorsticht. — Beide Commentare von Paulus und Thieß können also sehr gut neben einander bestehen: keiner schließt den andern aus, und beide machen gleichsam ein Ganzes. Paulus faßte einen historisch-philologischen und psychologischen Gesichtspunkt; Thieß einen historisch-kritischen und literarischen. Keiner von beiden genügt allein zur vollen Uebersicht des exegetischen Apparats; obgleich Paulus noch eher als Thieß. Doch ist bey diesem nicht zu übersehen, daß seinem kritischen Commentar noch ein andrer praktischer bey seiner Uebersetzung des N. T. zur Seite gehen soll, wo noch so manche Erläuterung gegeben werden wird, welche in jenem natürlich übergangen werden mußte, um nicht dasselbe zweimal zu sagen. Man wird hier auf so manche Nebenumstände, Beziehungen und Verhältnisse der Evangelien zum Urevangelium und unter einander aufmerksam gemacht, welche so

Erzählungen selbst. Bey der letztern erlaubt sich der Hr. Vf. mancherley Hypothesen und sehr freie Ansichten; und sein Buch könnte daher eben so gut ein skeptischer Commentar heißen, so wie wegen manches eingemischten bittern Tadels mancher neuen Erklärungen, besonders von Hrn. CR. Paulus, auf den oft ziemlich unfreundliche Seitenblikke geworfen werden, ein skoptischer Commentar. Es mag wohl seinen guten Nutzen haben, daß die unbedingten Lobpreisungen dieses Commentars, wovon Ankündigungen und Recensionen wiederhallten, etwas herabgestimmt werden: allein das muß doch immer aus reiner Wahrheitsliebe und ohne alle Bitterkeit geschehen, vielmehr mit voller Anerkennung der Gelehrsamkeit, des Scharfsinns und der großen literarischen Verdienste des Hrn. CR. Paulus. Und über Kleinigkeiten sollte man gelehrte Männer gar nicht bekriteln *). — Dagegen möchte mancher wieder bey Hrn. Dr. Thieß das Sententiöse, ja Geschraubte und Schwankende, kurz ein

*) Solche Mißhandlungen vollwichtiger Männer von Geist und Gelehrsamkeit, wie sie jetzt in manchen gelehrten Zeitungen Mode werden, könnte auch die traurige Folge haben, daß gerade die Männer, denen wir großen Dank schuldig sind, daß sie noch schreiben, (da so vie-

ein gewisses Helldunkel tadeln. Glaubt man einmal einen Gedanken desselben festzuhalten, so nimmt er uns wieder mit der andern Hand, was er uns mit der einen Hand zu geben schien. Allein ein Schriftsteller befriedigt gewiß immer mehr, selbst in dem Falle, daß er etwas Irriges behauptet, wenn er uns nur seine Meinung deutlich und bestimmt mit ihren Gründen sagt, als wenn er räthselhaft, wie ein Orakel, spricht, wo man am Ende doch nicht weiß, woran man ist. Schüchternheit ist man ja doch sonst nicht an dem Hrn. Verf. gewohnt, und selbst hart klingende Behauptungen sind nichts Seltenes in seinen übrigen Schriften. Wozu also das mysteriöse Dunkel? Ein Commentar soll uns die Gedanken des Schriftstellers aufklären. — Doch soll durch alle diese Ausstellungen dem wirklichen innern Gehalte dieses Thießischen Commentars nichts benommen werden, der sich hauptsächlich durch exegetische Kritik und Literatur sehr vortheilhaft auszeichnet. Nur ist er auch in diesem Punkte etwas ungleich gearbeitet. Die Literatur wird erst von der Mitte

des

des Commentars an, (ungefähr von S. 240. an) recht brauchbar, wo die Anmerkungen reichlicher fließen und auch mehrere Stellen anderer Ausleger excerpirt werden; aber vorn herein sind theils weniger Ausleger angeführt, theils erfährt man nicht, warum sie angeführt werden; und die Anführungen sind nur dem verständlich, der die Bücher selbst besitzt und schon weiß, was sie enthalten. Allein gerade als Fortsetzung von Wolf's Curis, (nur freilich im neuern Geschmacke) kann dieser Commentar am meisten Anspruch auf den Dank des theologischen Publikums machen. Wenn also dieser Commentar recht nützlich, als literarisches und kritisches Werk, hätte werden sollen, (so ohngefähr wie die Scholia in V. T. vom Hrn. Prof. Rosenmüller) so müßte dieser 1ste Band durch mehrere Excerpte um die Hälfte größer seyn, als er ist. So aber findet man oft nur Anspielungen und Winke, die zwar Rec., aber nicht jeder andre, dem doch dieses Werk nützlich werden sollte, versteht. Auch folgen die Anmerkungen, besonders in der 2ten Hälfte des Buchs, wo sie zahlreicher werden, nicht in der beßten Ordnung auf einander; sondern man muß oft diejenigen, die zusammen gehören, aus mehrern Nummern zusammensuchen. Zu manchen Erklärungen sucht man auch die Kri-

den einzelnen Stellen nicht durchaus verglichen zu haben, sondern nur die neuesten, besonders Hrn. Paulus; die übrigen Citate hingegen scheinen nach ältern Collectaneen beigefügt worden zu seyn; denn zuweilen fließt die Literatur sehr reichlich, oft aber auch sehr sparsam. — Im Ganzen aber ist gewiß dieser Commentar wegen der freien Ansichten der evangelischen Geschichte und wegen der reichhaltigen Collectaneen sehr schätzbar. So viel von diesem Commentar im Allgemeinen! —

In der Einleitung erklärt sich der Hr. Verf. sowohl über die Quellen und den historischen Werth der Evangelien, als über den Plan dieses Commentars selbst. — Ueber das erste sind die Hauptgedanken des Hrn. Verfs folgende. Das Evangelium der Apostel war ursprünglich ihre Predigt von Christus. Zu schriftlichen Belehrungen hatten sie von ihrem Meister weder Anweisung, noch Auftrag erhalten. Doch gieng auch die Predigt vom moralischen Christus zuletzt in historische Schrift über. Nicht ohne äußere Veranlassung nahmen auch Apostel und Apostelschüler den Griffel zur Hand. In-

Bedürfniß entsprachen die apostolischen Hirten- und Cirkelbriefe, wobey das Evangelium als mündliche Predigt vorausgesetzt wurde. Als aber der historische Jesus wichtiger wurde, fiel man erst darauf, in dieser Historie das Evangelium selbst zu finden. Bruchstücke aller Art kamen zuerst zum Vorschein in hebräischer [aramäischer] Sprache. Daraus entstand ein Evangelium der Hebräer, das aber keine stehende Form hatte; jeder machte sich daraus sein eignes Repertorium; daher die vielfachen Recensionen desselben, und daraus die verschiedenen Namen und Texte bey den Kirchenvätern. Das Evangelium der Apostel geht (§.10.) als ein Evangelium der Hebräer aus dem Evangelium des Matthäus, Markus und Lukas hervor, ohne daß darum das Evangelium Jesus zurückbleibt. Allein dieses ist mit jenem zu sehr vermischt, als daß man nicht das Evangelium Johannis mit einer gewissen Vorliebe betrachten dürfte. Vergleichen wir die drey ersten Evangelien mit einander, so werden wir auf einen Urtext geleitet, der uns leicht auf die Idee eines Urevangeliums bringt. Indessen fehlt es uns, um diese Idee zu begründen, an hinlänglichen Daten. Dieß führt nun den Hrn. Verf. auf die einzelnen Evangelien. „Hält man die verschiedenen

man zu der, auch an sich wahrscheinlichen, Meinung veranlaßt, daß dieser ungleich kürzer gewesen sey, als er in den Nachbildungen erscheint, und daß sich der Interpret mancher Freiheiten bedient habe. — Lukas kannte unsern Matthäus nicht, auch nicht in der Ursprache, wohl aber den Urtext desselben, wenn auch nicht als ein Urevangelium. Damit verband er auch mündliche Tradition. [Daß der Hr. Verf. hier nur Königsmann's Progr. de fontibus commentariorum Lucae etc. anführt, nicht aber zugleich Hrn. Dr. Ziegler's Ideen über den wahrscheinlichen Ursprung der drey ersten Evangelien, im 4ten B. des neuest. theol. Journals, wundert uns.] Markus hat seine Nachrichten nicht aus Matthäus und Lukas zusammengesetzt, sondern aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft, ohne von diesen spätern Referenten etwas zu wissen. In der Materie ist er dem Urtexte am treuesten geblieben, in der Form aber am weitesten von ihm abgewichen. — Johannis Evangelium läßt keine Vergleichung mit den übrigen zu. [In alle diese Ideen hätte der Hr. Vf. sicher mehr Licht und Haltung bringen können, wenn ihm schon Eichhorn's Einleitung in das N. T. B. I. zur Hand gewesen

nicht vielleicht schon das Mscpt zu diesem Commentar an den Verleger abgegeben war, ehe ihm Marsh zu Gesichte kommen konnte †)]. „Eine unbefangene Gegeneinanderhaltung unsrer Evangelien lehrt uns die unvermeidlichen Mängel eines jeden kennen, denen so wenig durch die disharmonischen Versuche, eine harmonische Geschichte aus ihnen heraus, als durch die Bemühung, einen Plan in sie hinein zu bringen, abgeholfen werden kann. — — Tradition war mithin die Quelle der Evangelien, und über den Werth derselben entschied wieder Tradition.“ — Die mit der Tradition so lange verträgliche Dichtung gieng, von ihr verstoßen, ihren eignen Gang, und aus Historien wurden Fabeln. So entstanden die vielen apokryphischen Evangelien. — Dieß sind ohngefähr die Hauptideen des Hrn. Verfs über den Ursprung, das gegenseitige Verhältniß und die gehörige Würdigung der Evangelien. Seine Hauptabsicht bey diesem Commentar ist, Buchstaben und Geist sorgfältig von einander zu scheiden und die kalte Schriftsprache in den alles belebenden Hauch der moralischen Religion zu verwandeln. Der Commentar soll aus fünf Bänden bestehen. Der erste

und

†) Von beiden vollwichtigen Werken Marsh und Eich-

und zweite Band soll das Evangelium der Apostel und Jesus umfassen; der dritte Band die Geschichte der Apostel, die Reden und Schriften des Petrus, des Judas und des Jakobus; der vierte Band Paulus Geschichte, Reden und Schriften, und der fünfte Band Johannes Schriften. [Johannes Schriften sollten wohl höher hinauf gerückt seyn, und Paulus als christlicher Rabbi zuletzt stehen, ob er gleich tiefer in den Plan eingedrungen zu seyn scheint, als die übrigen Apostel.] — In diesem ersten Bande ist nur der ersten Abtheilung (Neue Untersuchung des Evangeliums der Apostel und Jesus) erster Abschnitt enthalten: Uebereinstimmende Recension des Matthäus, Markus und Lukas. [Diese Absonderung wird für fernere Untersuchungen sehr vortheilhaft seyn; man wird dadurch eher auf einen gemeinschaftlichen Ursprung dieser Evangelien und auf ihr wechselseitiges Verhältniß kommen; auch den Werth der Erzählungen besser würdigen können.] — Der folgende zweite Band wird nun theils von der ersten Abtheilung sowohl den 2ten Abschnitt: Abweichungen des Matthäus, Markus und Lukas von einander, als den 3ten Abschnitt: Einige [eigne? vergl. §. 25.] Nachrichten bey Matthäus, Markus und Lukas, enthalten, theils die zweite Abtheilung: Resultat dieser Untersuchungen, [welches um so ergiebiger

diger seyn möchte, je sorgfältiger der Hr. Verf. dabey Marsh und Eichhorn vergleichen wird] in 2 Abschnitten: 1) Das Evangelium, wiefern es an die jüdische Vorwelt zurückfällt; 2) das Evangelium, wiefern es der christlichen Nachwelt bleibt.

Um unsre Leser mit der Manier des Hrn. Vfs bekannt zu machen, wollen wir einige kleine Abschnitte (die meisten sind ausführlich, und füllen zuweilen mit den weitläufigen Anmerkungen 2 Bogen) hersetzen.

§. 14.

Auf sein [Jesus] Wort legt sich der Wind.
Matth. 8, 23—27. Mark. 4, 35—41. Luk. 8, 22—25.

Ob er sich nicht gelegt haben würde, wenn auch Jesus kein Wort gesprochen hätte a)? das ist eine Frage, die sicher keinem Evangelisten beifiel. Aber auch Ihm kam dieser Gedanke wohl nicht in den Sinn; sonst würde er kein Wort haben hervorbringen können, als etwa ein Wort der Resignation, wo nicht einen Ausruf der Angst, oder gar einen Ausdruck des Unmuths b). Wollte er denn wirklich den Sturm bedrohen, wie er das Fieber

daß ihm Wind und Wellen unterthan seyen? Jene Meinung war ihm wohl, zumal unter diesen Umständen, so fremd, als ihm dieser Glaube überall natürlich war. [Wie ist das zu verstehen: der Glaube, daß ihm Wind und Wellen unterthan seyen, war Jesu *natürlich*; und doch war ihm die Meinung, daß der Wind auf sein Geheiß sich legen werde, fremd? Folgte nicht diese Meinung nothwendig aus jenem Glauben? Das Folgende widerlegt wenigstens diese Folgerung nicht, wenn von *bestimmten Begriffen* die Rede ist, und man sich nicht mit vagen, bildlichen Ausdrücken begnügt.]

. . Der wahrhaft große, sittlich starke Mann fühlt sich auch über die Natur erhaben; um so mehr, je mehr ihre wilde Macht auf ihn eindringt. [Daran zweifelt Rec. sehr; die Natur liegt nicht in der Region der Moral. Dem tugendhaften Manne wird es nie einfallen, wenn er nicht Schwärmer ist, der Natur im *Ernst* gebieten zu wollen; ob er gleich im Unmuthe über Sturm oder Platzregen die *Sprache* des Gebieters führen kann; das aber im Grunde weiter nichts, als Ausdruck des innigsten *Wunsches* ist. Und so könnte man auch diese Geschichte erklären, *wenn* sie natürlich erklärt werden soll. Der Erfolg konnte Zufall seyn.] Er kann dieß sein Gefühl seiner Ueberlegenheit [?] nicht, am wenigsten vor zagenden Gefährten, verbergen; er spricht in diesem Gefühle selbst die empörte Natur an, und gebietet [Soll das mehr seyn, als: er *wünscht heftig*?] ihr den Frieden, der in seinem Innern ist. Wenn

lich verzieht; wenn auch die stärkste Gewalt vor der Stimme der Vernunft zu fliehen scheint: wer sieht dann wohl nicht mit Bewunderung an Ihn hinan, als habe er die Gefahr abgewandt, die er nicht fürchtete? wer beugt dann nicht vor ihm die Kniee mit Ehrfurcht, in die er aus Angst hingesunken war? [Wer aber anders, als der Schwache, der noch zu schliessen gewohnt ist: Post hoc: E. propter hoc?]

Und so darf uns der Schluß dieser Erzählung so wenig befremden, als wir über den ganzen Vorgang uns wundern mögen. Es ist ganz in der Ordnung, daß sich hier fast gar keine Verschiedenheit des Berichts findet. Was Jesus, nach Matthäus, zuerst, und, nach Markus und Lukas, zuletzt sagte, das kann er wiederholt gesagt haben, einmal aus dem Schlaf aufgeschreckt, und schnell zurückkehrend zu der ihm eignen Besonnenheit, wenn er zumal die Gefahr nicht gleich sah, über welche seine Schüler schrieen, hiernächst als die, auch ihm sich zeigende, Gefahr völlig vorüber war.

a) „Auf Landseen wechseln Stürme und Windstillen schneller, besonders je nachdem diese Flächen hie und da

haben, als auf einmal auf den Sturm eine Windstille folgte., Ob aber wohl Christus selbst daran dachte, als er so plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt wurde; und ob er wohl so bestimmt wußte, daß gerade jetzt nach der Lage des Sees diese Windstille eintreten würde?] zum wenigsten vergaßen es die Referenten.

b) „wie man gewöhnlich bei'm Anblick eines stürmischen Wetters darüber — hart — zu sprechen pflegt." Paulus Kommentar Th. I. S. 347.) Nicht so der Text, der denn auch Mark. 4, 38. verbessert werden muß. [Allein Hr. CR. Paulus möchte doch wohl recht haben. Was er sagt, soll Erklärung der Thatsache, nicht Auslegung der Erzählung seyn; der Referent dachte freilich an ein Wunder.]

§. 25.

Jesus geräth in Eifer.

Matth. 11, 20—24. Luk. 10, 13—15.

Auch diese Apostrophe ist nicht zur Kunde des Markus gekommen. [Das folgt wenigstens nicht sogleich aus der Auslassung.] Lukas hat sie fast mit

er ein paar Worte voran, doch ohne die Umstände, unter welchen, oder die Zeit, zu welcher Jesus in eine so bittere Klage ausbrach, im mindesten zu bezeichnen. Später, als man nach seinem Bericht sie ansetzen sollte, scheint Jesus doch sie geäußert zu haben. Ob er unter Chorazin die Gebürggegend bey Kana, oder auf den Bergen, welche zwischen Kapernaum und Tiberias westlich am See Genezareth hin lagen *b*), oder einen Ort dieses Namens c) verstanden habe, bleibt ungewiß. [Rec. wollte doch lieber mit Büsching das letztere annehmen, wegen der Verbindung mit Bethsaida, Matth. 11, 20.]

a) Eichhorn über die drey ersten Evangelien in s. Bibliothek der bibl. Lit. B. 5. S. 966 f.

b) Paulus Komment. Th. 2. S. 694.

c) Relandi Palaestina (Nor. 1716.) p. 536 sq.

Aus dieser kleinen Probe können unsre Leser abnehmen, wie schätzbar und gedacht dieser Commentar sey, ob es gleich bey jedem §. nicht an Veranlassung zu ähnlichen Randglossen fehlen möchte, als wir uns oben erlaubt haben. — Nun wollen wir noch über einzelne Partien dieses ersten Theils einige Bemerkungen beifügen, wo uns der Hr.

Verf. zu Luk. III, 1. schlechtweg: „Einen Lysanias, als Tetrarch von Abilene kennt die Geschichte nicht.“ — Warum denn nicht? Es ist ja eine entschiedene Thatsache. Nur einen damaligen Lysanias kennt die Geschichte als Tetrarchen von Abilene nicht. Und so drückte es auch Hr. CR. Paulus in der 1sten Ausg. seines Commentars aus. — Der Hr. Verf. setzt hinzu: „Darf man, dem Sammler zu gefallen, das letzte τετρα-γουντος [τετραρχουντος] auf Rechnung irgend eines Abschreibers bringen?“ — Das geht auf eine Conjectur des Hrn. Paulus, die er aber in der neuen Ausgabe zurückgenommen hat. Soll man aber hier einen Fehler des Lucas annehmen (wie der Hr. Verf. anzudeuten scheint)? Dazu ist man auch nicht sogleich berechtigt. Hr. Paulus schlägt in der neuen Ausgabe in einem ganz umgearbeiteten gelehrten Excurs (S. 312—319.) vor, das της vor Αβιληνης wegzustreichen, und das letzte τε-τραρχουντος auf φιλιππου zu ziehen. Wenn nur das της irgendwo fehlte! Eher könnnte man sagen: es sey versetzt worden und gehöre vor Λυσανιου. Aber da stehts auch in keiner Handschrift; doch vielleicht ist es schon in frühen Zeiten auf

Joh. des Täufers gesagt werde, habe dieser wohl buchstäblich so gesagt": so begreifen wir nur nicht, wie Johannes der Täufer noch einen einzigen Schüler behalten konnte, der nicht zur Schule Jesu übergegangen wäre; und doch gab es bekanntlich Schüler des Johannes, die ihn über Jesum setzten. — Bey der Versuchungsgeschichte Jesu wunderte es uns, da doch der Hr. Verf. sonst so viel Literatur aufstellt, daß er nicht über die verschiedenen Vorstellungsarten die Hauptschriften von Eichhorn, Paulus, Schmidt, den Verf. der Schrift: die Versuchung Jesu ein Empörungsversuch, auch nicht das neueste theol. Journal B. VI. und VIII., und nicht einmal den Aufsatz des Hrn. D. Ziegler's (B. XI.) angeführt hat, den er doch so gut zu seinem Vortheil hätte gebrauchen können. Ueberhaupt geht die Fülle der Anmerkungen erst mit der Mitte des Commentars an; (vorher sind die Anmerkungen oft ziemlich dürftig) damit aber auch seine wahre Nutzbarkeit, welche vorzüglich in den vielen und reichhaltigen literarischen Notizen besteht; denn die eignen Ansichten des Hrn. Verfs beruhen doch meist nur auf Conjecturen, von denen überdieß manche ziemlich weit gehen. — In Ansehung der bekannten Geschichte der in die See gestürzten Heerde Schweine, Matth. VIII. glaubt der Hr. Verf., daß man von Gleichzeitigkeit auf Causalnexus geschlos-

sen habe, die Schweinhirten hätten, weil sie die wahre Ursache dieses Unfalls nicht begreifen konnten, denselben den von Jesu geheilten Dämonischen zugeschrieben. Allein dieß ist doch etwas unwahrscheinlich. Wodurch soll denn die ganze Heerde Schweine wild geworden seyn, wann dieß nicht durch das wilde Losstürmen der Dämonischen auf sie geschehen ist? — Der Hr. Verf. suchte also hier wirklich die Sache natürlich zu erklären, wenn gleich seine Auflösung nicht befriedigt. Allein um so weniger begreift man, warum er gegen andere neue Versuche, die wahre Geschichte, die bey Wundererzählungen zum Grunde liegt, zu errathen, so sehr eifert. Hätte er immerhin zeigen mögen, daß und warum dieser oder jener Versuch verunglückt sey; allein bey der eignen Geistesstimmung des Hrn. Verfs erwartet man nicht Stellen, wie folgende (S. 152. mit einem Seitenblick auf Hrn. Paulus): „So giebt es denn, wiefern wir an diesen Bericht (über die Speißung der 5000 Mann) uns halten, hier wieder nichts zu erklären, sondern bloß etwas, worüber man sich zu wundern hat.“ — Warum sollte denn hier nichts zu erklären seyn? Weil die Referenten es geglaubt haben? Allein da giebts nur nichts wei-

und Erklären.) da wir hier doch nicht mit lauter Mährchen zu thun haben, sondern dahin streben, die wahre Geschichte, die bey der Erzählung zum Grunde liegt, zu enträthseln. Freilich muß man sich da auf bloße Vermuthung einschränken, welche nie Geschichte wird; allein man beruhigt sich ja auch schon, wenn man nur die Möglichkeit der Ableitung aus natürlichen Ursachen einsieht. Der Hr. Verf. behauptete ja selbst vorher, daß die Evangelisten die Zwischenumstände und die Mittelursachen ausgelassen hätten: nur mit deren Erforschung nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit giebt sich ja eben der Wundererklärer ab. — Eben so wenig befriedigt es uns, wenn der Hr. Verf. S. 156. über den Abschnitt, wo Jesus auf dem Wasser zu gehen schien, sagt: „Lassen wir die Sache auf sich beruhen, und die Ansicht, welche etwa sie selbst, oder ihre Gewährsmänner, oder ihre noch glaubwilligern Leser von ihr hatten, dahin gestellt seyn.“ Diese ältere Ansicht war gewiß wunderbar; und wenn von bloßer Auslegung die Rede ist, so wäre es gewiß äußerst sonderbar, den Evangelisten einen andern, als bloß wunderbaren Sinn unterlegen zu wollen. Allein müssen wir deßwegen die ganze Sache dahin gestellt seyn lassen? Hieße das nicht so viel, als: Lassen wir es dahin gestellt seyn, ob Jesus wirklich auf dem Wasser gegangen sey, oder nicht? Eine solche Indo-

lenz

lenz wäre gewiß unserm Zeitalter sehr wenig angemessen. Es muß uns also erlaubt seyn, über die Art und Weise nachzudenken, wie die Sache, die man damals für ein Wunder hielt, natürlich zugegangen seyn könne? Nur dürfen wir uns nicht herausnehmen, so entscheidend zu sprechen, wie es in neuern Zeiten Mode geworden ist, und sogleich das ευρηκα auszurufen, wenn wir sogar eine höchstunwahrscheinliche natürliche Ursache aufgefunden haben. Denn im Grunde haben wir ja doch nur bey dem glücklichsten Scharfsinn, eine bloße Möglichkeit erwiesen; diese aber sogleich für die wahre Geschichte selbst, die der Wundererzählung zum Grunde liegt, zu halten, wäre freilich eine sehr lächerliche Anmaßung. Wir begnügen uns aber mit der Entdeckung einer möglichen natürlichen Ursache. Wagt doch auch der Hr. Verf. solche natürliche Erklärungen von wunderbaren Begebenheiten, z. B. S. 182 ff. von der Verklärung Jesu, wenn gleich seine Erklärung selbst wieder etwas räthselhaft ist. Aber das geben wir gern zu, daß es weit besser ist, wo man nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit der Sache auf den Grund kommen kann, lieber zu sagen: Non liquet, als

die Phönizierin (Matth. XV, 26.) aus dem Gesichtspunkte betrachtet, daß Jesus hier ironisch im Tone des jüdischen Messias nach den Begriffen des jüdischen Nationalstolzes rede: „Ey, du nennst mich Messias (Sohn Davids); als solcher bin ich ja bloß für die Juden bestimmt, diesen zu helfen, nicht den Heiden; diese werden vielmehr von den Juden wie Hunde betrachtet.“ — Bald aber ließ Jesus diese angenommene ihm unnatürliche jüdische Sprache fahren und kehrte wieder zu seiner rein menschlichen Fassung zurück. — Dieß ist wohl der wahrste und reinste Gesichtspunkt. — Wie mag aber der Hr. Verf. S. 274. über die gelehrte Paulus'sche Deduction der Sadducäischen Meinungen aus dem Emanationssystem spötteln? Es ist die einzige Vorstellungsart, welche volles Licht über das Sadducäische System verbreitet, in sofern es doch noch immer mit dem A. T., besonders mit den Büchern Mosis, vereinbar seyn mußte. Auch ist's keine neue Idee von Hrn. Paulus; sondern sie ist schon oft vorher vorgetragen worden. Auch Hr. Dr. Starck hat sie in seine Geschichte des ersten christlichen Jahrhunderts (Th. I. S. 157.) aufgenommen. Gefällt aber diese Deduction dem Hrn. Verf. nicht, so hätte er eine bessere Erklärung des Sadducäi-

ducäern gab; wo er ebenfalls mit Hrn. Paulus Erklärung unzufrieden ist, ohne doch etwas besseres dafür zu geben. — S. 326. hätten wir doch nicht in einem kritischen Commentar eine simple Annahme der bestimmten Vorhersagung des Kreuzestodes oder gar der Auferstehung erwartet; sondern doch wenigstens den Fall berücksichtigt gewünscht, daß aus dem Erfolge solche nähere Bestimmungen unbestimmter Ahnungen in die Evangelien hineingetragen worden seyen. — S. 357. vermuthet der Hr. Verf., daß Jesus auf gerathewohl bey irgend einem Inwohner Jerusalems die letzte Passahmahlzeit bestellen ließ. Dieß stimmte freilich am beßten mit der Erzählung überein; wenn nur an dem letzten Tage noch Zimmer und zwar in jedem Hause vacant gewesen wären. Denn die Jünger sollten ja nach der Meinung des Hrn. Verfs dem ersten beßten Diener folgen (aber welchem? Denn um diese Zeit, und an diesem Tage mußten ihnen viele am Thore begegnen). Allein es waren ja bekanntlich auf dem Passahfeste so viele Fremde in Jerusalem, daß bey Tausenden unter Zelten vor Jerusalem sich aufhalten mußten, die gar keine Wohnung in Jerusalem selbst mehr bekommen konnten. Auf diese Schwierigkeit scheint der Hr. Verf. nicht geachtet zu haben; denn dadurch wird seine Vorstellungsart höchst unwahrscheinlich. — Daß ohne das

Sidw-

ειδωλοθυτον 1 Kor. 10, 19. auch kein κυριακου δειπνον K. 11, 20. von der Gemeine zu Korinth aus in die christliche Kirche eingedrungen wäre, (S. 387.) ist doch nicht so entschieden; Paulus spricht doch von dem κυριακου δειπνον (K. XI.) als einer allgemeinen christlichen Sitte. Und gesetzt auch, daß das Abendmahl eigentlich gar nicht von Jesu für alle Christen bestimmt worden sey; so verräth es doch immer große Unschicklichkeit und Leichtsinn in unsern Tagen, deßwegen das Abendmahl zu verachten, so lange kein andrer in unser Zeitalter passender ritus mnemonicus eingeführt ist. — So viel endlich der Hr. Verf. über die Abendmahlsworte gesagt hat, kann man doch nicht recht den bestimmten Sinn, den der Hr. Verf. damit verbindet, kennen lernen, sondern nur das Allgemeine: Jesus wolle damit sagen, das Alte solle aufhören, und dafür eine neue geistige Religion anfangen. Wie dieß aber in den Worten liege, erfährt man nicht genau. — Auch können wir nicht mit dem Hrn. Verf. S. 424. in dem εκθαμβεισθαι und αδημονειν (Matth. 26, 37.) einen Fieberparoxysmus finden, so wenig, als in dem απεχει (Marc. 14, 41.) das Vorübergehen desselben (S. 431.). Dafür haben wir die Entwickelung der natürlichen Ursachen der Angst Jesu hier vergeblich gesucht. Der Hr. Verf. scheint über-

haupt

haupt sie nicht für bedeutend zu halten; denn §. 71. hat nur die kahle Ueberschrift: Ihm wird in Gethsemane nicht wohl. — Dafür sind hingegen die Triebfedern der unbeständigen Handlungsweise des Pilatus S. 503 ff. treffender angegeben, als wir irgendwo gefunden haben. — Uebrigens strebt der Hr. Verf. fast überall nach dem historischen Sinn, und tadelt daher Hrn. CR. Paulus sehr oft, wenn dieser einen Sinn in Worte hineinlegt, den sie nicht haben können. Um so mehr fällt es auf, wenn man S. 499. folgendes liest: „Die Erhebung des sittlichen Menschen zu seiner göttlichen Bestimmung ist eine Idee (ιδωσι τον ὑιον τȣ ανθρωπȣ ερχομενον εν τῃ βασιλειᾳ αὐτου), mit welcher man sich bis in die Wolken erhebt (ὄψεσθε τ. ὑ. τ. α. ερχομενον επι των νεφελων του ουρανου)." Was soll man mit solchen moralischen Deutungen machen? (Denn historische Auslegung soll dieß doch wohl nicht seyn?) Sollen sie der Bibel einen höhern Werth geben, als sie an sich hat? Ach, was soll sie mit dem erborgten Flitterstaate nach Kantischem Zuschnitt? — Doch wir brechen hier ab, um

sers — so bleiben wir doch bey unserm ersten Urtheile, daß dieser Commentar, dessen Fortsetzung wir begierig entgegen sehen (denn der 2te Theil muß durch seinen Inhalt nach dem angegebenen Plan noch weit interessanter seyn, als dieser erste Theil) — durch eigne Ansichten und durch einen Schatz von exegetischer Literatur ein sehr schätzbares Werk sey. Auch ist die Sprache weniger gekünstelt und pretiös, als in andern Schriften des Hrn. Verfs. Nur der Erbprinz des National-Gottes (Messias) fiel uns S. 47. auf; S. 112. heißt er der Erbprinz des Nationalkönigs.

Dieser erste Band ist dem Herausgeber dieses Journals dedicirt; um so genauer und unparteyischer, ja, möchten wir sagen, strenger mußte er in diesem Journal gewürdigt werden. Man freuet sich der Versicherung in dieser Dedication, daß der Hr. Verf. sich seit Jahren nicht so wohl befunden habe, als in der häuslichen, ja klösterlichen Stille, in welcher er diesen kritischen Commentar begonnen habe. Wer sollte nicht mit uns wünschen, daß diese Zufriedenheit den Hrn. Verf. bey seinen unglaublichen literarischen Anstrengun-

XII.

Predigten zur Beförderung eines reinen moralischen Christenthums, von D. Christoph Friedrich Ammon, Lehrer der Theologie und erstem Universitätsprediger zu Göttingen. Dritter Band. Erlangen, bei J. J. Palm. 1802. 1 Alph. 9 Bog. in gr. 8.

Von diesen 17 Predigten sind die beiden ersten, unter dem Titel: „Zwey Predigten zur Feier des neuen Jahrhunderts" bereits besonders abgedruckt, und im 8ten B. des Neuest. theol. Journ. S. 179 ff. angezeigt worden. Die Liebhaber der Ammon'schen Kanzelvorträge müssen sich also belieben lassen, sie [54 Seiten!] zweimal zu kaufen. Dagegen wollen wir sie keiner zweiten Kritik unterwerfen, wenn gleich die erste eine bloß lobpreisende war, sondern schreiten sogleich zur Anzeige der folgenden fort.

Dritte Predigt. Text, Luc. 1, 31—33.: von der Geistesgröße Jesu. Am Weihnachtsfeste 1800. Was werden wohl viele Zuhörer gedacht haben, wenn sie gleich in den ersten Worten des Antrittsgebetes hörten, daß ohne Geistes-

größe,

größe, oder vielmehr, ohne die Größe seines (Jesu) Geistes jede Tugend nur einen scheinbaren Werth habe? Uns war es befremdlich, daß im Eingange gerade die Worte des Textes, die den natürlichen Uebergang zum Thema bahnten: „Der wird groß genannt werden," unberührt blieben; und noch vielmehr, daß es in der Ausführung nur heißt: „Wir nennen denjenigen einen großen Geist, der sich in der Erkenntniß wichtiger Wahrheiten eine eigne Bahn bricht — der diese Erkenntnisse freimüthig mittheilt — der in diesem edeln Geschäfte nur von reiner Liebe zur Menschheit geleitet wird — und sich die Aussicht auf eine bessere Welt mit hoher Zuversicht eröffnet," ohne daß der allgemeine, alle diese Prädicate umfassende Begriff der Geistesgröße, aus welchem erhellete, daß kein Prädicat ausgelassen worden sey, angegeben worden ist. Auch ist es bey der Anwendung auf Jesum nichts weniger als befriedigend bewiesen worden, daß er sich in der Erkenntniß Gottes und der menschlichen Bestimmung eine eigene Bahn gebrochen habe. Es wurde nicht einmal erklärt, was es denn eigentlich heiße: sich eine eigene Bahn brechen; und die wenigen Nachrichten, die wir von Jesus haben, reichen bey weitem nicht zu, jenen Beweis zu führen — am wenigsten aber dieß, daß er unter einem rohen und abergläubigen Volk auftrat (S. 62.) und seine

Begriffe von Gott nicht die herrschenden waren. Hr. Dr. A. sagt denn auch selbst wieder nur, daß Jesus diese Begriffe größtentheils aus sich selbst schöpfte (S. 63.), und läßt seinen Zuhörer und Leser in der Ungewißheit, ob die, welche er nicht aus sich schöpfte, nicht doch vielleicht die wichtigern waren und also auch seine Geistesgröße nicht begründeten. Daß sie aber seine ganze Seele ausfülleten, eine himmlische Ruhe in seinem Innern verbreiteten, und allen seinen Gedanken, Entwürfen und Handlungen eine göttliche Richtung gaben — gehört gar nicht hieher. — S. 71 ff. soll gezeigt werden, wie der Gedanke an die Geisteswürde Jesu mehr als irgend ein anderer geeignet sey, unsere Urtheile über wahre Menschengröße zu berichtigen. Aber nicht zu erwähnen, daß anderer Gedanken, die gleichfalls zu dieser Berichtigung dienen, nicht die mindeste Meldung geschieht, und daß insbesondere keine Vergleichung der Vorzüge des Herzens mit der Geistesgröße angestellt wird, gleich als ob die erstern nicht auch zur wahren Menschenwürde gehörten: so vermißt man eine deutliche Bestimmung, ob vom großen Menschen alles das zusammen genommen müsse gerühmt werden können.

z. B. jeder große Mensch sich selbst die Bahn brechen müsse u. s. w. — Zuletzt ist S. 71. die festere Gründung unsers Glaubens an die göttliche Sendung Jesu zu den Folgerungen aus seiner Geistesgröße gerechnet worden. Dafür wird aber S. 76. gesetzt, diese Geistesgröße sey der sprechendste Beweis seiner höhern Würde und göttlichen Sendung. Dieß ist nicht ganz einerley. Göttliche Sendung eignet man auch andern Propheten zu, ohne ihnen die höhere Würde Jesu beizulegen, und keine von beiden kann aus der Geistesgröße bewiesen, wohl aber der aus andern historischen Gründen geführte Beweis fester dadurch begründet werden. Die Geistesgröße kann nur zeigen, daß Jesus seiner höhern Würde und seiner göttlichen Sendung würdig war, nicht daß er sie hatte — nicht einmal faßlicher und begreiflicher wird uns, wie Hr. A. sagt, seine höhere Verbindung mit der Gottheit und sein himmlischer Ursprung durch sie.

Vierte Predigt. Warum giebt es der Freudenlosen so viele in der Jahreszeit der Freude? 1800. zu Anfang eines reizenden Frühlings. Text, Ps. 33, 20—22. Antwort:

gebildeten Zuhörern giebt es immer nur wenige, die sich's selbst sagen können, was eine zerrüttete Einbildungskraft sey, und wie unter diesem Begriffe das Bewußtseyn einer Verschuldung, schwärmerische Hoffnungen, niedrige Begierden, geld- und ehrgeitzige Bestrebungen, unruhige Thätigkeit, übelgeleitete Lesesucht u. s. w. stehe. Doch wäre auch noch zu bemerken gewesen, daß durch dieß alles die Empfänglichkeit für die Freuden der Natur doch nicht bey allen Individuen geschwächt und vertilgt werde. Es giebt Wüstlinge, die sich an ihr eben so vergnügen, als an einer Metze, aus deren Umarmungen sie so eben zurücke gekommen sind; es giebt Romanenhelden, die sich an den Naturscenen eben so weiden, als an ihren arkadischen Schäfern und Schäferinnen; 2) **weil unsere Körperkraft durch Weichlichkeit und Luxus entnervt und verschwendet ist.** Wahr, aber einseitig dargestellt! Tausend Luxuriöse und Schwächlinge schwelgen in den Frühlingsfreuden, weil sie nichts ungenossen lassen wollen und sonst nichts genießen können; 3) **weil ihr Inneres ohne Werth und ihr Herz ohne Liebe ist.**

Freude schöpfen sieht, ohne selbst Geschmack an diesen Freuden zu haben; 4) weil sie die Ansicht der Natur zu wenig mit dem Gedanken an ihren weisen und heiligen Urheber zu verbinden wissen. Aber auch dadurch sind die Ursachen der Freudenlosigkeit in der schönsten Jahrszeit noch nicht erschöpft. Sie kann auch bey den Religiösesten noch wahrgenommen werden. Eine Quelle dieses Freudenmangels liegt in vielen schweren Leiden der Menschheit sowohl, als auch in einer fehlerhaften Erziehung, bey welcher die Kinder zu wenig auf die Natur aufmerksam und mit ihrer Einrichtung und Schönheit bekannt gemacht werden. Mancher Knabe ist durch sein Lateinlernen auf seine ganze Lebenszeit für die Freuden der Natur verpfuscht worden.

Fünfte Pr. Daß uns die nahe Ernte an die höhern Absichten Gottes mit unserm Geschlecht erinnern soll. 1801. T. Matth. 13, 30. Die höhern Absichten Gottes brauchten hier bloß kurz angegeben zu werden, statt daß ihrer Angabe der ganze erste Theil der Predigt gewidmet wird; und ihr Thema ist entweder nicht rich-

mit unserm Geschlecht bestehen) sind ganz verschieden von denen zur reifen Ernte. 2) An der nahen Ernte bemerken wir eine weit größere und allgemeinere Reife, als an der so ungleich reifenden Menschheit. 3) In der Erntezeit leitet uns die ganze Gestalt der Natur zur Aufmerksamkeit auf die Verfassung unsers Herzens. 4) Das Leben des guten Menschen ist hier und überm Grabe eine beständige Ernte. Also? — Also soll uns die nahe Ernte an die höhern Absichten Gottes mit unserm Geschlecht erinnern. Welch eine schwerfällige Schlußfolge!

Sechste Pr. Wie nöthig es sey, unsere Liebe zu Andern mit einer weisen Achtung zu verbinden. Wie dieser Hauptsatz aus dem Texte Joh. 13, 21—26. hergeleitet worden ist, sey ein Räthsel für die, welche die Predigt oder eine andere Recension derselben noch nicht gelesen haben. Sie werden es schwerlich errathen; aber das weit hergeholte der Deduction über dem wichtigen Inhalt der Predigt gern übersehen. Um ganz vortreflich zu seyn, fehlt ihr nichts als eine leichtere Gedankenentwickelung.

Siebente Pr. Daß uns das Christenthum den Tod mit Weisheit verachten lehrt, über Matth. 10, 28. Hätte nicht zuerst der Be-

Begriff der Verachtung, der ganz übergangen ist, dargelegt werden sollen? Dann würde vielleicht die Verachtung des Todes schwerlich als eine Christenthumslehre vorgestellt worden seyn — selbst die weise und gemäßigte nicht, die, recht betrachtet, keine ist. Das Christenthum spricht ja auch vom Tod als von einem Feinde und vom Sieg über ihn; ein weiser Kämpfer verachtet aber seinen Feind nicht.

Achte Pr. Frohe Aussichten und Hoffnungen am Tage des Friedens. Zur Friedensfeier, am 3. Jan. 1802. Text, Ps. 29, 10. 11. Durch eine kleine Wendung würde diese schöne Predigt noch ausgezeichneter worden seyn. Der Hr. Dr. A. wollte zwar keinen Propheten vorstellen, sondern jene Aussichten nur auf die unwandelbaren Gesetze der göttlichen Weltregierung, und auf einen Schluß von der herrschenden Stimmung der Gemüther auf die Veränderungen der nahen Zukunft, gründen (S. 202.). Aber auch diese Begründung ist nicht sicher genug; und er hat (S. 219.) selbst bemerkt, daß Friedensschlüsse oft nur Waffenstillstände sind; und wie bald die frohen Aussichten verschwinden können, davon hat die neueste Geschichte des Churfürstenthums Hannover ein

Rechnung der nichterfüllten Pflichten und Bedingungen schreiben, unter welchen man allein bessere Zeiten hoffen darf.

Neunte Pr. Wozu uns die Bemerkung auffordern muß, daß die Christen ihren Glauben so oft verbessert haben, (T. Joh. 8, 31. 32.) oder nach S. 231. daß das Christenthum von seiner Stiftung und von den frühesten Zeiten an eine beständige Glaubensverbesserung war. Eine nicht gemeine Reformationsfestpredigt von 1801., die einen doppelten Wunsch erwecken kann: den einen, daß S. 237. bemerkt worden wäre, wie selbst in dem Zeitalter vor der Reformation, mitten unter den sich anhäufenden Mißbräuchen und mit der Lehre Jesu unverträglichen Behauptungen, doch immer etwas zur Verbesserung geschah, wodurch die spätere, vollkommnere vorbereitet wurde; den andern, daß der theologische Satz: „die Veränderungen und Verbesserungen betrafen nie weder das Christenthum, noch die Religion, sondern nur die Vorstellungen der Menschen von beiden" (S. 242.) in ein helleres Licht gesetzt werden möchte. Denn so gewöhnlich er ist, so verstehen doch so manche schwerlich, wie etwas, das außer der Vorstellung nicht existirt, unverändert bleibe, wenn gleich die Vorstellungen davon einer beständigen Veränderung und Ver-

vollkomm-

vollkommnung ausgesetzt und fähig sind. Und wenn auch gleich kein anderer Grund des Christenthums gelegt werden kann, als der bereits gelegte: ist deßwegen das Christenthum selbst unveränderlicher Natur? Es ist ja mit seinem Grunde nicht einerley; das auf demselben aufgeführte Gebäude kann immer sehr perfectibel seyn, wenn gleich am Grunde nichts abzuändern wäre. Oder wie folgt das: „Es ist ein unveränderlicher Gott; also ist auch die Religion unveränderlich." Gott und Religion sind ja auch nicht eine und ebendieselbe Sache.

Zehnte Pr. Der Unglaube in seiner wahren Gestalt. Joh. 3, 16—18. Quinqu. 1801. Keine von den gelungenen Arbeiten des Hrn. Vfs, sondern eine von den mehrern Predigten über den Unglauben, die ihn nicht treffend genug darstellen. Er besteht nach S. 261. nicht in vorübergehenden Zweifeln an einzelnen Religionslehren, sondern in einer entschiedenen Zweifelsucht an unserm bessern Selbst — an Gott, dem Urheber und dem Ziele unsers Seyns, und an der Weisheit seiner manchfachen Anstalten, uns zu seinen Kindern zu erziehen. (Das letzte wird (S. 267.) in den Ausdruck: gänzliche Entfernung von Religion und Gottesverehrung,

sie zu erkennen sey, wird mit keiner Sylbe gelehrt, auf welche Belehrung doch alles ankommt, um den Begriff des Unglaubens deutlich zu fassen, fest zu halten und richtig auf einzelne Personen anzuwenden. Man kann lange, lange mit Zweifeln sowohl über einzelne Lehren als über ein ganzes Lehrgebäude zu kämpfen haben, ohne ein Ungläubiger zu seyn; und man kann von ihnen überwunden worden seyn, ohne die von dem Hrn. Vf. geschilderten Folgen eintreffen zu sehen. Seine Vorstellung ist zu einseitig. Nach dem Eingange der Predigt zu urtheilen, hätte man vermuthen sollen, es würde nur vom religiösen Unglauben die Rede seyn — und doch ward auch von der Zweifelsucht an uns selbst und an dem bessern Theil unseres Wesens gehandelt. Vom Unglauben an das Christenthum hingegen (an das Positive darin nämlich) kein Wort, obgleich der Text zunächst auf den Glauben daran hinwies. — Die Partition der Predigt wurde S. 260. so angegeben: „Haben wir erstens seine (des Unglaubens) Natur entwickelt, und zweitens seine Folgen dargestellt: so *) werden wir drittens hoffentlich von selbst geneigt seyn, seine Quellen zu ver-

heit immer mehr und mehr zu stärken.“ Aber in der Ausführung des dritten Theils (S. 275.) wird gesagt, daß er zu Betrachtungen und Vorsätzen hinleiten soll, die unserer Einsicht und Ueberzeugung eine größere Klarheit und Festigkeit verleihen; und da wird dann zuerst die Prüfung anempfohlen, ob wir nicht bey aller vermeinten Festigkeit des Glaubens in der Religion doch unter die geistig Ungebildeten und Unglaubigen gehören, und dann erst zweitens auf das Verschließen der Quellen des Unglaubens, und drittens auf den Gebrauch aller derjenigen Mittel gedrungen, die den Gedanken an Gott in der Seele wecken, und ihn zum freien und unerschütterlichen Glauben an ihn beleben und erhöhen können. Was hilft denn — dürfte man fragen — die bestimmte Angabe der Abtheilungen und Unterabtheilungen einer Predigt, wenn man nicht, selbst dem Ausdrucke nach, dabey bleibt? Dieß verwirrt selbst den Leser oft, der doch zurückblättern kann, wiewohl die Erbauung dadurch gestört wird; wie vielmehr den Zuhörer!

Die eilfte Pr. von der Selbstverblen-

Herzens — welches alles, genau die Sache genommen, nicht ganz einerley ist, zumal da auch mitunter von den äußern Handlungen die Rede ist) hat Matth. 5, 1—3. zum Text, oder vielmehr, sie hat diese Stelle nicht zum Text; denn ihrer wird in der ganzen Predigt nicht gedacht, und er taugt ja nicht einmal zu einem Motto. Verblendung wird nicht in bestimmter engerer Bedeutung, sondern synonym mit Nichtkenntniß, Täuschung ꝛc. genommen. S. 294. sollte, der Anzeige nach, hauptsächlich von der Verwechselung dessen, was wir zu seyn wünschen, mit dem, was wir sind, als einer Ursache der Verblendung geredet werden; aber der Hr. Verf. weicht unvermerkt von diesem Gedanken ab, und spricht mehr vom Verwechseln des Scheins mit dem Seyn.

Zwölfte Pr. Die Vorsehung aus der Geschichte unseres eigenen Lebens. T. Ps. 73, 23—26. — Dreizehnte Pr.: Wie sehr uns die Erfahrung demüthigen muß, daß so wenige Menschen die Pflichten der Gerechtigkeit erfüllen. T. 2 Tim. 2, 19. (wo Ungerechtigkeit schwerlich in der Bedeutung steht, in welcher sie die Predigt nimmt). — Vierzehnte Pr. Von der Gemeinschaft des Menschen

es am Licht, dessen ein Begriff, wie dieser, vorzüglich bedarf. — Funfzehnte Pr. Von der weisen Leitung der Rechtsbegierde (d. i. — wie es gleich hätte ausgedrückt werden können — der Begierde, unser strenges Recht zu behaupten.) Matth. 5, 38—41. Eine Probe, daß der Hr. Dr. A. das Licht, das er oft spart, ohne Verschwendung reichlicher zu verbreiten weiß. — Sechzehnte Pred. Daß uns Gott auch in seiner Verborgenheit nahe ist, Ps. 42, 10, 11, 12. Die Nähe Gottes ist, selbst für ein gebildetes Auditorium, unenthüllt geblieben. — Siebzehnte Pred. Die göttliche Vorsehung bey den heftigen Leidenschaften der Menschen. 1801. Text, Luc. 9, 51—56.

Diese letzte Predigt, eine der vorzüglichsten in dem ganzen Bande, möchte wohl, wie manche andere darin, deren Hauptinhalt mehr im Gebiete der Sitten- als der Gotteslehre liegt, z. B. N. 15., prüfende Leser zu dem Urtheile berechtigen, daß die moralischen Predigten des berühmten Hrn. Verfs, wiewohl sie alle eine nicht bloß oberflächliche, sondern tiefeindringende religiöse Fär-

übrigen, und es ist zu zweifeln, ob selbst diejenigen seiner gelehrten Zuhörer, die mit seiner Religionsphilosophie und ihrer Sprache nicht ganz unbekannt waren, ihn so deutlich gefaßt haben werden, daß sie im Stande gewesen wären, seine Vorträge für ein anderes Auditorium umzuarbeiten und genießbar zu machen.

Ueberhaupt aber muß Rec. nach seinem individuellen Geschmack, welcher jedoch auch der Geschmack mancher Anderer seyn dürfte, von den Ammon'ischen Predigten sagen, was Weinverständige von gewissen an sich guten, edeln, gesunden und kräftigen Weinsorten sagen, daß sie sich hart tränken. Man stößt zwar darin auf viele sehr schöne und weiche Stellen, dergleichen hier nicht einmal citirt, geschweige dann abgeschrieben zu werden brauchen. Aber im Ganzen ist es doch schwer, dem Ideengang des Hrn. Dr. A. zu folgen. Wenn man einige Schritte mit ihm ohne Anstoß fortgewandert ist, so kommt man an eine Stelle, wo man stehen bleiben muß, weil man Mühe hat, entweder einzelne Sätze oder ihren Zu-

scheid zu geben weiß. Daher muß man diese Predigten zuvor einstudirt haben, ehe man sich durch sie erbauen will; daher werden sie nur für gebildete Leser, und noch vielmehr Zuhörer, vom höhern Bildungsrang erbaulich seyn können, oder für solche, die das am meisten erbaut, was sie am wenigsten verstehen, wenn es nur gut in die Ohren fällt, und abgerissene kleinere oder größere Abschnitte davon verständlich für sie sind. Für die Erweckung der Mittelklasse taugen sie so wenig, als für die Rührung der strengen Kritiker. Daran ist dann, außer der Geisteskraft des Hrn. Dr. A., welche Männer seiner Art so oft zu der falschen Meinung verleitet, das, was sie im vollen Lichte erblicken, auch für andere hinlänglich aufgeklärt zu haben, seine Bemühung, oder vielmehr seine bereits erworbene Fertigkeit Schuld, selbst gewöhnliche Gedanken auf eine ungewöhnlichere, blühendere, zierlichere und künstlichere Art einzukleiden und mit einander zu verbinden, wodurch nicht selten das Verständniß mehr erschwert wird, als durch einen philosophischen trockenen Vortrag. Es wäre zu wünschen, daß der Hr. Verf. oder einer seiner Freunde unter seinen Augen nur einen und den

Dieß Urtheil könnte nicht besser bestätiget werden, als wenn man auch nur Eine Predigt ganz kritisch durchgienge. Hier weisen wir nur auf einige kleine Belege dazu hin. S. 63. Gott giebt als Vater aller denkenden und empfindenden Wesen des ganzen Weltalls ihnen die Macht, seine Kinder zu werden, und in seinem Reiche zu einem Ziele vollendet, sich seiner Liebe und Ihrer Würde zu freuen. — Jesus bildete alle diese Begriffe zu einer vollendeten Reinheit des Verstandes aus. — S. 87. Ein reines Bewußtseyn unsers schöpferischen Geistes, das von keiner Schuld an die Vergangenheit gefesselt, und durch keine schwärmerische Hoffnung von der Gegenwart zu weit abgezogen wird, schließt sich an die angenehmen Empfindungen, die uns die verjüngte Natur darbietet, mit froher Empfänglichkeit an, und breitet über ihre Schönheiten den reizenden Zauber der Harmonie und Unschuld aus. — S. 100. Dieselbe Hand (Gottes), die den Thieren ihr Futter streuet, und die für die Erneuerung ihres Geschlechts mit so unverkennbarer Weisheit sorgt, lenket auch die Stillung ihrer Begierden zur Mäßigkeit. — S. 202. Der Freund der Religion weiß, daß Gott dem Menschen die Welt

Wunsch, gut und vollkommen zu werden, ist mit der Liebe zu dem unsichtbaren Menschen, der in diesem sichtbaren Körper verborgen ist, so genau verbunden, daß wir uns dieser nicht entschlagen können, ohne auch jenen zu vernichten; und wenn die unzähligen Beweise von Güte, die wir in jedem Augenblicke aus den Händen des Schöpfers erhalten, uns davon überzeugen müssen, daß der Vater der Welt seine eigenen Vollkommenheiten in seinen Kindern liebt, so dürfen wir uns darüber keine Vorwürfe machen, daß auch unsere edelsten Tugenden zuletzt aus einer weisen Liebe zu uns selbst fließen. — S. 339. Gottes Hauch athmet für uns, wenn wir schlummern. — S. 354. Schon dem Leben Anderer, diesem unzertrennlichen Gefährten unseres Geistes auf Erden, wird selten mit der Vorsicht und Achtung begegnet u. s. w. — S. 385 ff. lese man den ganzen Abschnitt, daß die Verbindung, in der wir mit Gott stehen, nicht allein eine Gemeinschaft des Seyns, sondern auch der Wahrheit sey, und urtheile, ob man sich nicht zu dem Ausruf: Joh. 6, 60. veranlaßt finde. — So auch S. 441.: „Tritt nicht die unaussprechliche Hoheit seines (Gottes) Wesens in eben dem Grade weiter in die Gränzen der Unendlichkeit zurück, als wir selbst unter den mühsamsten Anstrengungen unsere Schritte zur Vollkommenheit zu verdoppeln glauben u. s. w."

Zu kleinen Anmerkungen anderer Art, die man bei'm Lesen dieser Predigten machen kann, möchten dergleichen gehören: Vom Hrn. Dr. A. war nicht zu erwarten, daß er an Weihnachten, wie die gemeinen Prediger, sagen würde: Heute trat Jesus als Mensch unter uns auf (S. 57.). — S. 59. setzt er zwey Aussagen Jesu zusammen, als wenn er sie in Einem fort ausgesprochen hätte: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll, und sie wird nicht vergehen, wenn auch Himmel und Erde untergiengen." — S. 60. wird ohne historischen Beweis behauptet, daß von einer so erschütternden und hinreissenden Gewalt des Vortrags, als die Vorträge Jesu hatten, die Geschichte kein anderes großes Beispiel aufgestellt habe, als das seinige. Wann werden wir aufhören, uns der Uebertreibungen des Großen in ihm zu enthalten? — S. 63. heißt es: Gott sey Jesu als ein Gott der Weisheit erschienen, der alle Haare zählt, und der alle unsere Wünsche kennt, noch ehe wir zu ihm seufzen. Sind dieß denn Prädicate der Weisheit? — S. 70. läßt Hr. A. Jesum am Grabe der Abgeschiedenen zu den Traurenden sagen: „Wei-

gern überlassen können. — S. 85. wird von Gott gesagt, daß er den Lauf der unermeßlichen Kräfte der Natur in den herrlichen Bund der Ordnung und Harmonie knüpfe. Dieser Bund der Kräfte scheint zu den Lieblingswörtern des Hrn. A. zu gehören; denn er kommt mehrmalen vor. — S. 188. nennt er Gott den Vater der Unvergänglichkeit, S. 197. den Herrn der Allmacht, S. 258. den Glauben die Seele der Tugend und des Glücks, wie S. 437. die Menschen Söhne des Staubs. — S. 438. betet er: „Gott, laß diese Betrachtung über deine verborgene Nähe und über deine nahe Verborgenheit uns demüthigen ꝛc.“ — Solche Antithesen sind in Gebeten ganz unzulässig, und überhaupt ist in den Ammonischen Gebeten der ächte Gebetston ganz verfehlt. Wem sie gefallen sollen, der muß sie bloß als Figuren, Wendungen und Schwünge der Redekunst betrachten.

Rec. glaubte, der innigsten Verehrung der Gelehrsamkeit und der Verdienste des Hrn. Verfs sich bewußt, dieß alles mit aller Freimüthigkeit um so viel mehr niederschreiben zu dürfen, da jener in der Vorrede selbst gesteht, daß er desto weniger vermöge, eine gewisse Unzufriedenheit mit seinen Arbeiten zu unterdrücken, je häufiger er

Gelegenheit finde, das Ideal einer evangelisch-religiösen Volksrede ins Auge zu fassen.

XIII.

Memorabilien den Predigern des neunzehnten Jahrhunderts gewidmet. Herausgegeben von Heinr. Balth. Wagnitz. Ersten Bandes drittes Stück. 126 S. und zweyten Bandes erstes Stück. 170 S. in 8. Halle, bey Hemmerde und Schwetschke 1803. u. 1804.

Jedes Stück dieses Journals zerfällt in Abhandlungen und Kritiken, und in Miscellen. Die 1ste Abhandlung im 3ten Stücke ist überschrieben: Der junge Geistliche des neunzehnten Jahrhunderts, von J. M. Sailer. Was hier geliefert wird, ist nur eine Relation darüber, ein Auszug aus einer Rede Hrn. Sailers, die er bey der Gelegenheit hielt, als ein katholischer Priester seine erste Messe las; aber man kann doch den Geist, der darin herrscht, schon aus diesen Bruchstücken deutlich erkennen. Hr. S. stellt nämlich den jungen Geistlichen des neunzehnten Jahrhunderts

zehnten Jahrhunderts; und macht dann die Anwendung von dem gegebenen Gemälde, indem er zeigt, wie dieses belehrend seyn kann für die Gemeinden, für die ältern Geistlichen und für den jungen, der die Veranlassung zur Rede gab. Das Ganze hat unsern Beifall; doch haben wir auch einiges Schiefe und Ueberspannte bemerkt, das wir wegwünschen. Noch mehr aber haben wir uns darüber gewundert, die unbestimmte und zweideutige Regel, daß man nicht sich selbst, sondern nur Christum predigen müsse, ohne alle Einschränkung und Erläuterung, ohne alle Warnung vor dem manchfaltigen Mißbrauche, der damit getrieben werden kann, hier wiederholt zu sehen. — Ganz musterhaft hingegen ist die 2te Abhandlung vom Hrn. Prediger Veillodter, über die Mittel, die Religionslehrer brauchbarer zu machen, besonders [über] die dazu bestimmten Synodalfragen und Synoden. Der Hr. Vf. fängt damit an, den Widerspruch aufzudecken, der darin liegt, daß man so viele Bemühungen anwendet, die Lehrer der Religion brauchbarer zu machen und sie zu erwecken und zu veredeln, sie, denen doch die Erweckung, die geistliche Belebung und Verbesserung ihrer Mitbürger anvertraut ist.

verfassung nichts taugt. Er entwickelt die Ursachen, warum insbesondere die gewöhnlichen Predigersynoden bey ihrer bisherigen Einrichtung nichts fruchten können, bestimmt die Art und Weise, wie sie beschaffen seyn müßten, wenn sie wirklichen Nutzen stiften sollten, und zeigt sich durchgängig als einen Mann, der die Fehler des geistlichen Standes und die einzig möglichen Heilmittel dagegen von Grund aus kennt. Möchten doch seine sich jedem Unbefangenen so stark als Wahrheit aufdringenden Bemerkungen und Vorschläge höhern Orts Gehör finden! — Die 3te Abhandlung, über den Religionsunterricht nach dem Bedürfniß der Zeit von Treumann, enthält ebenfalls viel Gutes und Ueberdachtes, selbst viel Vortreffliches, wenn auch schon lauter bekannte Ideen vorgetragen werden. Besonders scheint uns das, was der Hr. Verf. von der kritischen Philosophie und ihrem Verhältnisse zur Religion sagt, ein Wort zu seiner Zeit zu seyn, und die Aufmerksamkeit unsrer Candidaten und jungen Prediger zu verdienen, die zum Theil noch immer das Heil der Welt einzig in ihrem categorischen Imperativ suchen. — Die 4te Abhandlung von Tschirner hat den Titel: Sollte man nicht allmählig im 19ten Jahrhunderte

Liederversen anzufangen. Der Hr. Verf. ist sehr gegen die Anfangsgebete eingenommen, und thut alles, was in seinen Kräften steht, um sie in übeln Ruf zu bringen; aber wir müssen bekennen, daß uns seine Gründe nicht überzeugt haben. Wenn er also für die freiere Form unserer Predigten in Zukunft keine bessern Vorschläge thut, so wird es wohl bey der gegenwärtigen Form bleiben müssen. — Es folgen nun Briefe und Brieffragmente zur nähern Kenntniß des Zustandes des Religions- und Predigtwesens im 19ten Jahrhunderte; und zwar Nachrichten von der letzten Predigerconferenz zu Herrnhut 1803. Man sieht daraus, daß zwar der Geist dieses Instituts immer derselbe bleibt, daß aber doch die Wortführer den Geist der Zeit kennen, und klug genug sind, ihm in gewissen Stücken unmerklich nachzugeben. — Den Beschluß machen drey Casualreden von Heydenreich zu Merseburg, eine über die jetzt so häufigen Ehescheidungen, eine zur Empfehlung der Gesinde-Ordnung, und eine Warnung vor kostspieligen Gesellschaftsverbindungen. Sie sind im Ganzen gut und praktisch, ob sie sich schon durch keine besondern Vorzüge als musterhaft auszeichnen.

Das 1ste Stück des 2ten Bandes eröffnet eine

gen Zeit. Man erräth schon aus dem Beiworte vorgeblich, daß der Hr. Verf. die Sache zu leugnen sucht. Und da ist es wirklich spaßhaft, zu sehen, welche Künste er gebraucht, ja, welche Sophistereien er sich erlaubt, um die Verachtung des Predigerstandes als bloß erträumt darzustellen. Am Ende läuft alles auf folgende zwey Punkte bey ihm hinaus. 1) Es sey keine positive Verachtung, welche jetzt der Predigerstand erfahre, sondern bloß Nichtachtung, Verkennung, Geringschätzung, Gleichgültigkeit, kurz, eben die Gesinnung, welche gegen die Religion selbst herrsche; als ob dieß der Sache nach nicht völlig einerley wäre! 2) Die Leute, welche auf diese Art gegen den Predigerstand sich betragen, haben keinen Grund dazu, und sind Unwissende, Leichtsinnige, Gedankenlose, Halbunterrichtete u. s. w. Aber wer hat denn noch behauptet, daß die Verachtung des Predigerstandes vernünftig und billig sey, oder daß die Leute, welche über Religion und Kirchenwesen so dreist absprechen, Aufgeklärte und Selbstdenker sind? Der Hr. Verf. hat offenbar viel Mühe umsonst verschwendet. — Die 2te Abhandlung verbreitet sich

aber doch, ob man jedem Prediger die Pflicht auflegen könne, Taubstumme in der Religion zu unterrichten, so wie es ihm auch nicht einleuchten will, daß schon das Besuchen der gewöhnlichen Dorfschulen für Taubstumme nützlich sey; denn dieser Unterricht erfordert wohl zu viele eigenthümliche Geschicklichkeiten und Handgriffe, als daß er Ungeweihten in der Kunst gelingen kann. — Die Briefe und Brieffragmente erzählen zuerst die Fortschritte der religiösen Aufklärung in Baiern, welche für die Zukunft viel Gutes versprechen; und setzen dann die Predigerconferenz zu Herrnhuth von 1808 fort. Wir können nicht umhin, folgende Stelle daraus hier wörtlich abzuschreiben. „Die Brüdergemeinde ist itzt sehr mit Sachsen und denen, die itzt hier am Ruder sitzen, zufrieden, so wie denn auch in der That diese sehr für den Lehrtropus der Brüder stimmen. Selbst den Beförderungen sieht man dieß an, wie denn z. B. Hr. Pastor Steinert zu Berthelsdorf, von dem der Bischof gleich bei'm Anfange der dießmaligen Conferenz viele herzliche Grüße ausrichtet und ihn entschuldigt, daß er dießmal der Versammlung einer Berufsreise wegen nicht beiwohnen könne, zum Superintendenten in Coldiz ernannt ist. Hr. Reichel bemerkte dieß auch selbst mit vieler Freude, daß die Proceres in Sachsen sich, wie er es in seiner Sprache ausdrückt,

für

für das Evangelium lebhaft interessiren und dasselbe auf allen Kanzeln im ganzen Lande gepredigt wissen möchten, und setzt hinzu: indessen könnten auch andere Zeiten wiederkommen, daher man um so viel mehr Ursache habe, die gegenwärtige zu nutzen und zu wirken, weil es Tag ist. Die Deutung, die wohl mancher von diesem Zurufe machen möchte, können Sie sich leicht denken." — Eine Meineidsverwarnung vom Hrn. Präpositus Mantzel könnte kräftiger und eindringender seyn; sie erhebt sich kaum zum Mittelmäßigen. — Die Anrede vor der Communion, besonders vor einer Familiencommunion von dem sel. Herder trägt ganz das Gepräge seines Geistes, wird aber zuverlässig nur von solchen verstanden, die mit seinen religiösen Ideen und mit seiner Ansicht des Abendmahls schon bekannt sind; sie dürfte sich also schwerlich dazu eignen, dem Wunsche des Hrn. Kirchenraths Lang gemäß, mutatis mutandis ein allgemeines Formular abzugeben. — — Wir wünschen, daß sich dieses Journal, das für Prediger weit nützlicher ist, als alle mit schlechten und mittelmäßigen Predigtentwürfen angefüllte Magazine zusammengenommen, lange in seinem bisherigen Werthe erhalten möge.

S—i.

XIV.

XIV.

Vindiciarum Coranicarum periculum. Diſsertatio academica, quam - - - conſentiente Ampliſs. Philoſoph. Ordine pro loco in eo rite obtinendo publice defendet a. d. xxx. Martii CIↃIↃCCCIII. Auctor Io. Chr. Guil. Auguſti, Doctor Phil. eiusdemque et linguar. oriental. in Acad. Ien. Prof. Publ. Ord. Reſp. Frid. Zeyſs, Gothano. Ienae, ex officina Stranckmann. iv u. 56 S. gr. 8.

Lange genug iſt dem Mohammed und ſeiner Lehre von chriſtlichen Theologen Unrecht widerfahren; es iſt nun einmal Zeit, daß er und ſein Koran unparteyiſcher gewürdiget werde. Ne diabolo quidem deneganda eſt iuſtitia. Es gehört aber auch zu den eigenthümlichen Verdienſten der neuern proteſtantiſchen Theologen in Teutſchland, daß ſie die Ungerechtigkeiten ihrer Vorfahren wieder gut zu machen ſuchen; nur daß ſie zuweilen auf der andern Seite wieder etwas zu weit zu gehen ſcheinen. Schon Reland (de religione Mohamedica)

Augusti erwirbt sich nun das Verdienst, bessere und mildere Begriffe über den Koran zu verbreiten; und von unserm Zeitalter darf er sich auch ein geneigteres Ohr versprechen. Wir fürchten nur, es möchte dem Koran endlich zu geneigt werden, und sichs wohl einfallen lassen, denselben gar über die christliche Bibel zu setzen, das wir uns doch verbitten müßten. Schon im kleinen Koran (1798.) *) und in seiner Christologia Coranica (1799.) suchte Hr. Prof. Augusti günstigere Begriffe für den Koran zu erwecken; und die nun anzuzeigenden Vindiciae Coranicae sind ganz dazu bestimmt, die Vorwürfe, die besonders in neuern Zeiten Priestley (in s. Discourses relating to the Evidences of revealed religion etc etc. (1799.) dem Koran gemacht hatte, zu widerlegen. [Es ist unbegreiflich, wie ein verständiger Mann, wie Priestley, noch so sehr an veralterten Begriffen von Inspiration, von denen er hier ausgeht, hangen konnte.] Ueberall beurkündet hier der Hr. Verf. schöne Kenntnisse der arabischen Sprache sowohl als der neuesten, selbst ausländischen, Literatur, und bearbeitet zugleich seinen Ge-

Die Dissertation besteht aus drey Abschnitten: I) de fide Corani historica; II) de Abrogato et Abrogante; III) de principio morali in Corano proposito. Man hat bisher dem Koran eine große Menge der ungeheuersten Fabeln Schuld gegeben. Hieher gehört der bekannte Anachronismus, daß die Maria, die Mutter Jesu, Mosis Schwester (Miriam) gewesen sey. Der Hr. Verf. antwortet mit Reland: die Maria heiße im Koran nur die Schwester Aarons; dieser müsse nicht nothwendig der Bruder Mosis seyn, und daß der Vater der Maria Amron heiße, daraus folge nicht, daß das gerade Amron, der Vater Mosis und Aarons seyn müsse. [Allein da doch der Vater Mosis wirklich Amram heißt, 2 Mos. VI, 20., und die Maria im Koran zugleich eine Schwester Aarons heißt: so ist es doch sehr unglaublich, daß Mohammed bey seinem Amron an jemand anders, als an den Vater Mosis gedacht haben sollte. Folglich ist dieser starke Anachronismus schwer vom Mohammed abzuwälzen.] — Doch der Hr. Verf. giebt selbst eine Menge historischer Fehler und Fabeln im Koran zu, die auf dem Wege der Interpretation und der Ausgleichung mit Reland schwer zu ver-

aus dem A. und N. T. geschöpft habe; sondern er folgte der Tradition und den arabischen Schriftstellern. — 2) Mohammed wollte nicht eigentlicher Geschichtschreiber seyn; sondern er brauchte bloß die Geschichte zu Beispielen auf mancherley Art. — 3) Zu seiner Absicht konnte er die Tradition so gut brauchen, als die biblische Geschichte; und wenn er Unrichtigkeiten erzählt, so geschieht dieß doch ganz absichtslos. — Alles dieß hat der Hr. Verf. zwar kurz, aber befriedigend ausgeführt. —

Am längsten hält sich Hr. A. bey dem 2ten Abschnitte de Abrogato et Abrogante auf. — Priestley machte besonders die vielen Abänderungen dem Muhammed zum Vorwurfe. [Unbegreiflich aber ist es, wie Priestley darin einen Vorzug des Christenthums finden konnte, daß weder Christus noch die Apostel irgend ein Mosaisches Gesetz abgeschafft hätten; da doch Jesus ganz deutlich am Ende seines Lebens von einer καινη διαθηκη sprach, und Paulus ausdrücklich sagt Gal. III, 25. ελθουσης της πιστεως ουκετι ὑπο παιδαγωγον εσμεν, vergl. Koloss. II, 14—16.] — Die

Abu-Haschem Habet-Allah. Unter diesen Abweichungen (abrogationes s. retractationes) ziehen natürlich die Mohammedaner die spätern Vorschriften den früheren vor. Man braucht in der That zur Entschuldigung dieser Veränderungen oder Verbesserungen früherer Vorschriften nicht mehr Mühe und Kunst anzuwenden, als bey den Scheinwidersprüchen der Bibel, und zur Rechtfertigung der Aufhebung der Mosaischen Gesetze im N. T. — Wenn freilich Mohammed Vernunftgesetze widerrufen und unvernünftige Gebote an deren Stelle gesetzt hätte, so wäre er nicht zu entschuldigen. Allein das hat sich auch Mohammed bey seinen Retractationen nie zu Schulden kommen lassen; sondern diese betreffen nur religiöse Gebräuche und Uebungen, die Kiblah, Fasten und Wallfahrten. Auch die widersprechend scheinenden Stellen über Wein und Spiel, über Seligkeit der Juden und Christen, lassen sich gut vereinigen. Dahin gehören noch andere widersprechende Stellen im Koran, z. B. wenn es bald heißt: man solle niemand zum Islam zwingen, bald, man soll die Unglaubigen mit Waffen bekehren. Der Hr. Vf. glaubt: man dürfe nur bey solchen Stellen den Menschen und den Gesetzgeber unterscheiden. [Allein besser erklärt man's wohl aus der Verschiedenheit der Zeiten, welche eine ganz entgegengesetzte Politik herbeiführte.] (Die hieher gehörigen Stellen und

ihre Vereinigung muß man bey dem Hrn. Verf. selbst nachlesen.) Der Hr. Vf. erklärt noch manches aus der Perfectibilität des Mohammed und seiner Offenbarungen. [Nur ist Perfectibilität selbst sehr zweideutig. Jede wahre Offenbarung muß zwar nach Rec. Ueberzeugung perfectibel seyn; aber deßwegen ist nicht alles Perfectible sogleich Offenbarung; und bey jeder wahren Offenbarung muß doch absolute Vollkommenheit in den wesentlichen Religionslehren herrschen. Für den strengen Apologeten Mohammeds würde also, wie der Hr. Verf. selbst zugiebt, durch diesen Ausweg nicht viel gewonnen.]

In dem 3ten Abschnitte vom Moralprinzip des Korans bemerkt der Hr. Verf. sehr richtig, daß bey Bestimmung des Werths der Mohammedanischen Moral es nicht darauf ankomme, ob die Mohammedaner ihre religiösen Vorschriften gewissenhafter befolgen, als die Christen die Gesetze ihrer Religion; sondern ob die Moral des Korans mit der Vernunft übereinstimme, oder nicht? Diesen Weg schlug daher zuerst der sel. Imm. Berger ein in s. Abh. Ueber die Moral des Korans und ihr Verhältniß zu der Sittenlehre des Christenthums. Natürlich gestand Berger der christlichen Moral einen bedeuten-

deutenden Vorzug vor der mohammedanischen ein; doch raubte er auch dem Mohammed nicht alles Verdienst, nur in einigen Punkten urtheilte er unbillig, wenn er z. B. behauptet, „die Moral des Korans sey auf einen groben Eudämonismus, ja selbst auf Egoismus gegründet.“ Dieses Urtheil wird daher von dem Hrn. Verf. berichtigt. Das Hauptprincip des Islams ist: Folge Gott. Alles wird also auf den Willen Gottes zurückgeführt. [Die Mohammedanische Moral ist also eben so eine religiöse, wie die christliche; und wenn man nur Gott als die höchste Vernunft betrachtet, so ist darin keine Heteronomie, wie die strengen Puristen behaupten wollten. Das, was an sich recht und gut ist, betrachtet man alsdann zugleich als Willen Gottes. Allein freilich an diese richtige Ansicht der Sache dachte Mohammed nicht, so wenig als die ältern christlichen Theologen. Man dachte vielmehr alles bloß positiv. Und so entsteht allerdings eine Heteronomie, und der Priesterherrschaft ist Thür und Thor geöffnet.] — Die sinnlichen Verheißungen im Paradiese sollten mehr Lockung zur Annahme des Islam seyn; und so grobsinnlich sind sie auch nicht zu verstehen. Mohammed gehörte mehr zu den Mystikern, als zu den groben Sensualisten. Und wenn man es darauf anlegte, meint der Hr. Verf., so könnte man durch moralische Auslegung den Kantischen

Purismus vielleicht eben so gut in den Koran hineintragen, als in das N. T.

Wenn gleich durch diese scharfsinnigen Bemerkungen der Koran nicht von allen Vorwürfen, die ihm und seinem Verfasser gemacht worden sind, befreiet worden ist: so hat doch der Hr. Verf. das schöne Verdienst, den Mohammed von ungerechten Vorwürfen befreiet zu haben. — Nur bedauern wir, daß sich so manche bedeutende Druckfehler in diese schätzbare kleine Schrift eingeschlichen haben.

G—r.

XV.

Dissertatio historico-exegetica Iosephi Archaeologi de Sadducaeorum canone sententiam exhibens. Quam - - - pro venia legendi a. d. XXI. Iul. CIↃIↃCCCIV. publice defendet Auct. Georg. Theophil. Güldenapfel, Philos. Doctor et cet. Ienae, ex officina Schlotteriana. — 26 S. 4.

Bekanntlich standen viele in der Meinung, die Sadducäer hätten nur die 5 Bücher Mosis in ihren Kanon aufgenommen, und die prophetischen Schrif-

Schriften der Juden verworfen; und man hielt sich hauptsächlich durch einige Stellen des Josephus zu dieser Meinung berechtigt. Allein man hätte sich nie so etwas der ganzen jüdischen Religions- und Regierungsverfassung offenbar widersprechendes einfallen lassen sollen. Am wenigsten aber war zu vermuthen, daß noch jemand nach den einleuchtenden Gründen Eichhorn's (in s. Einleit. in das A. T.) sich der sonderbaren Meinung annehmen würde. Und doch that es Woltmann in s. Grundriß der ältern Menschengeschichte Th. I. [Der Hr. Verf. setzt p. 7. auch Hrn. CR. Paulus in s. Commentar über das N. T. Th. I. S. 196 f. unter die Vertheidiger der Meinung, daß die Sadducäer die prophetischen Schriften verworfen hätten. Allein darin geschieht Hrn. Paulus Unrecht, schon nach der ersten Ausgabe, noch mehr aber nach der zweiten (S. 285 f.). Er faßt, besonders in der neuen Ausgabe, die Sache gerade so, wie sie nach Rec. Meinung gefaßt werden muß.] — Es sind 2 Stellen bey Josephus in s. Archäologie (XIII, 10. 6. und XVIII, 1. 4.), worauf man hauptsächlich diese Beschuldigung der Sadducäer gründet. Diese sucht nun der Hr. Verf. in dieser Streitschrift richtiger zu erklären und die

Stelle des Josephus (c. Apion. I, 8.) für seine Meinung.

Man kann es dem Hrn. Verf. nicht absprechen, daß er nicht nur die gute Sache auf seiner Seite hat, sondern auch, daß er sie scharfsinnig gegen die Einwürfe der Gegner vertheidigt. Allein er hätte sich die Sache weit leichter machen können; auf dem Wege, den er bey Erklärung jener Stelle des Josephus einschlägt, verwickelt er sich nur in neue Schwierigkeiten. So giebt er sich z. B. p. 14 f. viele Mühe, zu beweisen, daß durch die Worte des Josephus εν Μωυσεως νομοις die prophetischen Bücher nicht ausgeschlossen würden. Allein diese Mühe möchte wohl vergeblich seyn. An die übrigen Bücher außer den Mosaischen dachte Josephus gar nicht: er redet bloß von eigentlichen Nationalgesetzen (politischen und kirchlichen) und nicht von Moralgesetzen, dergleichen auch in den übrigen heiligen Büchern vorkommen. Jene Nationalgesetze sind aber bloß in den Mosaischen Büchern enthalten. — Auch wäre zu wünschen gewesen, daß der Hr. Verf. gar keinen Antheil (auch nicht durch ein dicuntur p. 22.*)

Sadducaeis von Schulze (Hal. 1779. — welche kleine Schrift freilich der Hr. Verf. nicht bey der Hand hatte; p. 8.). Eine neue scharfsinnige Vermuthung über den Ursprung der beiden Secten-Namen findet man in der neuen Ausgabe des Paulus'schen Commentars Th. I. S. 289. — Unter den S. 6 f. angeführten Gründen, warum Jesus gegen die Sadducäer gerade nur aus Moses argumentirte, vermißten wir den Hauptgrund: die Sadducäer wollten aus Moses beweisen, daß man keine Vergeltung in einem andern Leben zu erwarten habe, weil Moses alle Vergeltung an dieß gegenwärtige Leben knüpfe; Jesus wollte also gerade aus Moses das Gegentheil beweisen, indem Moses die Patriarchen in einem seligen Zustande gedacht haben müsse, weil er Gott ihren Gott nenne, Gott sey aber nur der Lebenden Gott. — Eine kurze Apologie Jesu, wie er ein so schwaches Argument gegen die Sadducäer gebrauchen und diese scharfsinnigen Disputanten dadurch zum Stillschweigen bringen konnte, wäre hier auch gewiß nicht am unrechten Orte gewesen. — Andre Kleinigkeiten, die uns noch aufstießen, übergehen wir. — Im Ganzen ist diese Probeschrift so gut gerathen, daß wir einer fol-

beliebte Emanationssystem, ohne welches wir hier im Finstern tappen und die Sadducäer höchst inconsequent räsonniren lassen, nicht übersehen wird.

G—r.

XVI.

De Episcopis primae ecclesiae christianae eorumque origine, dissertatio theologica, quam — — pro loco in Venerab. Theologor. Ordine rite obtinendo a. d. ıı. m. Februar. CIƆIƆCCCV. publice disceptandam proponit D. Io. Philippus Gabler. Ienae, ex officina Goepferdti. 45 S. 4.

Es sollte beinahe überflüssig scheinen, auf so viele Streitschriften über diese Materie noch einen neuen Versuch folgen zu lassen; und der Verf. muß es dem theologischen Publikum überlassen, nach Durchlesung dieser Dissertation zu entscheiden, ob sie wirklich überflüssig sey. Wir können hier nur die Veranlassung dieser akademischen Schrift anzeigen und ihren Plan vorlegen. — Da die Catholische Kirche sowohl als die Episkopalkirche in England einen wesentlichen Unterschied zwischen Bischöfen und Presbytern behauptet, und die höhere Würde der Bischöfe über die Presbyter von einer aposto-

lischen

lischen Verordnung ableiten, so müssen sie auch nothwendig darauf bestehen, daß beide schon zur Zeit der Apostel ursprünglich von einander verschieden gewesen seyen. Dieß läugneten aber mit Recht die Presbyterianer und auch die Lutherischen Theologen. Die Hauptgründe für die Identität der Bischöfe und Presbyter zur Zeit der Apostel aus ganz deutlichen Stellen des N. T. liefert der Anfang dieser Dissertation (§. 2.) und prüft zugleich die scharfsinnigen Einwürfe der Gegner (§. 3.). Nach dem N. T. hat also offenbar diese Parten Recht; vergleicht man aber die apostolischen Väter und die übrigen ältesten Kirchenlehrer, Irenäus, Tertullian, Origenes, Eusebius, so stimmen alle diese in der ursprünglichen Verschiedenheit der Bischöfe und der Presbyter überein und leiten diesen Unterschied von einer ursprünglichen Apostolischen Anordnung her; ja sie erklären sogar manche Apostel und ihre Gehülfen, Petrus, Jacobus, Timotheus, Titus u. a. selbst für die ersten Bischöfe gewisser Kirchen. Es kommt also darauf an, wie diese Zeugnisse, welche die verächtliche Behandlung, die sie von unsern Theologen erfahren mußten, gewiß nicht ver-

Allein unsre Theologen lagen eben so gut mit den Presbyterianern als mit den Episkopalen in Streit; denn die Presbyterianer nahmen ebenfalls einen ursprünglichen Unterschied zwischen regierenden und lehrenden Presbytern an, wobey man sich hauptsächlich auf 1 Tim. V, 17. berief, wo die Presbyter in προεστωτας und κοπιωντας εν λογω και διδασκαλιᾳ eingetheilt zu werden scheinen. Allein dieser Unterschied ist ganz unerweislich; wie selbst unter den Reformirten Vitringa gezeigt hat. Doch fehlte es auch in der Lutherischen Kirche nicht an Gelehrten, welche annahmen, die Presbyter wären zur Zeit der Apostel gar nicht zum Lehren bestimmt gewesen. Dahin gehören J. H. Böhmer, Dav. Michaelis, in neuern Zeiten Planck, der sie nicht einmal für gottesdienstliche Personen hält. Andere z. B. Ziegler, Schmidt, glauben: nur einigen Presbytern sey das Lehren übertragen gewesen; und noch andere, z. B. Vitringa, Mosheim, glaubten wenigstens, einige Presbyter wären zur Zeit der Apostel zum Lehren untauglich gewesen. — Diese Materie war also genauer zu untersuchen; ich fand aber doch Ursache, bey der gewöhnlichen Meinung zu bleiben, und bewies (§. 4.) mit alten und neuen Gründen, daß alle Presbyter ohne Unterschied nach der Absicht

henden Meinungen und Gründe (§. 5.). Bey dieser Gelegenheit mußte auch die Stelle 1 Tim. V, 17. in genaue Untersuchung genommen werden. Und nun konnte ich erst, nachdem ich alle diese Untersuchungen vorausgeschickt hatte, zur genauern Prüfung der scharfsinnigen Planckischen Hypothese übergehen (§. 6. 7.). Hr. CR. Planck behauptet nämlich (in s. Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung B. I.): die Bischöfe seyen schon in den ersten Zeiten von den Presbytern ganz verschieden gewesen. Die neuen christl. Presbyter hätten nur eben das seyn sollen, was in der jüdischen Gesellschaftsverfassung die sogenannten Aeltesten (זקנים) waren; sie wären also auch keine gottesdienstliche Personen gewesen; denn auch die jüdischen Aeltesten hätten nicht zu der religiösen, sondern zur Municipalverfassung der Nation gehört. Sie wären also nur Censoren und Aufseher gewesen, welche für das Wohl einer Gemeinde hätten sorgen sollen, aber nicht eigentlich Lehrer, gewesen; die Bischöfe hingegen hätten das christliche Lehramt verwaltet, und zugleich die Aufsicht über die Presbyter selbst geführt, wie Timotheus, Titus u. a. — Da diese Hypothese

Ausgeführte wahr seyn soll. Dennoch aber enthält sie gewiß sehr viel Wahres. Dieß führte mich nun (§. 8.) zu einer neuen Vorstellungsart, die, wenn sie auch schon Mehrere gehabt haben sollten, doch noch nirgends, meines Wissens, so bestimmt aufgestellt worden ist. Man kann nämlich in der ältesten christlichen Kirche höhere und niedere Bischöfe unterscheiden; die Niedern waren die Presbyter, Aufseher über die Gemeinden selbst; diese heißen im N. T. κατ᾽ ἐξοχὴν Bischöfe. Höhere Bischöfe waren in der ersten christlichen Kirche die Apostel selbst und ihre Gehülfen, so lange sie sich bey einer gewissen Gemeinde aufhielten; denn sie führten die Aufsicht selbst über die Presbyter. Doch waren sie keine eigentlichen Bischöfe in späterm Sinne, weil sie an keine Gemeinde gebunden waren, sondern von einer zur andern reiseten. Nach dem Tode der Apostel und ihrer Gehülfen waren nun einmal die Gemeinden an eine solche Oberaufsicht gewöhnt; so wählten sie denn aus dem Collegium der Presbyter oder niedern Bischöfe, einen Oberbischof, der nachher Bischof schlechtweg hieß, den Pres-

nur primi inter pares, hatten nur den Vorsitz und führten das Directorium; aber mit der Zeit wußten sie sich durch mancherley Künste eine Oberherrschaft zu verschaffen, bis man endlich gar einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Stand der Bischöfe und der Presbyter behauptete. — So glaubte der Verf. die widersprechend scheinenden Stellen des N. T. und der ältesten Kirchenväter am beßten vereinigen zu können. — Es kommt nun darauf an, ob andere gelehrte Theologen die Sache auch so ansehen möchten, und was sie allenfalls dagegen einzuwenden haben. Wenn die gewöhnliche Meinung der protestantischen Theologen, welcher der Verf. in der Hauptsache beitritt, falsch seyn sollte, so möchte es jetzt erst, nach der Modification, die sie in dieser Dissertation erhalten hat, sich allenfalls der Mühe verlohnen, sie gründlich zu widerlegen, nachdem so manches Unrichtige in den ältern Beweisen, hier berichtigt worden ist. — Nach nochmaliger Durchsicht dieser akademischen Schrift finde ich nichts darin zu berichtigen, als daß ich nun doch in der Offenb. Joh. II—III. unter den αγγελοις της εκκλησιας die Bischöfe, als Repräsentanten der Gemeinen (legati ecclesiarum) (§. 16.) verstehen möchte; damit man nicht Bilder von Bildern in diesen Kapiteln anzunehmen genöthigt wird; denn die Engel sollen Bilder der Gemeinen selbst seyn, und diese

diese Engel sollten wieder durch Sterne (K. I, 28.) abgebildet seyn. Das ist hart. Nur verschlägt diese Abänderung nichts, da der Verf. (pag. 10.) die Apokalypse nicht für eine Schrift des Johannes selbst halten kann, und da Johannes, wenn er auch der Verfasser seyn sollte, dieses Werk in spätern Zeiten geschrieben haben müßte, wo die Gemeinen schon ihre eignen Bischöfe hatten. — Außer den wenigen am Ende angezeigten Druckfehlern ist noch p. 35. in den 2 letzten Zeilen §. II. et III. und §. IV. et V. zu lesen.

G—r.

Mit dieser Schrift verbinden wir zugleich eine kurze Anzeige unsrer letzten Altdorfischen im Druck erschienenen Arbeit.

XVII.

Wie ein rechtschaffener christlicher Lehrer nach dem Muster Jesu seine Religionsvorträge einzurichten habe? Eine Abschiedspredigt gehalten in der Stadtkirche zu Altdorf, am Trinitatisfeste 1804. von D. Joh. Philipp Gabler. Alt-

Altdorfische Gemeinde, die dieses letzte Wort ihres 18jährigen Lehrers von ihm gedruckt verlangte. Doch kann man die Grundsätze, die der Verf. bey seinem Lehramte befolgte, sowohl in Ansehung der christlichen Lehren selbst, als ihres Vortrags daraus kennen lernen. — Diese gedruckte Predigt enthält nur seinen geschriebenen Entwurf, nicht alles, was er mündlich sagte; denn da setzte er noch manches hinzu, was ihm sein Herz eingab. — Möchte auch dieser letzte ausgestreuete Saame bey der dortigen Gemeine, die dem Verf. unvergeßlich ist, viele Frucht bringen! — Bey der Entfernung vom Druckorte sind mancherley Druckfehler eingeschlichen, die man nicht auf die Rechnung des Verf. schreiben wird; z. B. S. 31. Z. 4. seit meines Hierseins, statt: seit meinem Hierseyn, u. s. w.

G—r.

XVIII.

Sammlung einiger Berg- und Cirkularpredigten in Rücksicht auf ihren dem Zeitbedürfnisse angemessenen Inhalt. Herausgegeben von T. G. G. Kießling, Pfarrer zu Steben im Fürstenthum Bayreuth. Hof, im Verlag bey Grau. 1803. 98 S. in 8.

Es sind 2 Berg- und 3 Cirkularpredigten, welche der Hr. Verf. hier als Probestück geliefert hat, und

und die er durch den Druck gemeinnütziger machen will, da die Cirkularpredigten das gewöhnliche Schicksal solcher Vorträge, ein kleines Auditorium hatten. Auch sollen diese Predigten Vorläufer eines größern für die häusliche Erbauung besonders eingerichteten Predigtbuchs werden, das der Hr. Verf. künftig herausgeben will, und die Aufnahme der gegenwärtigen Predigten wird sein Vorhaben näher bestimmen. — In dieser Absicht halten wir es um soviel mehr für Pflicht, ihn auf die Fehler aufmerksam zu machen, die er in Zukunft zu vermeiden hat. Der Hauptfehler ist, Mangel an Popularität, selbst an derjenigen Popularität, die alle Predigten ohne Ausnahme haben müssen, vor welchem Auditorium sie auch immer gehalten werden. Und das gewöhnliche Auditorium des Hrn. Verfs besteht aus Bergleuten, die in der Regel nicht eben sehr gebildet zu seyn pflegen; so wie auch Cirkularpredigten, da sie zum Wochengottesdienste gehören, größtentheils nur von Leuten aus den niedern Ständen besucht werden. Aber was sollen sich diese Leute bey der empörten Thierheit, bey der aufgereizten Thierheit, bey der absoluten Pflicht des vernünftigen sittlichen Wesens, und bey ähnlichen Redensarten denken? Wie schwer, wir

Unglück des Luxus, — dem schleichenden Fieber, das die Wangen röthet und die Gesundheit heimlich untergräbt, u. s. w. entgehen? In der Predigt über die sittliche Freiheit heißt es: Haben wir Kraft, jeden Dornstrauch niederzutreten, wenn auch die Füsse bluten sollten? — Ein anderer Fehler dieser Predigten ist der, daß nichts gehörig entwickelt, sondern alles mehr angedeutet, als ausgeführt wird; eine Methode, wobey die Faßlichkeit des Vortrags ebenfalls nicht gewinnt, besonders da der Hr. Verf. die Gewohnheit an sich hat, sehr oft in kurzen, aphoristischen Sätzen und mit vielen Parenthesen zu sprechen. Irren wir uns nicht, so entspringt sein Mangel an Popularität aus der kritischen Philosophie, deren Anhänger unter den Predigern nur selten und mit wenigen Ausnahmen die Kunst verstehen, eine natürliche und fließende Sprache auf der Kanzel zu reden. Daher ist auch der Hr. Verf. so sehr besorgt, gegen die Grundsätze dieser Philosophie zu verstoßen, und macht S. 10., wo er die Anbetungswürdigkeit Gottes aus der Natur beweist, die sehr unnöthige Anmerkung: „Der Verfasser hofft wegen des Gebrauchs dieser Ueberzeugungsgründe von Seiten der kritischen Philosophie keinen Vorwurf zu verdienen, da diese Gründe fürs gemeine Publikum überzeugender und erbaulicher sind, als tiefsin-

nige Beweise." Wer in unsern Tagen solche Rücksichten nehmen will, dem wird bald nichts mehr zu predigen übrig bleiben. Auch wären wir begierig zu wissen, was die Anmerkung S. 52. sagen will: „Man sucht heutiges Tages das Christenthum der Welt mehr conform zu machen und ihm dadurch ein größeres Ansehen zu verschaffen u. s. w. Was heißt denn wohl, das Christenthum der Welt conform machen? Geht dieß auf die Dogmen, oder auf die Sittenlehre, oder auf die Liturgie, die der Hr. Verf. doch selbst in dem Folgenden auszunehmen scheint? Wozu solche dunkle Winke, die niemand versteht? — Und warum hat der Hr. Verf. unter den Feinden, womit das Christenthum in unsern Tagen kämpfen muß, nicht auch den Aberglauben, die Schwärmerey, die Geheimnißsucht, den Hang zum Wunderbaren genannt? Gehören diese Erscheinungen nicht eben so sehr zum Zeitgeiste, als Zweifelsucht, Unglaube und Gleichgültigkeit in der Religion, womit sie parallel laufen?

Der Raum verbietet uns mehr zu sagen, und

XIX.

Kirchliche und literarische Neuigkeiten.

I.) Nachrichten von dem neuesten Missionswesen in England.

Es giebt einen dreifachen Gesichtspunkt, aus welchem die Wichtigkeit der Missions-Anstalten überhaupt zu beurtheilen ist: den religiös-theologischen, den kosmopolitischen, und den scientifischen.

Der erste dürfte in unsern Zeiten bey den Meisten leicht für den unwichtigsten gelten, da ihnen das Reich Christi keiner Acquisition von außen her mehr bedürftig und die Art und Weise, wie das Compellite intrare meistens bewerkstelliget wird, nicht mit dem wahren Geiste des Christenthums zu stimmen scheint. Indeß hängt doch damit die kosmopolitische Ansicht zusammen,

immer seyn, daß die europäische Cultur, womit die Bewohner des Innern von Afrika, der Inseln des Süd-Oceans u. s. w. tingirt werden, sich verhalte wie der Elementar-Unterricht für eine Dorfschule zu dem Raisonnement eines Lehrbuchs der speculativen Philosophie: so verdient doch dieser Anfang einer größern Geistesperfection der wilden Menschheit die Schätzung des Kosmopoliten. Wie wichtig endlich die Missionsanstalten zur Beförderung des menschlichen Wissens überhaupt, besonders aber der Länder- und Völkerkunde, Physik, Naturgeschichte u. s. w. werden können, und zum Theil wirklich schon geworden sind, bedarf kaum einer Erinnerung. Und deßhalb gebührt der englischen Nation ein besonderer Dank, daß sie sich dieser Anstalten in den neuesten Zeiten so thätig angenommen hat. Wenn auch die Missionäre selbst bey ihrem Geschäft und den Berichten davon vornehmlich nur den ersten Gesichtspunkt in's Auge gefaßt haben, so hindert dieß doch nicht, ihre detaillirten Nachrichten auch für andere Zwecke zu benutzen.

Wir wollen jetzt aus den neuesten Publicationen der Missionary Society in London un-

Resultate der neunten und zehnten General-Session (General-Meeting) berichten. Nro. IX. London, 1803. 32 S. 8. Nro. X. 1804. 28 S. 8. Im Allgemeinen sind diese Berichte der Gesellschaft sehr enthusiastisch, und sie versprechen sich für die Zukunft eine steigende Vergrößerung des Reichs Christi. Nro. IX. beginnt mit den Nachrichten von Verbreitung der reinen Lehre (des Protestantismus) in Frankreich und Italien. Die Societät schickte eine Deputation in beide Länder, um die Uebersetzung von the New Testament, the Essay on its divine Authority, the Assembly's Catechisme und einigen andern Piecen in die Landessprache zu veranstalten, welches auch mit gutem Erfolg bewerkstelliget wurde. Aber beinahe unglaublich ist die Nachricht S. 3.: „Wie groß die Nothwendigkeit sey, die heil. Schrift in diesen Ländern zu verbreiten, beweiset die Schwierigkeit, womit sich die Deputation ein einziges Exemplar in Paris verschaffen konnte; das einzige, das sie zuletzt noch erhielt, war das Geschenk eines protestantischen Predigers"!! Die Hoffnung, sowohl in Frankreich als Italien den Protestantisuus weiter zu verbreiten, ward aber durch den wieder ausgebrochenen Krieg sehr zurückgehalten, worüber die Berichterstatter Nro. X. S. 16. klagen.

Mit zärtlicher Sorgfalt wird von der Gesellschaft die christliche Colonie auf Otaheiti gepflegt. Zwar waren die Aussichten durch einen auf dieser Insel ausgebrochenen Bürgerkrieg nicht wenig getrübt; allein schon beginnen, nach wieder hergestellter Ruhe, die Arbeiten der Brüder mit günstigem Erfolge. Indeß sind die Hoffnungen, welche sich die Societät (nach Nro. IX. S. 10.) von zwey jungen in England in der Brüder-Schule (Moravian-School) zu Merfield erzogenen Otaheitern machte, wieder vernichtet, indem (nach Nro. X. S. 3—4.) beide in kurzer Zeit verstorben sind. Der einzige Trost der Gesellschaft ist: „daß sie beide vorher getauft wurden, und im Glauben und Hoffnung des Evangeliums starben." *)

In Südafrika (Nro. IX. S. 10 ff. Nro. X. S. 4—15.) geht das „Werk des Herrn" treflich von Stat-

*) Ref. kann nicht unterlassen, bey dieser Gelegenheit einen charakteristischen Zug aus Chapman's Missionary Voyage to the Southern pacific Ocean. London, 1799. 8. auszuheben. „Die Einwohner von Otaheiti sagten oft zu den Missionaren: Ihr gebt uns viele Worte und viele Gebete zu Eatua (Gott), aber wenig Beile, Messer und Scheeren!" Ob die Insulaner indeß aufgehört haben, von ihrem groben Egoismus nachzulassen, ist aus diesen Berichten nicht ersichtlich!

Statten. Auch hier fehlte es nicht an Hindernissen, zumal seitdem das Vorgebirge der guten Hoffnung den Holländern restituirt werden sollte. Vor allen wird der Eifer des D. Vanderkemp, der am „Swartz Koph River“ eine neue Colonie „Bethel-Village“, worin die Referenten ein „wahres Gotteshaus“ aufblühen sehen, gründete, und sich in der größten Gefahr (X. S. 12. 13.) mit der größten Unerschrockenheit und Vorsicht betrug, und des Mission. Kicherer, aus dessen Bericht weiter unten Relation erstattet werden soll, gerühmt. Mit Dank erwähnt die Societät der reichlichen Unterstützung, die sie von den Directoren der South African Society erhielt, wodurch sie auch in Stand gesetzt wurde, eine besondere Missions-Gesellschaft in Stellenbosch zu etabliren, welche sich the Stellenbosch Cooperating Society nennt (Nro. IX. S. 22.). Auch diese Nachrichten schildern die Hottentotten als ein gutmüthiges, harmloses, arbeitsames und vorzüglich religiöses Volk, und der Berichterstatter (Nr. X. S. 14.) vergleicht die devote Art und Weise, wie die Bekehrten das Abendmahl feiern, mit den Liebesmahlen der ersten Christen (Agapae of the first Christians).

In Asien (Nro. IX. S. 26 ff. Nro. X. S. 21 ff.) ist die größte Hoffnung auf die Insel Ceylan ge-

Ringeltaube, Ehrhardt und Palm sehr verdient machten. Auch die Wilden von Nordamerika (IX. 22 ff. X. 17—20.) fahren fort, sich der wohlthätigen Wirkungen des Evangeliums zu erfreuen, und die schon Bekehrten tragen durch Wort und That viel dazu bey, ihre verlornen Brüder zu gewinnen. Alles vereiniget sich demnach, die Mitglieder der Societät mit neuem Muthe zu beleben. Ihr Wahlspruch ist (X. 27.): „We have made a beginning, and God has prospered it. Let us go forward!“

Außer diesen summarischen Berichten läßt die Societät auch von Zeit zu Zeit ausführlichere Nachrichten drucken. Unter dem Titel: Transactions of the Missionary Society from 1795 to 1802. Vol. I. erschien die erste Sammlung, wovon wir jetzt die Fortsetzung anzeigen. Transactions of the Missionary Society. Containing the Rev. Mr. Kicherer's Narrative of his Mission to the Hottentots and Boschmen; with a general Account of the South African Missions. Vol. II. Number I. Printed by Order of the Directors of the Miss. Soc. for the Benefit of the Institution. London, 1804. VII. und 56 S. gr. 8. (mit einem Kupfer). Der Missionär Kicherer, ein geborner Holländer, ist in Südafrika so zu sagen einheimisch geworden, und hat das schwere Geschäft über sich genommen, die

die in Afrika so allgemein gefürchteten Buschmänner (Boschmen, von welchen besonders Le Vaillant eine fürchterliche Beschreibung macht) zu bekehren. Die Darstellung ihrer religiösen Begriffe S. 6 ff. dürfte leicht die interessanteste Partie des ganzen Pamphlets seyn. „Die Buschmänner haben keinen Begriff von einem höchsten Wesen und folglich auch von keinem Cultus desselben. Sie haben eine aberglaubige Verehrung für ein gewisses kleines Insekt, welches unter dem Namen des kriechenden Blatts (Creeping-leaf) bekannt ist. Sein bloßer Anblick bringt schon Glück, wer es aber tödtet, ladet den Fluch auf sich. Auch haben sie einige Begriffe von einem bösen Geist, der Unglück bringt und besonders Urheber der Krankheiten ist. Um diesem Uebel entgegen zu arbeiten, bedient man sich gewisser Leute, welche aus dem Munde blasen (blow) und über dem Kranken einen summsenden Ton wie die Bienen von sich geben (make a humming noise over the sick), womit sie oft mehrere Stunden hinter einander anhalten.“ Diese mehr unglücklichen als bösen Menschen zeigen überall viel Empfänglichkeit für bessere Belehrung und mehrere derselben wurden für die Sache des Christenthums gewonnen.

River und Zak River giebt, worin über die Coronnas und das gutmüthige Volk der Namaquas brauchbare Notizen, so wie auch über die naturhistorischen Merkwürdigkeiten dieser Landstriche mitgetheilt werden. Den Beschluß macht S. 49 ff. eine Anzeige der verschiedenen Missionary Stations in Süd-Afrika, nämlich zu Cape-Town, Stellenbosch, und Graaff-Reinet, wovon besonders die erste und letzte schon recht gut organisirt sind.

Wir verbinden hiermit die Anzeige einer kleinen Schrift, die zur Ankündigung einer neuen Gesellschaft zur allgemeinen Verbreitung der Bibel: The British and Foreign Bible-Society, die sich vor kurzem in London zu constituiren angefangen hat, geschrieben ist: The Excellence of the Holy Scriptures an Argument for their more general Dispersion at home and abroad. Second Edition. London, 1803. 30 S. 8. Die allgemeinen Bemerkungen, welche die Vortreflichkeit der h. Schrift darstellen sollen, gewähren kein Interesse, da sie von der Oberfläche abgeschöpft sind und bloß den dogmatisch-ascetischen Gesichtspunkt berühren. Wichtiger war uns die Notiz S. 17 ff. von den verschiedenen in England gestifteten Societäten, welche wir hier ausheben wollen:

1) Die

1) Die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß (The Society for promoting Christian Knowledge, gestiftet im Jahr 1698. 2) — — zur Ausbreitung des Evangeliums im Auslande (Soc. for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts.) gestiftet 1701. 3) Die Schotländische Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß (Soc. in Scotland for propagating Christ. Knowledge) gestiftet 1709. 4) — — — — unter den Armen (Soc. for promot. religious Knowledge among the Poor) gestiftet 1750. 5) Die Bibel-Gesellschaft (the Bible-Society) gestiftet 1780. 6) Die Gesellschaft zur Unterstützung und Aufmunterung der Sonntags-Schulen (the Soc. for the Support and Encouragement of Sunday-Schools) gestiftet 1785.

An diese Societäten soll sich nun die angekündigte British and Foreign Bible-Society anschließen. Sie soll sich nicht, wie die Bible-Society, bloß auf Großbritannien einschränken, sondern sich auch über das ganze Ausland ausdehnen — vor der Hand zwar nur über Europa; aber künftig sollen auch die übrigen Erdtheile mit Bibeln versorgt werden (S. 27 ff.). Die Gesellschaft wird brauchbare Uebersetzungen besorgen und diese unentgeldlich an die Armen, die sich keine

Bibel

Bibel kaufen können, vertheilen. In einer besonders gedruckten Ankündigung sind Auszüge aus Briefen mitgetheilt. Unter andern auch von einem englischen Kaufmann aus Nürnberg, worin er die Societät bittet, die armen Protestanten in Oestreich, Kärnthen, Steyermark und Ungarn mit Bibeln zu versorgen. Die Absicht ist lobenswerth und es läßt sich hoffen, daß, ungeachtet der ungünstigen Zeitumstände, in dem begüterten England diese Anstalt reichliche Unterstützung finden werde.

II.) OCR. Hermes eine neue Sonne am Holsteinischen Kirchenhimmel.

Dieses Stück des theol. Journals mag die wichtige Novelle beschließen, daß die in Berlin längst ausgeschienene Sonne — die nur unter einem v. Wöllner glänzen konnte — Hr. OCR. Hermes, jetzt am Holsteinischen Kirchenhimmel mit neuem Glanze — als Oberaufseher des Kirchen- und Schulenwesens — hervortreten, und die Holsteinischen Kirchen und Schulen erleuchten und erwärmen soll!

Journal für auserlesene theologische Literatur.

Herausgegeben von

D. Johann Philipp Gabler.

Ersten Bandes drittes Stück.

Nürnberg, bey J. E. Monath und J. F. Kußler. 1805.

Inhalt.

I.

Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche nach der Zeitfolge, von D. Heinrich Philipp Konrad Henke. Fünfter Theil. Braunschweig, im Verlage der Schulbuchhandlung, 1802. 398 S. — Sechster Theil. Ebendas. 1804. 353 S. gr. 8.

Auch unter dem besondern Titel:

Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, von D. Heinr. Philipp Konr. Henke. Erster Theil. Zweiter Theil.

Der Titel giebt es schon, daß man dieses Werk theils als Fortsetzung der mit allgemeinem Beifall aufgenommenen und schon in mehrern Auflagen erschienenen vier Theile der allgemeinen Geschichte der christlichen Kirche des berühmten Hrn. Verfassers, theils als ein eignes Werk über die Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts betrachten kann. Und in der That möchte der letztere Gesichtspunkt dem vortreflichen Buche vortheilhafter seyn, als der erstere, weil es durch seine, an sich zwar sehr schätzbare, Ausführlichkeit

zwey Theile enthalten nur die Geschichte der katholischen Kirche von der Bekanntmachung der Bulle Unigenitus an bis zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu im J. 1773. Und wenn die Geschichte der katholischen Kirche und Religion ganz vollständig vorgetragen werden soll, so möchte noch ein Bändchen nöthig seyn. Nach dieser Proportion muß auch die Geschichte der protestantischen Kirche in diesem Zeitraume (eigentlich bis zum Tode des großen Friedrichs 1786.) ebenfalls wenigstens zwey Theile bekommen, und die neueste Kirchengeschichte auch einen Theil. So besteht alsdenn die Kirchengeschichte des 18ten Jahrhunderts aus fünf bis sechs Theilen, und die ganze Geschichte der vorhergegangenen 17 Jahrhunderte nur aus vier Theilen. — Doch ist Rec. für seine Person mit diesem Mißverhältnisse sehr wohl zufrieden. Ueber die vorhergehenden Jahrhunderte hat man größere Werke genug, aus denen man sich über einzelne Punkte ausführlicher belehren kann. Allein über das 18te Jahrhundert hatten wir Protestanten außer einzelnen zerstreuten Materialien und kleinen Skizzen doch nur die ausführlichen Werke von Schlegel und von Einem, (denn Walch's, zwar nicht unbrauchbares compend. histor. eccl.

die aber in Ansehung des Geistes der Bearbeitung durchaus keine Vergleichung mit dem gegenwärtigen Werke aushalten. Denn hier spricht nicht nur der gelehrte Geschichtskenner, sondern auch der liberale Theologe, der alles aus einem freiern, obgleich noch immer schonenden, Gesichtspunkte ansieht. Man wird nicht bloß mit der großen Masse der kirchenhistorischen Thatsachen in dieser Periode auf eine sehr unterhaltende Art bekannt, sondern zugleich auf den rechten Standpunkt gestellt, aus dem man die wichtigsten Begebenheiten in ihren Ursachen, Triebfedern und Folgen leichter übersehen kann. Und da die neueste Kirchengeschichte gerade das meiste Interesse hat, so ist gar kein Zweifel, daß eine so gehaltvolle und anziehende Bearbeitung derselben noch weit mehr Beifall erhalten wird, als die vorhergehenden Theile der Henke'schen Kirchengeschichte.

Der erste Theil enthält die eigentliche Geschichte der katholischen Kirche in diesem Jahrhundert; doch machte es der Zusammenhang nothwendig, daß ein Theil der protestantischen Kirchengeschichte, nämlich die Geschichte der Bedrückungen der Protestanten in Polen, im Salzburgischen, in der Pfalz, in Oestreich, Ungarn,

zweite Theil hingegen beschäftigt sich mit einer ausführlichen Geschichte des Unglaubens und der Freigeisterey. Diese gieng zwar von England aus; allein da sie sich doch hauptsächlich in Frankreich und durch die verführerischen Schriften französischer Gelehrten ausbreitete, so hatte der Hr. Verf. vollkommen recht, daraus einen Abschnitt der katholischen Kirchengeschichte zu machen, da ohnehin die Geschichte lehrt, daß der Unglaube am beßten in der Region des Aberglaubens gedeihet, indem nichts leichter ist als der Uebergang vom Aberglauben zum Unglauben.

Dem ersten Theile ist eine treffende Einleitung in die gesammte Kirchengeschichte des 18ten Jahrh. vorangeschickt, über den verschiednen Gang des menschlichen Geistes unter den verschiedenen Religionspartheyen und in den verschiednen Europäischen Reichen. Darin liegt zugleich der Schlüssel zu so manchen auffallenden Begebenheiten, welche in der Kirchengeschichte selbst erzählt werden. Was übrigens in diesem ersten Theile über die katholische Kirchengeschichte des 18ten Jahrhunderts (bis J. 1773.) enthalten seyn werde, darf dem Kenner nicht erst gesagt werden; und für den Nichtkenner die Rubriken der 45 Pa-

nen, daß dieses vortrefliche Werk schon in jedermanns Händen seyn werde. Doch aber halten wir es für Pflicht, auf die interessantesten Partieen hier aufmerksam zu machen, die man anderswo vergeblich so pragmatisch und in dem Geiste bearbeitet suchen möchte. Hieher gehört §. 7. (S. 61—72.) die Geschichte des Streits mit le Courayer über die bischöflichen Weihen der Englischen Kirche; §. 16. die Geschichte des berüchtigten, durch den schwachen P. Benedict XIII. so sehr erhobenen Nicol. Coscia, der aber dafür unter dessen Nachfolger Clemens XII. desto härter büßen mußte; §. 17. 18. (S. 118—145.) die Darstellung der neuen Constitutionshändel in Frankreich unter dem Cardinale Fleury, nebst der Geschichte der Appellanten und ihrer Wunderbeweise; §. 22. (S. 169—183.) die Geschichte der Salzburgischen Auswanderung; §. 24. (S. 188—204.) Geschichte der Bedrückungen der Reformirten Kirche in der Kurpfalz; §. 29. (S. 220—235.) Beschreibung der Verfolgungswuth in Ungarn; §. 33. (S. 265 ff.) zweymalige Irrung wegen Verschiedenheit der Zeit des Osterfestes unter Katholischen und Protestanten; §. 41. (S. 320 ff.) Hildesheimischer Streit über

Es mag hier genug seyn, nur die Rubriken dieser Paragraphen angegeben zu haben; doch können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, die sich uns überall aufdrang, daß es wohl jedem Unparteyischen auffallen muß, wie die Jesuiten überall, beinahe unter jeder Rubrik dieser Geschichte der katholischen Kirche, ihre Hände im Spiel hatten und allenthalben die abscheulichsten Intriguen spielten. Unbegreiflich ist es daher, wie man in verschiednen Ländern diesen abscheulichen Mönchsorden, der zu allen teuflischen Anschlägen, die Rechte der Menschheit zu unterdrükken, von jeher die Hände geboten hat, wieder so sehr begünstigen kann; aber noch unbegreiflicher ist, wie selbst protestantische Gelehrten diese Höllenbrut in Schutz nehmen konnten. Einzelne wakkere Männer dieses Ordens, welche oft am wenigsten von den Höllenplanen ihrer Obern wußten, können nicht zur Apologie des Ordens selbst dienen. —

So schätzbar aber jedem Freunde einer liberalen Geschichte der christlichen Religion und Kirche

essanter. Nirgends findet man in der Kürze und mit dem umfassenden Ueberblick die Hauptideen der Englischen und Französischen Freigeister so unparteyisch dargelegt und so nach ihrem Eingreifen in den Zeitgeist geschildert, als hier. Man findet hier sowohl die Englischen Freidenker Collins, Woolston, Tindal, Morgan, Chubb, Bolingbroke, Hume, nach ihren Schriften und Haupttendenzen und mit ihren Gegnern und Widerlegern, als die Französischen Spötter, Philosophen, Encyclopädisten, Atheisten, de la Mettrie, d'Argent, de Prades, d'Alembert, Diderot, Helvetius, vornehmlich Voltaire und Rousseau, nach ihren verschiedenen Systemen vollständig ausgeführt. Besonders belehrend ist die Schilderung des denkenden und edlen Sonderlings J. J. Rousseau und die Darstellung seiner in verschiedenen Büchern vorgetragenen Hauptideen (S. 232—266.), nebst der treflichen Zusammenstellung desselben mit Voltaire nach seinem Charakter und seinen vielen Spottschriften (S. 267—287.). Rec. weiß kein besseres Handbuch zur vollständigen, leichten und doch genauen Uebersicht der Englischen und Französischen Freidenkerey zu empfehlen, als diesen Theil der Henke'schen Kirchengeschichte.

Zweckmäßige und genaue Literatur war schon ein Vorzug der frühern Theile; und man wird

sie auch in diesen beiden Theilen nicht vermissen. Nur einige unbedeutende Kleinigkeiten finden wir noch zu bemerken. Th. I. S. 86. wird not. i. Buddeus de conciliis Lateranensibus rei christianae noxiis in Miscellan. sacris T. II. angeführt. Allein von Buddeus hat man keine Miscellanea sacra (wie von J. G. Walch), sondern: Dissertationum aliarumque commentationum ad theologiam, histor. ecclesiast. et recentiores controversias spectantium syntagma I—III. — Dieses Buddeische Programm steht aber nicht nur P. II. dieser Buddeischen dissertatt. et commentatt., sondern auch in I. G. Walchii primitiis sacris Ienens. (Ien. 1726. 4.) p. 81 sqq. — S. 173. kann man auch noch über die Salzburger Emigranten und die über sie herausgekommenen Schriften vergleichen: Nöthiges Supplement zu der Auserlesenen theologischen Bibliothek St. 13—16. (1732—34.), wo auch eine Abbildung von dem auf derselben Seite vom Hrn. Verf. erwähnten wackern Schaitbergen in Nürnberg zu finden ist.

Der Vortrag des Hrn. Verfs ist einfach und kräftig; der Ausdruck rein und edel. Er vermeidet daher auch sorgfältig die sonst in die teutsche Sprache aufgenommenen fremden Wörter und vertauscht sie in Campe's Manier mit neugeformten teutschen; z. B. Th. I. S. 346. zuchtgewohntes

Heer,

Heer, statt disciplinirtes Heer. Sehr gut! Allein ob andre nach derselben Art gestempelten Wörter z. B. Th. I. S. 373. überbergische Begriffe, statt des gewöhnlichen: ultramontanische Begriffe; S. 377. Alleinherrschaften statt Monarchien; und Th. II. S. 241. Büchereyn statt Bibliothek eben so gefallen werden, muß die Zeit lehren. Gewiß aber verdient dieser Purismus weit mehr Empfehlung, und sollte er auch übertrieben werden, doch weit mehr Entschuldigung, als die durch unsre neuern Philosophen und Aesthetiker eingeführte ungeheure Sprachverfälschung, wo man durch fremdes Wortgeklingel ganz gemeinen Gedanken eine besondere Erhabenheit anzueignen vermeint. — Uebrigens wird das Publikum gewiß mit Sehnsucht der Fortsetzung dieses gehaltvollen Werkes mit uns entgegen sehen.

G—r.

II.

Ueber die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Haupt-Partheyen, mit einer kurzen historischen Darstellung der Umstände, welche die Trennung der lutherischen und reformirten Parthie veranlaßten, und der Versuche, die zu ihrer Wieder-

vereinigung gemacht wurden. Von D. G. J. Planck, Konsistor. Rath, und Professor der Theologie zu Göttingen. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1803. VIII u. 366 S. in 8.

Es ist zwar schon viel in neuern Zeiten über die unnatürliche Trennung der beiden protestantischen Religionsparteyen und über die Nothwendigkeit ihrer Wiedervereinigung bey verschiedenen Veranlassungen gesagt worden; auch Rec. hat vor 5 Jahren im Neuest. theol. Journ. B. IV. S. 58 ff. seine Stimme darüber abgegeben. Allein manche Umstände haben sich inzwischen verändert, und manche auffallende neue Erscheinungen veranlaßten wieder neue Ansichten und ließen wenigstens tiefere und ganz unbefangene Untersuchungen der wichtigen Frage wünschen. Dann so schimpflich auch die fortdauernde Trennung dieser beiden Parteyen für den Protestantismus ist; so sehr auch daher nach der schon längst erfolgten innern Annäherung der beiden Parteyen eine äußere und öffentliche Wiedervereinigung derselben zu wünschen seyn möchte: so große Hindernisse setzen doch Eigennutz und Pfafferey, wie die neueste Geschichte lehrt, einer sol-

zu befürchten seyn möchte, wenn die öffentliche Wiedervereinigung zu schnell und ohne gehörige Vorbereitung eingeleitet würde. — Es war daher ein sehr verdienstliches Unternehmen des würdigen Hrn. C.R. Planck's, diesen wichtigen Gegenstand mit der Fackel der Geschichte genauer zu beleuchten und ihn von allen Seiten mit höchster Unbefangenheit zu untersuchen. Und wenn gleich neuere unangenehme Auftritte diese Schrift zunächst veranlaßt haben, so behält sie doch durch die gründliche und unparteyische historische Entwickelung einen absoluten Werth, wenn auch jene Streitigkeiten längst vergessen seyn werden. — Rec. hat diese Schrift mit wahrem Vergnügen gelesen und muß ihr in der Hauptsache durchaus beistimmen; nur in einigen Nebenpunkten möchte er einen andern Weg einschlagen. Er würde auch schon längst diese Schrift angezeigt haben, wenn nicht seine Amtsveränderung ihm eine frühere Anzeige unmöglich gemacht hätte. Da aber diese Schrift nichts weniger als ein bloß temporäres Interesse hat, so wird diese spätere Anzeige noch immer nicht zu spät kommen. — Wir wollen nun den Ideengang des Hrn. Verfassers genau verfolgen, um so mehr, da keine Inhaltsanzeige die Uebersicht des Ganzen erleichtert, und dann hie und da unsre erläuternden oder abweichenden Bemerkungen gelegentlich einschalten. —

Die Hauptabsicht des Hrn. Verfs geht, nach der Vorrede, dahin, die Ueberzeugung einzuleiten, daß man gar nicht nöthig habe, eine Vereinigung der zwey Parteyen jetzt noch so dringend unter uns zu wünschen, weil in der gegenwärtigen Lage der Umstände und bey der jetzigen Stimmung ihrer Gesinnungen ihre fortdauernde äußere Trennung für kein sonderliches Uebel mehr gelten kann. [Wenn es nur nicht für die Protestanten so schimpflich wäre, eine unsern Vorfahren so wenig Ehre machende Trennung noch länger zu unterhalten! Dieses Schimpfliche ist Uebels genug, das jeden liberalen Theologen, der von Gemeingeist für die protestantische Kirche beseelt ist, hart genug drückt! Und dann fehlt es auch noch immer nicht an drükkenden Lagen des Lutheraners in reformirten Ländern und umgekehrt. Das sollte jetzt durchaus nicht mehr seyn.] Dann wollte aber auch der Hr. Verf. durch diese Ueberzeugung zu der Folgerung hinleiten, daß man auch nicht nöthig habe, sich dabey zu übereilen, und es selbst in dem Falle nicht nöthig habe, wenn sich auch aus andern Zeichen der Zeit die Hoffnung schöpfen ließe, daß jetzt eine solche Vereinigung leichter, als jemals erzielt werden könnte. [Uebereilt darf freilich in der wichtigen Angelegenheit nichts werden; sonst

den Protestantismus so wichtige Schritt auch nicht werden. Es gehört in der That jetzt bey so ganz geänderten Ueberzeugungen viel Phlegma oder kalte Politik dazu, dem fortdauernden Religionsunwesen so ganz gleichgültig zuzusehen.] — Um diese Resultate zu gewinnen, werden in der ersten Abtheilung allgemeine Untersuchungen über Trennung und Wiedervereinigung der Religionsparteyen und über ihre gute und schlimme Seite angestellt; und darauf folgt in der zweiten Abtheilung die Anwendung auf die Trennung und Wiedervereinigung der Lutheraner und Reformirten, und zwar in drey Abschnitten, wovon der erste von der Trennung beider Parteyen und von deren Ursachen handelt; der zweite von den ältern Vereinigungsversuchen, und der dritte von der gegenwärtigen Lage der Sache, und von dem, was unter solchen Umständen jetzt zu thun, zu lassen und zu hoffen sey. — Am Ende der Vorrede könnte es auffallen, daß des Hrn. Verfs Absicht zuerst dahin gieng, auch noch in einer dritten Abtheilung sich über das mögliche und wünschenswürdige einer Wiedervereinigung unsrer evangelischen Parteyen mit der katholischen zu erklären, da doch wegen der ganz entgegengesetzten Grundsätze des Katholicismus und

Protestantismus zu denken ist, zumal in unserm Zeitalter, wo die neuern Protestantischen Theologen sich noch viel weiter, als je vorher, von der katholischen Religion durch die Vindicirung der Rechte der Vernunft entfernt haben. Allein am Schlusse erklärt er sich befriedigend dahin, daß sich zwar nicht Mittel und Wege zu einer Wiedervereinigung dieser Parteyen, aber doch Mittel vorschlagen lassen dürften, durch welche ihre fortdauernde Trennung unschädlicher, als sie bisher war, gemacht werden könnte. [Doch möchte dieß nur in einem protestantischen oder in einem solchen katholischen Lande ausführbar seyn, wo die Regierung von Grundsätzen einer weisen Staatskunst ausgeht und sich vom Klerus nichts einreden läßt.] Doch fand der Hr. Verf., daß darüber weit mehr gesagt werden müßte, um das gar zu viele Unrecht etwas gut zu machen, das sich dabey alle Parteyen gegen einander erlaubt haben, folglich eine eigne Schrift dazu nöthig wäre; ob er aber bald, oder jemals dazu Muße finden werde, kann er nicht voraussagen. —

Im ersten Abschnitt wird zuerst der Begriff der Kirche entwickelt, wo aber S. 11. der 4te und 5te Satz einander zu widersprechen scheinen, wenn der Hr. Verf. einmal sagt, daß die Kirche (als Vereinigung zu einem ethischen Staate) niemals als

als sichtbare, durch ein äußeres Band vereinigte Gesellschaft in der Welt auftreten kann und auch nach der Absicht Jesu niemals solle, (sondern sie solle nur durch moralische Bande sich verschlungen fühlen) — und doch im 5ten Satze hinzusetzt: daß Christus den Anhängern seiner Lehre ganz und gar nicht verwehrt habe, daß sie sich hie und da unter Begünstigung der äußern Umstände auch in eine äußere geschlossene Gesellschaft zusammenziehen und eine Kirche auch in diesem Sinne bilden möchten. Schließt also der Begriff eines ethischen Staates durchaus nicht die Verbindung zu einer äußern geschlossenen Gesellschaft aus, wie der Hr. Verf. im 5ten Satze ganz richtig bemerkt; wie kann nun unmittelbar vorher behauptet werden, daß die christliche Kirche niemals als eine sichtbare Gesellschaft in der Welt auftreten könne, noch auch nach der Absicht Jesu solle? — Wahrscheinlich verstand dieß aber der Hr. Vf. im Widerspruche gegen die katholische Kirche davon, daß Christus nicht daran gedacht habe, daß alle seine Anhänger in der ganzen Welt nur ein äußeres Ganze, eine Religionsgesellschaft ausmachen sollten, kurz eine ecclesia vna, sancta et catholica in katholischem Sinne; sie können eben so gut aus mehrern einzelnen Parteyen

einer Kirche ein wahrer Christ seyn, also auch außer der Kirche selig werden. Aber es ist wenigstens möglich, daß ein Mensch es in der Kirche mit mehr Leichtigkeit und in einem höhern Grade werden kann; und daraus entstehen für ihn genug Verpflichtungsgründe, sich auch äußerlich zu einer Kirche zu halten (S. 15.). Daraus entspringen aber auch die Gründe, die allein sein Urtheil über die Umstände, unter denen er sich eine Trennung von ihr erlauben darf, bestimmen können. Denn es giebt allerdings Fälle, in denen man sich nicht nur berechtigt, sondern wirklich verpflichtet halten mag, sich von einer Religionspartey abzusondern (S. 16.). Am allgemeinsten scheint man sich darüber vereinigt zu haben, daß aus der Verschiedenheit der religiösen Denkungsart und der religiösen Meinungen der gültigste Rechtfertigungsgrund einer Trennung erwachsen dürfte. Nur aber muß es eine Verschiedenheit in den wesentlichen Grundbegriffen der christlichen Religionstheorie (dissensus fundamentalis) seyn (S. 17 ff.), weil nur alsdann die Absicht einer gemeinschaftlichen Gottesverehrung nicht mehr erreicht werden kann. [Aber freilich kommt es hier auf Begriffe und

würde, wenn Theologen über solche Dogmen dissentirten. Man würde es diesen sogar sehr verübeln, wenn sie nur darüber disputiren wollten.] Dabey versteht es sich von selbst, fährt der Hr. Verf. S. 19. fort, daß das Rechtmäßige dabey nicht davon allein abhängen kann, ob die Ueberzeugung, durch welche die Trennung motivirt wird, an sich richtig oder unrichtig ist. Es ist sogar möglich, daß beide Parteyen irren. Es kommt hier nur auf redliche Ueberzeugung an. Die katholische Kirche kann freilich dieß nicht zugeben, weil sie es als entschieden annimmt, daß man bey einer Absonderung von ihr niemals mit redlicher Ueberzeugung irren könne. Hingegen eine bloße Verschiedenheit in Nebensachen, durch welche die Erreichung des gemeinschaftlichen Zwecks nicht verhindert wird, kann niemals eine Trennung rechtfertigen. [Nicht einmal zur Einheit des Glaubens kann eine durchgängige Uebereinstimmung in Meinungen gefordert werden; eine solche verlangt nicht einmal die katholische Kirche, wenigstens in der Praxis.] — Aber auch die Verschiedenheit der Gesellschaftsverfassung kann eine Trennung rechtfertigen, in sofern eine gewisse

Principien der katholischen Kirche giebt das keinen rechtfertigenden Grund zur Trennung. — Allein wenn auch die Trennung von einer kirchlichen Partey unter den angegebenen Umständen zulässig ist, so folgt doch daraus nicht, daß sie auch in allen diesen Fällen nothwendig, oder nur weise und zuträglich sey. Der Hr. Verf. zeigt nun (S. 40 ff.), wo eine Trennung nothwendig, und wo sie nur zulässig ist, aber deßwegen nicht sogleich weise und räthlich (S. 48.). Wenn aber auch dieß der Fall ist, so ist doch nie Haß und Verfolgung zulässig (S. 51 ff.); denn jeder folgt ja seiner Ueberzeugung. (Bey dieser Gelegenheit werden die Quellen dieses Religionshasses angezeigt und dessen Ungerechtigkeit dargethan (S. 55 ff.). Auch ist eine Trennung unter gewissen Umständen weder für ein Unglück, noch weniger für ein Verbrechen zu halten (S. 66 ff.). Der Erhaltung des Friedens ist oft die Entfernung zuträglich. Aus dem katholischen Gesichtspunkte gewinnt freilich die Sache ein ganz anderes Ansehen. [Aber eben deßwegen kann auch dieser weder vernünftig noch ächt christlich seyn.] — S. 73 ff. kommt nun der Hr. Verf. auf die Wiedervereinigung der getrennten Religionspartheyen, und auf die Bedingungen, unter denen sie eingeleitet wer-

eine Partey der andern völlig nachgeben; oder beide müssen sich durch wechselseitiges Nachgeben einander nähern und dadurch zuletzt in einem Punkte zusammentreffen; oder beide behalten ihr eigenthümliches, kommen aber darin überein, daß dieß kein Hinderniß des Friedens und der sonstigen Glaubensgemeinschaft mehr seyn solle *). — [Der zweite Weg durch wechselseitiges Nachgeben und Zusammentreffen in einem Punkte kann aber auf mehr als eine Art gedacht werden. Entweder so, daß die eine Partey eine Meinung ganz aufgiebt und dafür die Meinung der andern Partey ganz annimmt, und die andre Partey eben so verfährt: z. B. wenn die Lutheraner die Meinung der Reformirten

*) Pfaff bezeichnete diese drey Wege, wie auch der Hr. Verf. S. 75. bemerkt, mit den Namen: Vnio absorptiua, temperatiua, conseruatiua, in seiner Rede: de cautelis circa consilia irenica, vnionem Protestantium ecclesiasticam spectantia p. 12. — Nur begreifen wir nicht, warum Hr. CR. Pl. nicht diese in Pfaffii orationum academicarum hexas (Tubing. 1721. 4.) befindliche lateinische Originalausgabe, sondern die elende von einem heftigen Gegner Pfaffens gemachte und mit groben polemischen Anmerkungen versehene teutsche Uebersetzung, Frf. und Leipz. 1722. 4.

vom Abendmahl annähmen, und die Reformirten dagegen ihre Meinung von absoluter Gnadenwahl fahren ließen. — Oder so, daß jede Partey ihre eigenthümlichen Meinungen milderte, bis man auf eine Formel käme, welche beide Parteyen annehmen könnten. Dieß war der Weg, den man sonst gewöhnlich einschlug, wobey sich aber meistentheils die Unterhandlungen wieder zerschlugen, weil man sich über eine solche gemeinschaftliche Formel nicht vereinigen konnte. So hätte z. B. die Meinung Calvins über das Abendmahl, der einen wirklichen Genuß, und kein bloßes Symbol, des Leibes Christi im h. Abendmahl annahm, (nur keine eigentliche manducatio oralis,) ein solches Vereinigungsmittel werden können. — Oder endlich so, daß man sich nur über die wesentlichen Religionslehren

Matth. Pfaffii Rede — — — nicht wegen ihrer Vortreflichkeit, sondern zur Offenbarung und Verabscheuung der darin enthaltenen Boßheit, ins Teutsche übersetzet und durch kurze Anmerkungen genugsam widerleget von Christiano Tettenio. — Pfaff sagte selbst von dieser Uebersetzung (in s. Introd. in hist. Theol. literar. Tom. III. p. 542.): Orationem Germanicam primum fecit scurra quidam pseudonymus Christ. Tettenius notisque etiam allatrauit. — Eine andere teutsche Uebersetzung findet sich in [illegible]

lehren mit einander vereinigt, und die übrigen Meinungen und Vorstellungsarten, wenn sie gleich in ältern Zeiten für noch so wichtig gehalten würden, als gleichgültig und unbedeutend ganz frey giebt; wenn also beide Parteyen in ihrem Lehrbegriff reformiren, und in dem Resultate dieser Reforme mit einander übereinstimmen. So nähern sich die Parteyen durch bessere Einsichten in das Wesen der Religion, und finden in dieser Reforme selbst einen Grund der Wiedervereinigung. Jede Partey läßt da etwas fahren, oder hat es vielmehr schon längst in der Stille als unhaltbar aufgegeben. Freilich setzt dieser Weg voraus, daß beide Parteyen mit dem Zeitalter fortgeschritten sind; denn sonst läßt sich ohnehin an keine dauerhafte Union denken. (Darin liegt auch der Grund, warum in ältern Zeiten keine Union recht gedeihen wollte.) — Dieß ist der einzige Weg, der jetzt zur Union der Lutheraner und Reformirten, wenigstens in Teutschland und in der Schweiz, einzuschlagen wäre; er ist auch schon durch den ganz veränderten Zeitgeist und durch die großen Revolutionen in der Philosophie und Theologie längst vorbereitet; vergl. Neuest. theol. Journ. B. IV. S. 61 f. Hierin liegt aber auch der Grund, warum an keine Glaubensunion der protestantischen und der katholischen Kirche zu denken ist; weil die heilige Kirche ohne Verletzung ihres Ansehens

nichts als Irrthum aufgeben und zurücknehmen kann. — Der dritte Weg führt zu keiner Einheit der Kirche und Kirchengemeinschaft, sondern nur zu einem friedlichen gegenseitigen Verhältniß beider Parteyen. Dazu bedarf es jetzt zwischen Lutheranern und Reformirten keiner besondern Anstalten mehr; die veränderte theologische Denkart hat schon längst diese Eintracht herbeigeführt. Und ein Lutherischer oder Reformirter Theologe, der diese Eintracht stören und alte Streitigkeiten wieder hervorsuchen wollte, würde sich gewiß allgemeinen Unwillen und gerechte Verachtung zuziehen.] — Diese Unionswege haben aber ihre großen Schwierigkeiten (S. 75 ff.); denn hier ist die Frage von Wiedervereinigung ganzer Parteyen, nicht einzelner Personen. Alter, tief eingewurzelter Autoritätsglaube, Stolz und Eigenliebe legen hier große Hindernisse in den Weg. [S. 89. spricht der Hr. Verf. von einem Opfer, das bey dem zweiten Wege jede Partey der andern bringen müßte. Allein dieß ist, wie wir kurz vorher gesehen haben, nur bey der ersten Methode der Fall. Der zweite Weg ist aber ja auf dreierley Art denkbar. Und wenn in unsern Tagen von einer Union die Rede ist, so sollte eigentlich keine Partey der andern erst ein Opfer bringen, sondern der gesunden Vernunft schon längst im Stillen alte theologische Vorurtheile zum Opfer gebracht

bracht haben, und jetzt nur wechselseitig diese bessere Ueberzeugung zur Kirchenvereinigung öffentlich erklären. In ältern Zeiten, wo man noch steif an Symbolen hieng, war freilich dieser Unionsweg nicht wohl thunlich; aber desto leichter müßte er in unsern Tagen seyn, wo man zur Bestimmung des Wesentlichen in der Religion von entschiedenen Grundsätzen der praktischen Vernunft ausgeht, und wo man über ganz andre Dinge streitet, als über die substantielle Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im h. Abendmahle, über persönliche Vereinigung zweier ganz heterogener Naturen in Christo, über absolute Gnadenwahl u. d. m., wo vielmehr alle diese alten Streitigkeiten längst ihren Werth verloren haben und nur noch als polemische Antiquitäten aus dem Zeitalter der Unvernunft und des blinden Buchstabenglaubens ein mitleidiges Lächeln erregen.]

In der zweiten Abtheilung kommt nun der Hr. Verf. zur Hauptsache, nämlich zur Darstellung des gegenseitigen Verhältnisses der Lutherischen und der Reformirten Kirche. Der erste Abschnitt erzählt daher zuerst die Geschichte der Trennung der beiden Parteyen. — Vortreflich wird hier (S. 112 ff.), wie sich von dem berühmten Verfasser der Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs ohnehin erwarten läßt, die Geschichte des

Streits über das Abendmahl entwickelt, wo freilich Luther's Lehre von einer sehr schwachen Seite erscheint. [Nur ist S. 118. der Satz zweideutig: „Luther mußte sich darauf einschränken, bloß das Befugniß zu vertheidigen, das man durch die Einsetzungsworte auch zu der Annahme einer leiblichen Gegenwart Christi bekomme." — Luther hätte sich freilich darauf einschränken sollen; allein noch immer beharrte er auf den Worten der Einsetzung und drang auf unbedingten Glauben daran; er sprach immer so fort, als wenn alles dieß von der andern Partey nicht längst widerlegt worden wäre; nur das kapernaitische Essen des Leibes Christi, das er Anfangs streng vertheidigte, gab er in der Folge auf. — Wenn es aber S. 119. heißt: „Dieß (Befugniß 2c.) konnte man ihm allerdings nicht abstreiten" 2c.: so können wir hierin nicht beipflichten; denn wenn die Unvernunft der Lutherischen Deutung der Einsetzungsworte gezeigt werden konnte, so konnte auch die Befugniß die Worte so zu erklären, und wegen dieser Erklärung eine leibliche Gegenwart Christi im h. Abendmahle anzunehmen, Luther'n allerdings ab-

dung seyn. Die Wahrheit ist: Luther konnte seinen Gegnern nicht verzeihen, daß sie sich unterfiengen, ihm so nachdrücklich zu widersprechen, daß sie es mehr mit Carlstadt hielten, den er haßte, und daß sie überhaupt keinen so festen Glauben hatten, als er.] — Dabey übersah aber Luther Anfangs so manche weit wichtigere Differenz, die jedoch nachher weggeschafft oder doch gemildert wurde, besonders auf dem Colloquio zu Marburg 1529, wie der Hr. Verf. ganz richtig bemerkt. Desto überraschender war der Vergleich durch die Wittenbergische Concordia 1536. Es war eine wahre vnio conseruatiua, aber unter der Maske einer absorptiua (S. 124 ff.). Freilich war es Luther'n kein rechter Ernst mit dieser Union; doch hätte mit der Zeit eine vnio temperatiua daraus werden können. — [Aus allem sieht man, daß der Drang der Umstände diese Union herbeygeführt hat; denn sonst hätten sich weder die Schweizer noch Luther das zweideutige Betragen Bucer's gefallen lassen: es war eine politische Union, und der Stolz Luthers war befriedigt, wenn nur seine Formel unterschrieben war; vergl. Planck's Geschichte des protest. Lehrbegr. B. III. Th. II. gegen das Ende. Aeußerst sonderbar aber war es damals sowohl als in der Folge, daß die Lutherischen Theologen so fest an der leiblichen Gegenwart Christi hiengen und nur die Art und Weise

 dersel-

derselben als außerwesentlich anzusehen zum Theil geneigt waren, ohne genauer zu untersuchen, wie denn ihre Vorstellungsart mit den Einsetzungsworten selbst, von denen man doch ausgegangen war, noch vereinbar sey. Noch in der Mitte des 18ten Jahrhunderts freute man sich, durch den Wolfischen Begriff von Gegenwart, eine moderate Vorstellungsart von der reellen Gegenwart des Leibes Christi gewonnen zu haben, ohne zu bedenken, daß durch deren Annahme die Einsetzungsworte selbst ganz sinnlos wurden.] — In der Folge behauptete sogar Calvin in allem Ernste einen wahren mystischen Seelengenuß des Leibes Christi im h. Abendmahl und wußte auch die Schweizer für seine Vorstellungsart zu gewinnen; um so mehr würden sich die Lutherischen Theologen, welche sich selbst durch die neuen Ausfälle Luthers gegen die Schweizer in den letzten Jahren seines Lebens nicht allarmiren ließen, immer mehr den Reformirten genähert haben, wenn nicht der streitsüchtige Joachim Westphal die Naturvereinigung in Christo als eine Grundlehre ins Spiel gemischt hätte (S. 134 ff.). So entstand endlich,

über diese Lehre ganz anders). Zwar durften die Lutherischen Theologen nicht zu stark gegen Calvin reden, da Luther selbst bis über d. J. 1525. diesem Augustinischen Particularismus anhieng, und nur durch Melanchthon die entgegengesetzte Meinung eingeleitet wurde. Allein gegen Mekanchthon wurde man in den synergistischen Händeln wieder mißtrauisch; und noch in der Concordienformel war die Protestation gegen den Particularismus schwankend, bis endlich der Haß gegen die Calvinisten siegte, hauptsächlich nach der Dordrechter Synode. Ja man läugnete sogar — unverschämt genug — daß Luther ein Prädestinatianer gewesen sey. — So entstand eine völlige Scheidewand. Dazu kamen noch andere äußere Umstände (S. 151 ff.), besonders der Uebertritt so vieler teutschen evangelischen Kirchen zum reformirten Glauben. Jetzt schrieen die Lutheraner eben so arg über die Calvinisten wegen der von diesen an sich gezogenen Kirchengüter, wie im Anfange der Reformation die Katholiken über die Lutheraner; und alle Gründe, welche nun die Lutheraner gegen die Reformirten geltend machen wollten, konnten die Katholiken eben so gut gegen die Lutheraner gebrauchen. —

Im zweiten Abschnitte geht nun der Hr.

den mußten auch alle Unionsversuche des 17ten Jahrh. vergeblich seyn; so des wackern Heidelbergischen Theologen David Paräus im J. 1614., besonders da erst kurz vorher der Kurf. Joh. Siegmund von Brandenburg sich zum großen Verdruße der Lutherischen Theologen für den Calvinismus erklärt hatte. Der gute Paräus mußte nun ein arger Synkretist seyn. Eben so fruchtlos lief auch das durch die Zeitumstände veranlaßte Leipziger Colloquium im J. 1631. ab (S. 173 ff.), obgleich die Reformirten Theologen versprachen, jedes Wort der unveränderten Augsp. Conf. zu unterschreiben, aber nur nicht, wie man von ihnen verlangte, die veränderte verdammen wollten. — Das Casseler Colloquium im J. 1661. (S. 185 ff.) sollte nur die Eintracht in den Hessischen Landen befördern; und doch schimpfte man die guten Rinteler Theologen Synkretisten. Um so auffallender war es, daß der Schottländer Joh. Duräus 50 volle Jahre seines Lebens dem fruchtlosen Unionsgeschäfte aufopfern konnte (S. 192 ff.); da die streitsüchtigen Lutherischen Theologen, besonders in Wittenberg, alle Union von sich abwiesen. — Und diese Widersetzlichkeit bewiesen die Lutherischen Theologen noch im 18ten Jahrh., als selbst der berühmte Kanzler Pfaff in Tübingen eine Union

überwindliche Schwierigkeiten zur damaligen Zeit Pfaff sehr wohl kannte, sondern nur brüderliche Eintracht und Gleichheit der Rechte [was sich eigentlich in einem wohlgeordneten Staate von selbst verstehen sollte]. Aber mit unbeschreiblicher Erbitterung erklärten sich die übrigen Lutherischen Theologen dagegen; nicht nur ein Neumeister in Hamburg, sondern sogar auch ein Cyprian in Gotha. Man sprach noch von einem vollen halben Hundert Fundamental-Irrthümer der Reformirten Kirche (S. 223 f.). Hauptsächlich verdroß es die Lutherischen Theologen, daß Pfaff aus feiner Weltkenntniß die Sache so einleitete, daß sie gar nichts darein zu reden hatten, da sie doch von jeher so viel darein zu reden gewohnt waren. Am meisten aber ward es diesen Leuten um zeitliche Vortheile oder Nachtheile bange; welches sie aber natürlich nicht so laut sagen durften. [Cyprian hat allerdings gefehlt, aber nur als ein eifriger Lutheraner; man hat ihm in der That auch zu viel gethan. Man vergleiche nur die Vorrede zu seinem abgedrungenen Unterrichte von kirchlicher Vereinigung der Protestanten, Frf. u. Leipz. 1722. Und wenn auch der polemische Inhalt des ersten Theils für uns sehr ungenießbar seyn sollte, so ist doch der 2te Theil, welcher sehr viele interessante Urkunden als Beilagen enthält, für die Specialgeschichte der teutschen

Protestanten von großer Wichtigkeit. — Rec. bemerkt dieß nur deßwegen, damit nicht in der Folge Neumeister und Cyprian in eine Classe geworfen werden, und damit nicht die historisch wichtige Schrift Cyprian's ganz in Vergessenheit komme oder gar ins Maculatur geworfen werde. Denn von reformirter Seite wurden auch grobe Fehler begangen und viele Intriguen gespielt. Die Reformirte Kirche hatte so gut ihre Pfaffen, wie die Lutherische. Dieß lernt man aus Cyprian; und dieses Bekenntniß fordert die historische Unparteylichkeit.]

Der dritte Abschnitt beschreibt die gegenwärtige Lage beider Religionsparteyen gegen einander, und zieht daraus das endliche Resultat, was jetzt für Union zu hoffen sey oder nicht? — Der äußere Stand der beiden Parteyen ist zwar unverändert in das 19te Jahrh. übergegangen. [Doch ist den Reformirten in manchen Lutherischen Ländern und Städten, z. B. in Frankfurt am Mayn, verschiedenes bewilligt worden, was vorher immer verweigert wurde, so auch umgekehrt den Lutheranern in Reformirten Ländern und Städten.]. Aber eine desto entscheidendere Veränderung ist in dem Innern einer jeden in

Jahrhunderte lang fruchtlos betrieben hatte, ganz in der Stille und von selbst, beinahe gänzlich vollendet wurde (S. 237 f.). Die Reformirten haben ihren absoluten Rathschluß Gottes, und die Lutherischen die Gegenwart des Leibes Christi im Brode [oder eigentlich im Genusse des Brodes; denn eigentliche Impanation hat die Lutherische Kirche immer verworfen] freiwillig zum Opfer gebracht; [und über die Communicatio idiomatum streitet so Niemand mehr.] Dieß alles war Folge der Totalveränderung, welche Philosophie und Theologie in diesem Zeitraume erfahren hat (S. 239 f.). Die Lutherischen Theologen haben in der Abendmahlslehre mehr nachgegeben, als man von der andern Seite verlangen konnte; da in der That Calvin mehr zugab, als jetzt Lutherische und Reformirte Theologen zuzugeben gesonnen seyn möchten. Und wenn auch noch nicht Alle so denken sollten, so würde sich doch wohl jeder schämen, darüber wieder einen Streit anzufangen, oder wegen einer verschiedenen Vorstellungsart die Reformirten nicht für seine Brüder erklären zu wollen. So hat die Zeit und der Zeitgeist die vollkommenste vnio temperatiua zwischen beiden Parteyen hervorgebracht, die zu ihrer völligen Wiedervereinigung führen kann; denn jetzt ist nur noch äußere Verschiedenheit beider Parteyen. — Warum ist also die völlige Vereinigung der beiden Parteyen noch nicht

nicht zu Stande gekommen? Dieß muß allerdings jedem Unparteyischen in unsern Tagen sehr auffallen. Allein ungeachtet der Einheit des Glaubens giebt es doch mehrere Hindernisse, welche die äußere förmliche Vereinigung erschweren — kirchliche und politische (S. 256 ff.). Doch ließen sich auch diese wegräumen, wenn man nur wollte (S. 264 ff.). Sogar die meisten alten symbolischen Schriften könnten bleiben. [Doch möchte es überhaupt Zeit seyn, solche alte Symbole, die mit dem jetzigen Geiste des Protestantismus so sonderbar contrastiren, zwar nicht feierlich abzuschaffen, (denn dieß möchte doch zu viel Aufsehen machen und wohl auch Widerspruch, nicht bloß theologischen, sondern auch politischen — wegen besorglicher politischer Folgen — erregen) aber doch stillschweigend bey Seite zu legen, und passendere, unserm Zeitgeiste und der gegenwärtigen Lage des Protestantismus gemäßere Formeln an deren Stelle zu setzen und darauf die christlichen Religionslehrer* zu verpflichten. Dazu bedürfte es aber keiner Synoden der ganzen evangelischen Kirche; diese würden der guten Sache mehr Nachtheile als Vortheile bringen, wie die Geschichte aller Concilien und Colloquien lehrt;

Katechismen in seinem Lande einführen. Dem Beispiele großer Regenten würden die kleineren nachfolgen, und so könnten nach und nach alle evangelische Kirchen eine bessere Gestalt gewinnen. — Doch lassen sich solche Aenderungen nicht übereilen; die Gemüther müssen darauf noch mehr vorbereitet werden. In manchen Ländern findet ohnehin schon eine nur allgemeine Verpflichtung statt; und die förmlichen Eide auf die symbolischen Bücher werden mit Recht immer seltener.] — Schwerer sind aber die politischen und cameralistischen Hindernisse zu beseitigen. Man streitet jetzt nicht mehr über Dogmen, wohl aber über Aemter und Kirchengüter (S. 274 ff.). Und diese Schwierigkeiten sind nach Rec. Meinung, beinahe unübersteiglich, wenn es bloß dem freien Willen der Menschen, besonders dem Klerus, überlassen werden soll, da es leider so viele Alltagsmenschen unter der sogenannten Geistlichkeit giebt, und wenn nicht höheren Orts so durchgegriffen wird, daß doch keiner über Ungerechtigkeit klagen kann. Der Hr. Verf. thut zwar S. 281 ff. trefliche Vorschläge, um diejenigen, die dabey interessirt seyn könnten, zufrieden zu stellen. Er nimmt hauptsächlich auf die Pfalz Rücksicht; und seine Vorschläge verdienen gewiß volle Beherzigung. Allein auch davon verspricht sich Rec. keinen günstigen Erfolg; wenn nicht der evangelische Landesherr das gemeinschaft-

 liche

liche Kirchengut in eigene Administration nimmt, und davon, vermehrt mit eignen bedeutenden Zuschüssen, die Bedürfnisse der einzelnen Kirchen und Schulen bestreitet. Das ist gewiß der beßte und sicherste Weg zur Union; denn der Eigennutz findet alsdann in der Trennung keinen Vortheil mehr; und so fällt das Haupthinderniß der Union — Theilnahme an dem Kirchengute — weg. Mag alsdann der Prediger reformirt oder lutherisch seyn, er hat nicht mehr Einnahme, als er haben soll, wenn er einmal auf ein anständiges Fixum reducirt ist; er kann alsdann auch die Spiritualia besser besorgen, wenn ihm die so zerstreuende Sorge für temporalia abgenommen ist. — Sehr richtig bemerkt endlich der Hr. Vf. S. 330., daß man nicht eher an eine Coalition denken dürfe, bis die Parteyen selbst fühlen, daß gar kein Grund von Trennung mehr vorhanden sey; denn sonst könnte leicht der Parteygeist von neuem wieder erwachen. [So ist z. B. jetzt in Bremen — wenigstens vor der Hand — an keine Union zu denken; denn durch die neuen unangenehmen Auftritte, (worüber wir uns in einem der nächstfolgenden Stücke erklären werden) sind dort leider die Gemüther wieder weiter aus einander gekommen, als sie vorher waren. — Ueberhaupt hält es Rec.

könnte sie sich leicht durch manche Schwierigkeiten, die wohl absichtlich in den Weg gelegt würden, wieder zerschlagen. Sondern einige Länder, Preussen, Kur-Hessen, Kur-Baden könnten den Anfang machen. Durch solche Beispiele ermuntert, würden die übrigen eher nachfolgen. Mächtige Staaten müssen ohnehin immer den Anfang mit solchen Reformen machen, weil es doch immer Fälle giebt, wo bey eintretender Unvernunft oder Pfafferey durchgegriffen werden muß. Hierüber haben wir uns schon im 4ten B. des neuest. theol. Journals S. 62 ff. erklärt.] — "Wie macht man es aber bey der Einführung einer solchen Religionsunion mit den Laien, die sich bisher meist bloß von Autorität und von blindem Haß leiten ließen? [Es giebt ja leider noch Theologen, die es für eine große Vermessenheit halten, wenn man etwas besser wissen und besser machen will, als Luther! Wie viel mehr muß man sich auf eine solche Denkart unter Laien gefaßt machen!] Solchen darf man nicht sagen, daß man durch eine Religionsvereinigung zu einer andern Meinung übergienge. Gährung unter dem Pöbel wäre unvermeidlich, wenn er auf den Gedanken käme, daß man ihm dadurch seinen alten Glauben nehmen wollte (S. 340.); wenn gleich der Unwille nicht so allgemein seyn dürfte, weil doch schon viele Laien verständiger sind und oft unbefangener urtheilen, als

ihre Lehrer. — Kämen aber nun gar Privatrücksichten ins Spiel (S. 343 f.) und würde vielleicht das Volk von seinen eignen mit einer solchen Veränderung unzufriedenen Lehrern aufgereizt, so wäre noch weniger zu erwarten. — Dieß führt nun den Hrn. Verf. S. 346. auf die Frage: Ob es eben deßwegen nicht rathsamer sey, eine völlige Vereinigung der Parteyen für jetzt noch auszusetzen? Schon die nicht genug vorbereitete Volksstimmung muß einen Aufschub anrathen; noch mehr, wenn man bedenkt, daß kein so bedeutender Gewinn für das Ganze davon zu hoffen ist. Die Hauptsache ist doch die innere Union; und diese ist ja schon vorhanden; und von der Fortdauer der äußern Trennung ist ja kein so großes Unheil mehr zu befürchten, als sonst. [Es ist in der That sehr traurig, daß selbst bey eingetretener Uebereinstimmung der Meinungen beider Parteyen bloß durch äußere Umstände die völlige Wiedervereinigung noch länger aufgeschoben werden soll. Denn schon die Ehre der protestantischen Kirche fordert dringend zu einer solchen Vereinigung auf; weil längere Trennung wahre Schande

len, meint der Hr. Vf. S. 354., könnten Versuche im Kleinen gemacht werden. Räume man inzwischen die Hindernisse möglichst weg! Eingerissen darf zwar die Scheidewand nicht werden; aber den Einsturz derselben kann und muß man befördern. Die Religionslehrer müssen dadurch unter der Hand eine solche Union vorbereiten, daß sie keinen Werth auf Unterscheidungslehren setzen, sondern immer auf die Hauptsache, auf das Praktische als den Geist der Lehre Jesu, hinweisen. —

Wir konnten hier nur die Hauptgedanken dieser interessanten Schrift ausheben, und nur den Gang bemerklich machen, den der Hr. Verf. bey der Bearbeitung seines Gegenstandes nahm. Die weitere Ausführung wird man mit Vergnügen in dem Buche selbst lesen, dessen Werth durch die jetzt seltene Correctheit des Drucks erhöhet wird. Nur S. 209. stieß uns in der Anmerkung Jablonzky, statt Jablonski auf. — Etwas unangenehm ist es auch in dieser, wie in den sämtlichen Schriften des würdigen Hrn. Verfs, Parthey und Parthie überall gleichbedeutend, und dieses noch öfter als jenes, zu finden, da es doch nach teutschem Sprachgebrauche etwas ganz anders ist, eine Partie machen und eine Partey machen. — Doch das sind Kleinigkeiten.

G—r.

III.

Gedanken über einen Kirchenverein beeder [beider] protestantischen Religionsparthieen [parteyen]. Von Johann Niklas Friedrich Brauer, Marggrävlich [jetzt Kurfürstl.] Badischen wirklichem Geheimen Rath[e] und Kirchenrathsdirektor. Carlsruhe, gedruckt in Macklots Hofbuchdruckerey. 1803. 112 S. in 8.

Es macht dem gelehrten und zum Wohl der Badischen Lande unermüdet thätigen Hrn. Verf. allerdings Ehre, daß er als Kirchenrathsdirector sich der Religion eifrigst annimmt und nun, da auch so viele reformirte Gemeinden dem Kurfürsten von Baden durch die Acquisition der Rheinpfalz zugefallen sind, an einen Kirchenverein der beiden protestantischen Parteyen ernstlich denkt. Allein er tritt hier nicht bloß als Rechtsgelehrter und als Staatsmann auf, wo seine Stimme allerdings geltend und sein Gutachten wichtig seyn würde; sondern er mischt sich auch vorzüglich in die Theologie in vorliegender Schrift ein, will nicht bloß einen Kirchenverein, sondern auch einen Religionsverein durch eine eigentlich dogmatische Union der beiden Parteyen einleiten. Hier zeigt zwar der Hr. Verf. nicht gemeine Kenntnisse der alten

alten Lutherischen und Reformirten Dogmatik, und könnte in der That darin manchen Religionslehrer beschämen; allein wir können doch nicht bergen, daß er sich hier in einer fremden Sphäre befinde. Nicht nur hat er in der Darstellung des kirchlichen Lehrbegriffs beider Parteyen manchen Fehlgriff gethan, welches ihm zwar als Rechtsgelehrten gar wohl zu verzeihen ist; sondern es ist auch in seinen Vorschlägen so viel exegetisch und thetisch unhaltbares, und so wenig Bekanntschaft mit dem jetzigen theologischen Geiste beider Parteyen, daß wir uns schon um deßwillen von seinem Unionsprojekte keinen guten Erfolg versprechen können; oder die dortigen Religionslehrer müßten noch in einer schrecklichen und mit unserm theologischen Zeitgeiste sonderbar contrastirenden Barbarey liegen, wenn sie sich auf die Unionsvorschläge des Hrn. Verfs einzulassen Lust bezeigen sollten. Er betrachtet die beiden Religionsparteyen wie zwey streitende Rechtsparteyen, wo jede bey einem Vergleiche von ihren gegenseitigen Forderungen etwas fahren lassen muß, und wo denn der Hr. Verf. sein eignes theologisches System, das er sich nach dem Maße seiner theologischen Einsichten in Nebenstunden geformt und zugespitzt haben mag, gern zum gemeinschaftlichen System der beiden Parteyen erhoben sehen möchte. Der verdienstvolle Hr. Verf. meint es gewiß da-

mit recht gut; (nur sollte er in einem fremden Gebiete nicht so entscheidend sprechen; dazu gehören in unsern Tagen mehr Kenntnisse, als ein ohnehin so geschäftsvoller Rechtsgelehrter in blossen Nebenstunden sich verschaffen kann) allein er kennt die theologische Stimmung der jetzigen Religionslehrer beider Parteyen zu wenig, als daß er sich mit seinen Unionsvorschlägen bey ihnen Eingang versprechen dürfte. Gewiß sind die meisten über den Werth der alten dogmatischen Differenzen schon längst mit einander einverstanden, und bedürfen nicht erst anderer in nicht weniger alt dogmatischem Geiste abgefaßter Formeln, um eines Geistes und eines Sinnes zu seyn. Denn was gewännen sie denn, wenn sie eine alte Formel mit einer andern nicht weniger alten Formel vertauschten? An gar kein altes Formelwerk ist bey solchen Unionen mehr zu denken, sondern nur an eine Vereinigung im Geiste Jesu. — Am Aeußerlichen stößt sich's nur noch, besonders an den Kirchengütern. — Doch wollen wir deßwegen nicht dieser Schrift des Hrn. Verfs alles Verdienst absprechen; sie enthält gewiß manche wahre und gute Bemerkung, und manchen beherzigenswerthen Vorschlag, besonders in Absicht auf die Annäherung des öffentlichen Cultus. Aber eine Re-

lich mehr auf dem Wege des Hrn. Verfs einleiten lassen; denn dieser paßte wohl für den Anfang, wohl auch noch für die Mitte des 18ten, aber nicht für den Anfang des 19ten Jahrhunderts.

Wir wollen nun kurz den Hauptinhalt der Schrift angeben, und unser so eben abgegebenes Urtheil mit einzelnen Stellen belegen. — Schon in der Einleitung, wo die gegenwärtige wissenschaftliche, politische und kirchliche Lage kurz geschildert wird, thut der Hr. Verf. dem neuen Protestantenthum (wie er die gegenwärtige theologische Aufklärung der Protestanten nennt) Unrecht, wenn er ihm Schuld giebt, „daß es auf ungebundene Freiheit in Glaubenssachen [Schon dieß ist sehr unbestimmt gesagt für Unabhängigkeit in Glaubenssachen von aller menschlichen Auctorität — und dieß ist der Geist des Protestantismus überhaupt, nicht bloß des neuen Protestantenthums; dieß ist nur consequenter, als das ältere, das in der Praxis nicht selten in Katholicismus übergieng.] — mithin auf Vereinzelung aller Gemeinden und auf isolirtes ungleichartiges Nebeneinanderseyn hinarbeitet." — Wo thut denn dieß der neuere Protestantismus? wo zeigen sich denn die

rien und Ober-Consistorien? Und wie folgt endlich eine solche Vereinzelung aller Gemeinden aus dem Geiste des neuern Protestantismus (oder eigentlich des wahren Protestantismus überhaupt)? — Auf derselben S. 5. spricht der Hr. Verf. von einem „Uebergewicht des Einflusses, welches der *Katholicismus* offenbar jetzt in der Regierung *aller vorhin protestantischen Staaten* nach und nach erringen kann, dem nur durch Engverbundenheit ein Gegengewicht entgegengestellt werden könne." — Sollte das wohl nicht ein bloßes Schreckbild seyn? Rec. ist doch davon nichts bekannt. Nur das weiß Rec., daß Naturphilosophen, die die Religion gern zur Poesie machen möchten, sich jetzt zum Mysticismus und dadurch zum Katholicismus hinneigen; allein diese schwärmerische Periode wird auch bald vorüber seyn. Und so lange Licht in der Preußischen Monarchie ist, (und wer vermag es dort auszulöschen?) hat der Protestantismus nichts zu fürchten. Wenigstens ist Aufklärung ein weit stärkeres Gegengewicht, als die Engverbundenheit; ob wir gleich auch diese recht herzlich wünschen. Und es wird auch nie an Männern fehlen, welche sich allem Obscurantismus muthig widersetzen. Die Kirch-

anstaltet werden? Das sollen die Vorschläge des Hrn. Verfs zeigen, zu denen er einige Grundmaximen S. 9 ff. vorausschickt. — Die erste ist: „Die Union darf in ihrem Entstehen nicht allgemein seyn, sondern muß Länderweise beginnen." Sehr richtig! Dagegen ist die zweite Maxime unbestimmt: „Die Union sey in ihren ganzen Anlagen so gestellt, daß sie nicht Gefahr läuft, eine eigne dritte Partey vorzustellen." — Im Grunde wirds doch immer eine dritte Partey, nur nicht eine solche, welche in demselben Lande den beiden Confessionen entgegengesetzt ist, sondern beide vielmehr in sich vereinigt; aber gegen die alten Confessionen, die noch in andern Ländern separirt bleiben, ist sie im Grunde eine dritte Partey, darf sich aber nur nicht von beiden absondern, ob sie sich gleich nur zu Einer halten wird. — Die dritte Grundmaxime ist: „Keine der beiden Parteyen sehe ihre alten Lehrsätze und Kircheneinrichtungen für durchaus tadellos an, und wolle mithin nicht die Union mit der andern unter der Form eines Uebertritts der Letzteren zu sich zu Stande bringen." — Wohl verstanden ist diese Maxime ganz richtig; nur kann ich ihr nicht in der Maße beitreten, daß keine von beiden Parteyen in keinem bestrittenen Dogma sich für tadellos halten dürfe, und daß bey allen Dogmen ein Mittelweg müsse versucht werden. Denn manche Dogmen der

einen

einen Partey sind wirklich von der Art, daß die andere Partey, wenn sie nur unbefangen nachdenkt, nicht anders als ganz und unbedingt jetzt beitreten muß, und ein andrer Mittelweg nichts als neuer Irrthum seyn kann. Uebrigens muß die Ueberzeugung, daß keine Partey ganz tadellos sey, schon längst bey beiden Parteyen vorhergegangen seyn, wenn eine Union gedeihen soll. Bey dem Unionsgeschäfte selbst würde die Beförderung einer solchen Ueberzeugung viel zu spät kommen. — Die vierte Maxime des Hrn. Verfs lautet so: „Die Union werde nicht als Anlaß betrachtet, das gemeinschaftliche Glaubensbekenntniß verbessern zu wollen; sondern sie bleibe bey dem Zweck stehen, nur die streitigen Punkte auszugleichen." — Hier hat uns das Räsonnement des Hrn. Verfs nicht befriedigt. Ueber manche Dinge ist gar kein Streit mehr; er darf also auch nicht erst ausgeglichen, sondern nur die Uebereinkunft erklärt werden. Auch muß es Protestanten freistehen, ihr gemeinschaftliches Glaubensbekenntniß zu verbessern. Nur müssen sie darin übereinstimmen; denn sonst gäbe es allerdings am Ende gar drey Confessionen. Die Zeit der Confessionen und der öffentlichen Kirchensymbole ist aber überhaupt vorüber. Wo noch viel

Religion verständiger geworden sind. Der Hr. Verf. spricht aber so, als wenn zwischen Beibehaltung alter Lehrformeln und zwischen einer völligen Lehrfreistellung gar kein Mittel wäre. Nach S. 17. hätte der ächte Protestantismus einen üblen Advocaten an dem Hrn. Verf., der die Wirkungen des Westfälischen Friedens bloß an die Beibehaltung der alten Symbole knüpft. Nein! so darf man sich seinen Protestantismus nicht verkümmern lassen! Das ist ganz unrichtige Interpretation des Westfälischen Friedens. Der katholischen Kirche liegt überdieß wenig daran, ob die Protestanten so oder so von der katholischen Kirchenlehre abweichen. Sie sind in ihren Augen Ketzer, auch wenn sie noch so streng an der Augsp. Conf. hangen; und der Westfälische Friede würde den Protestanten wenig helfen, wenn einmal die katholische Kirche wieder die Oberhand erhielte. Was sind denn jetzt Friedensschlüsse, wo nur die Macht des Stärkern entscheidet?

S. 19 ff. kommt nun der Hr. Verf. II. auf den Vergleich wegen der [über die] Dogmen. 1) Vom Abendmahl. Erst werden die beiden Lehrtropen kurz aufgestellt; dann folgt der Vor-

bens werde auch jene Nahrung und Stärkung des geistigen Lebens, welche Jesus durch Hingebung seines Leibes und Vergießung seines Blutes bereitet habe, jedem Communicanten dargeboten." Allein theils ist diese Vorstellungsart im Grunde gar nicht von der Calvinischen verschieden, [Calvin selbst näherte sich noch weit mehr dem Lutherischen Lehrtropus von einem Genusse des Leibes Christi]; theils begreift man nicht, wie der Hr. Vf. noch jetzt solche Vergleichsvorschläge thun kann; da wohl die meisten neuern Theologen der Reformirten und Lutherischen Confession einen Schritt weiter gegangen und zur Zwinglischen Vorstellung zurückgekehrt sind. Das ist ja eben ein Hauptgrund, warum jetzt die Union weit leichter ist, als sonst. Giebt es aber noch Lutherische Theologen, welche an dem alten Lehrtropus von reeller und substantieller Gegenwart des Leibes und Bluts Christi hangen und beides mit dem Munde zu genießen glauben; so werden diese sich gewiß nicht den Vorschlag des Hrn. Verfs gefallen lassen, der zum Calvinismus führet. — Oder sollen solche Vorschläge nur für den Katechismus bestimmt seyn; so sollten eigentlich solche Lehrbe-

mahlslehre sind also in unsern Tagen eine sehr vergebliche Arbeit. — Mit der Exegese des Hrn. Verfs kann man auch unmöglich zufrieden seyn; da befindet er sich in einer ihm ganz fremden Sphäre; und doch kommt selbst bey dem Buchstabenglauben sehr viel auf den eigentlichen Wortsinn der Bibel an. Die Vorstellungsart des Hrn. Vfs läuft auf ein bloßes Wortspiel hinaus; und was kann man damit bey der Hauptfrage anfangen: Was der erweislich wahre Sinn der Worte Jesu sey: Das ist mein Leib ꝛc.? Davon muß man immer ausgehen; sonst ist alles nur ein leeres Gerede. — Und wenn Paulus von einem Genusse des getödteten Leibes Christi spricht, so ist das nach dem Sprachgebrauch soviel als Genuß des Todes Jesu selbst, d. h. der seligen Folgen desselben. — Endlich sieht man auch nicht ein, wozu S. 25. gesagt wird: „Jesus konnte nicht die Absicht haben, von uns zu fordern, was uns die Sinne des Gesichts und Geschmacks für Brod und Wein erkennen lassen, für natürliches Fleisch und Blut zu halten.“ Das steht ja nur der katholischen Transsubstantiation entgegen, nicht der Lutherischen Lehre, daß mit dem Brode (das ein natürliches Brod

mel vor: „Der Menschgewordene Gottessohn Christus ist eine handelnde Person, welcher göttliche und menschliche Werke, also auch göttliche und menschliche Eigenschaften zukommen; jedes göttliche oder menschliche Werk derselben ist vermöge der persönlichen Vereinigung etwas, das dem ganzen Christo zugeschrieben werden muß, woran also beide vereinte Naturen einen vereinten Antheil haben; worin aber diese Theilnahme bestehe, das wisse man nicht ꝛc." — Dieß wäre allerdings ein Mittelweg, eine Milderung des alten strengen Lehrbegriffs, die aber schon die alten Nürnbergischen Theologen angenommen haben; allein alles dieß klingt noch so alt theologisch, daß gewiß ein großer Theil der neuern Lutherischen Theologen Bedenken tragen würde, eine solche neue, an sich aber sehr alte Formel zu unterschreiben. Es giebt gewisse unfruchtbare Lehren, die sich ohne alles Geräusch mit der Zeit von selbst verlieren; für den Volksunterricht gehören ohnehin solche Spitzfindigkeiten durchaus nicht; sondern nur die einfache Schriftlehre: Gott wirkte in Christo und durch Christum; ohne die Art und Weise näher zu bestimmen. Dadurch bleibt das Christenthum noch immer positiv. Wozu also in unsern Tagen ein Mehreres, das gar keinen praktischen Nutzen haben kann? — Sonderbare Schrifterklärungen kommen auch hier vor, z. B. S. 36. über

Col. 2, 9. Uebrigens bestreitet hier der Hr. Verf. überall die Lutherische Kirchenlehre. Wenn dieß dem Hrn. Kirchenrathsdirector erlaubt ist, so muß es ja doch dem protestantischen Religionslehrer, der von Amts wegen über diese Dinge noch mehr nachdenken muß, auch erlaubt seyn, wohl noch etwas weiter zu gehen, ganz den Fortschritten unsers Zeitalters gemäß, mit denen aber der Hr. Vf. etwas unzufrieden zu seyn scheint. Denn wenn einmal Abweichung vom kirchlichen Lehrbegriff überhaupt erlaubt ist; wer mag sich's alsdann herausnehmen, ein bestimmtes Maß vorschreiben zu wollen, außer dem, was schon geläuterte Vernunft und richtige Schriftauslegung bestimmen? Das Recht, das der eine hat, muß der andere auch haben. In den Volksunterricht gehören ohnehin alle diese Dinge nicht; um so leichter fällt es da dem Lehrer, dem kirchlichen Lehrbegriff nicht zu widersprechen. Und nur dazu kann der Kirchenlehrer angehalten werden. Man übergeht da alles dieß mit Stillschweigen, und hält sich bloß an die reine Schriftlehre über wesentliche Religionswahrheiten, welche praktisches Interesse haben. Wozu also neue Glaubens- und Lehrformeln über Dinge, die

hatten): über das Verhältniß der unwürdigen Communicanten zum Abendmahl. — Der Vorschlag des Hrn. Verfs ist ganz reformirt, folglich keine Mittelidee zwischen beiden Parteyen. Allein wozu alles dieß noch jetzt? Man streitet ja nicht mehr darüber; so braucht man auch keine Vereinigungsformel.

2) Von der Gnadenwahl. Hier wunderte sich Rec. nicht wenig, daß der Hr. Verf., der zwischen den beiden Parteyen nach ihrer entgegengesetzten Kirchenlehre eine Vereinigung stiften will, nicht einmal die Lutherische Kirchenlehre recht gefaßt hat. Denn offenbar unrichtig ist es, wenn er die Lutherische Kirche S. 42. lehren läßt: „Die durch die Erlösung Christi begründeten Gnadenmittel, besonders den Glauben, gebe Gott nur denen, von welchen er voraussehe, daß sie solchen, wo nicht gleich, doch noch vor ihrem Ende in sich aufnehmen und wirksam seyn lassen würden.“ Das ist ja die Lehre der Reformirten, nach welcher Niemand aus der Gnade fallen kann. Allein die Lutherische Kirchenlehre sagt deutlich: daß Gott den Glauben auch solchen schenke, die ihn wieder verlieren, und dadurch die durch den Glauben erlangte Gnade Got-

temporaria propter fidem temporariam. Der Hr. Verf. denkt aber bloß an die Iustificatio plenaria propter fidem finalem. Nach dem Hrn. Vf. hätte Niemand den rechten Glauben und wäre nicht gerechtfertigt, wenn er nicht als bis ans Ende beharrend von Gott vorausgesehen worden wäre. Und so fällt der Hr. Vf. in den Irrthum des Danovius, der zu seiner Zeit scharf gerügt wurde; er verwechselt mit diesem die Justification und Prädestination; nur die letztere erfolgt nach der Kirchenlehre propter fidem finalem; nicht aber die erstere. Die Vorstellung, die der Hr. Vf. von der Lutherischen Kirchenlehre hat, ist vielmehr die Meinung eines Theils der Particularisten, nämlich der Hypothetiker, welche besonders nach der fein zugespitzten Hypothese des Mos. Amyraut sehr scheinbar ist. — So ist auch S. 43. nur die Meinung der Infralapsarier ausgedrückt, welche freilich auf der Dordrechter Synode über die Supralapsarier oder die strengen Gomaristen siegte. — Der Vorschlag des Hrn. Verfs hingegen ist wieder nicht ein Mittelbegriff zwischen beiden Lehrtropen, (dazu würde die feine Amyraldische Hypothese besser taugen) sondern der Hr. Vf. unterscheidet Beseliauna durch Chri-

Distinction kommt es auf den Begriff der Beseligung durch Christum an; und da müssen wir gestehen, daß der Hr. Vf. sehr viel Bestrittenes und Unhaltbares in seine Deduction einmischt. Nur würden wir über diese kleine Schrift zu weitläufig werden, wenn wir die Ideen des Hrn. Verfs genauer verfolgen wollten. Zur Probe wollen wir nur den Schlußsatz S. 52. hersetzen, worin wir Wahrheit und Irrthum, wenigstens große Unbestimmtheit, mit einander vermischt finden, und diesen mit unsern Zwischenbemerkungen begleiten. Der Hr. Verf. sagt: „Folglich beruht nun der Beruf zur Kirche Christi auf Erden auf einem „particularen (nicht alle Menschen umfassenden) „und unbedingten Rathschluß;" [Warum unbedingt? da doch die Ausbreitung der christlichen Religion von so vielen Bedingungen und Umständen abhieng. Doch der Hr. Verf. nimmt es anders, in eigentlich theologischem Sinne für einen nicht auf das vorausgesehene Verhalten der Menschen berechneten Rathschluß.] Hingegen der Beruf zur Seligkeit durch Christum ist ein universeller (alle Menschen aller Nationen und Zeitalter umfassender) und bedingter Rathschluß. [Wie kann aber der Beruf zur Seligkeit durch

nehmen, die nichts von Christus auf Erden gewußt haben, die sich also noch im Himmel zu Christo bekehren; oder man muß ihre Seligkeit auf das bloße Vorhersehen Gottes, daß sie sich zum Christenthume bekannt haben würden, wenn es ihnen geprediget worden wäre, gründen. Welche Voraussetzungen! und in welche Schwierigkeiten verwickeln wir uns durch sie? — Ist es nicht weit leichter, die Berufung zur Seligkeit überhaupt, woran auch Nichtchristen durch Tugend theilnehmen, von der Berufung zum Christenthum zu unterscheiden? Die erstere ist allgemein; die letztere particulär, obgleich generell, d. h. ohne Unterschied der Nationen. Und an dieses Generelle muß man in der Bibel bey πᾶς denken, wenn von einem Rufe an alle Menschen zum Christenthume geredet wird. Alle Menschen aller Art, ohne Unterschied der Nation, Juden und Heiden, sollten an den Wohlthaten des Christenthums theilnehmen.]

III. Vergleich wegen der Kirchenpolizey. — Auch hierüber will der Hr. Verf. eine Vereinigung einleiten. Diese scheint aber vor der Hand gar nicht nothwendig, wohl gar bedenklich zu seyn, weil das Volk noch mehr an dem äußern Ritus hängt, als an Dogmen. Lasse man also jeder Kirche ihr bisheriges Ritual, und setze nur einen

nen Reformirten Prediger an eine vorher Lutherische Kirche und einen Lutherischen Prediger an eine ehemals reformirte Kirche mit einstweiliger Beibehaltung des herkömmlichen Rituals, so sieht das Volk nach und nach selbst ein, daß im Ritus kein wesentlicher Religionsunterschied sey, und daß darauf nichts ankomme. Alsdann kann man die Kirchengebräuche nach dem Bedürfniß des Zeitalters ohne alle Besorgniß einrichten, wie man will. Aber vorher würden neue Gebräuche und Formeln die ganze Union dem Volke sehr verdächtig machen. — So ist zwar bey der Taufe das Lutherische Begießen gewiß weit significanter, als das Reformirte Benetzen und Bestreichen; allein der gemeine Reformirte würde sich an der Einführung des Lutherischen Begießens noch stoßen: so lasse man es noch einige Zeit! — Eben so ist es auch mit dem Ritual bey dem h. Abendmahle. Der Hr. Verf. will weißes Brod, das gebrochen werden müßte, einführen. Dieß wäre freilich weit besser, aber erst in Zukunft ausführbar. Für wahren Leib, wahres Blut Christi soll man bey der Austheilung bloß Leib und Blut Christi setzen. — Ganz gut! Das ist aber auch schon in mehrern Lutherischen Kirchen ohne allen Anstoß

Veränderungen in liturgischen Formeln machen bey dem Volke kein Aufsehen, besonders wenn man Anfangs noch das Alte nur mit dem Neuen abwechseln läßt (das weiß Rec. aus Erfahrung); aber alle plötzliche Veränderungen in Gebräuchen sind dem Volke desto auffallender. — Kranken-Communionen sind freilich keine wahren Communionen; aber — man versage sie nicht dem Kränken, sagt der Hr. Verf. ganz richtig. Allein — setzen wir hinzu — man suche sie dadurch zu Communionen zu machen, daß man, wo möglich, auch die Familie des Kranken daran theilnehmen läßt. — Bey den Predigten (S. 61.) ist der Vorschlag des Hrn. Verfs allerdings annehmbar, die Perikopen mit freien Texten abwechseln zu lassen; allein dieß ist auch schon in mehrern Lutherischen Kirchen längst eingeführt, und wird auch in andern keine Schwierigkeit machen, wenn nur die Perikopen noch vorgelesen werden. Die Einrichtung der Kirchengebete nach der Predigt ist gleichgültig, und eine Veränderung wird keinen Anstoß verursachen. Man hat auch schon in mehrern Lutherischen Ländern seit geraumer Zeit diese Kirchengebete abgekürzt. — In Ansehung der Beichte ist vom Hrn. Verf. kein Mittelweg vor-

Abendmahl ohne eigentliches beichtväterliches Verhältniß schlechtweg vorgezogen. Allein gerade hier möchte Rec. aus Erfahrung einen Mittelweg vorziehen: zwar allgemeine Beichte, aber doch besondre Beichtrede vom Beichtvater; denn wir könnten es durchaus nicht billigen, wenn das beichtväterliche Verhältniß in Städten, wo mehrere Prediger sind, aufgehoben würde; denn es ist gewiß unter dem Volke von großem Nutzen, wenn es nur in den gehörigen Schranken erhalten wird. — Bey dem katechetischen Unterrichte soll schlechtweg Luthers Katechismus eingeführt werden. [Auch in der Lehre vom Abendmahl?] Das können wir nicht billigen. Luthers Katechismus hat ohnehin — ganz gegen den Willen des großen Mannes — nur zu lange geherrscht. Die Reformirten Gemeinden würden sich das auch nicht so leicht gefallen lassen; sie glaubten wohl dadurch ganze Lutheraner werden zu sollen. Warum sollte nicht ein gemeinschaftliches besseres Religionsbuch eingeführt werden? Dem gemeinen Volke unter den Lutheranern könnte man nebenher noch auf einige Zeit Luther's Katechismus lassen. Die Einwendung S. 69., daß ein neues Lehrbuch für ein

und nach! — S. 74 f. stießen wir auf einen großen Mißverstand der neuern Theologie: nicht diese allein, sondern schon Paulus erkennt die Verbindlichkeit des Mosaischen Gesetzes, als solches, nicht an. Eben so arg ist der Mißverstand der neuen Philosophie über Sollen und Müssen. Das letzte bezeichnet ja bekanntlich die Naturnothwendigkeit, so wie das erste die moralische Nothwendigkeit. — In der Kirchenpolizey giebt der Hr. Verf. mit Recht der Lutherischen Einrichtung den Vorzug; die Reformirten würden auch nicht so viel dagegen haben; die Synoden könnten nebenher doch auch bestehen. — In Ansehung der Priesterkleidung giebt der Hr. Verf. dem Chorrock der Lutheraner [doch ist er auch bey diesen nicht allgemein] den Vorzug. Er hat auch allerdings viel für sich — wenigstens in ökonomischer Hinsicht. Doch liegt nichts daran.

IV. Organisation des Kirchenvereins. — Hier sind die Vorschläge des Hrn. Vfs sehr brauchbar. Er empfiehlt das Allmähliche der Einführung, daß nichts übereilt, sondern alles von den einzelnen Lehrern durch Privatversuche eingeleitet werde. — Ganz recht! Aber alsdann bedarf es auch nicht eines solchen Unionsplans, als der Hr. Vf. hier vorlegt. Durch wechselseitige Unter-

stützungen der Lehrer, durch gemeinschaftliche Lehrbücher kann die Union ganz unmerklich eingeführt werden, bey anfänglicher Verschiedenheit des Rituals, das erst in der Folge abgeändert werden kann. Die Vorschläge des Hrn. Verfs sind hier ganz gut, so wie auch über die Kirchengewalt. Bey den Kirchengütern aber wollte Rec. die allgemeinen Kirchengüter von den besondern unterscheiden; die ersten könnten immerhin in die Landesadministration aufgenommen werden.

Im Praktischen hat uns überhaupt der Hr. Verf. weit mehr befriedigt, als im Theoretischen. Ganz natürlich — dort spricht der geübte Geschäftsmann, der im Kirchenrathe schon so viele Erfahrungen gesammelt; hier aber spricht der Nichttheologe. — Nach dem Plan des Hrn. Vfs geht gewiß eher der Kirchenverein, als der Religionsverein von statten. Dieser möchte nicht einmal in dortigen Gegenden sein Glück machen. —

T.

IV.

Dr. Johann Christoph Döderleins christlicher Religionsunterricht nach den Bedürfnissen unserer Zeit. Nach dem Lateinischen desselben.

sel. Verfassers ausgearbeitet von Dr. Christian Gottfried Junge. — Neunter Theil. Nürnberg und Altdorf, bey Monath und Kußler. 1800. 430 S. Zehnter Theil. Ebend. 1801. 316 S. Eilfter Theil. 1802. VIII u. 408 S. Zwölfter und letzter Theil. Erste Abtheilung. 1803. 427 S. Zweite Abtheilung, mit einem Inhalt und alphabetischen Verzeichniß der abgehandelten Materien und entwickelten Begriffe über alle zwölf Theile. 1803. von S. 429 bis 761. gr. 8.

Die Vollendung dieses sehr schätzbaren Werks fiel und fällt in eine Periode, in welcher die auf dem Titel angegebene nähere Bestimmung desselben „nach den Bedürfnissen unserer Zeit" auch in einem andern Verstande recht eigentlich gelten kann. Zu unserer Zeit nämlich, wo gewisse philosophische Schulen alles Wissen beinahe überhaupt, und also auch das Wissen einer positiven Religion verschmähen, über Glaubenslehren leichtsinnig weggleiten, besonders alle Ansichten der christlichen Religion den Augen ihrer Verehrer durch vorgeworfenen Dunst und Nebel entrücken wollen; wo sie besonders diejenigen, welche gegenwärtig Theologie studiren, und daher die Grundlehren ihrer Wissenschaft aus den Quellen heiliger Urkunden schöpfen sollen, auf Wege zu leiten suchen, auf wel-

welchen sie ihrer Behauptung zufolge jene Quellen sehr leicht entbehren und vergessen können; wo noch überdieß auf der andern Seite hin und wieder eine Exegese sich geltend machen will, welche, alle Regeln und Gesetze der gewöhnlichen, altherkömmlichen und auf den Grund der Profanerklärung gebauten Interpretation verachtend, einer bloß willkührlichen und nach individueller Einsicht gebildeten Auslegungsweise zu huldigen scheint — zu einer solchen Zeit muß ein Werk, welches nicht etwa auf Verkrüppelung und Verwirrung der Meinungen und Begriffe, sondern vielmehr auf deren richtigere Bildung und Anordnung ausgeht; welches, ohne die Verdienste unserer ältern Theologen aus dem Auge zu lassen, die verschiedenen bessern Leitungen der neuern Gottesgelehrten mit kluger Vorsicht benutzt und welches auf dunkeln oder ungewiß scheinenden Wegen überall Behutsamkeit und Mässigung zeigt, nicht nur für Kenner, sondern überhaupt auch für bloße Verehrer der Religionswissenschaft ein sehr werthes Geschenk seyn. Denn während, vorzüglich seit einigen Jahren, da und dort mit und ohne Larve sich manche, oft durch die lächerlichsten Einfälle, gleichsam zu Trabanten oder Ausrufern der Mode gemacht hatten, gieng, ohne auf ihr Geschrey oder auf ihre dabey gezeigten oft sehr unwürdigen Freudensprünge zu achten, ein forschender bewährter

Got-

Gottesgelehrter ruhig und gelassen in seinen Untersuchungen über die Lehren unserer Religion fort, und gab eben durch seinen gleichen und ungestörten Gang zu erkennen, daß man bey solchen Arbeiten, welche für mehr als eine Generation wenigstens einigen Werth behalten sollen, auf das bunte Gewand des beinahe oft bis zur Ausgelassenheit lustigen Zeitgeistes ja nicht achten dürfe. Und so ist es fürwahr. Wer es mit jenem stets auf kühne Sprünge von Extrem zu Extrem sinnenden Genius halten würde, der müßte auch mit ihm schweigen und sich wieder — entfernen. Denn schon scheint der Zeitpunkt nicht mehr sehr ferne zu seyn, wo man da und dort einsieht, daß viele Schritte, die man sich in Hinsicht der Würdigung vieler Religionslehren bisher erlaubt hatte, wirklich zu kühn und unbedachtsam gewesen sind, und daß es daher besser sey, von manchem Platze wieder zurückzugehen, als endlich wohl gar sich auf Abwegen so zu verirren, daß zuletzt alle gangbare Pfade sich ganz verlieren möchten.

In dem vorliegenden Werke war der würdige Verf. keinem jener verführerischen Steige gefolgt, und wer ihm daher nachgeht, kann sicher hoffen,

züglich den Predigern, sondern besonders den jüngern Gottesgelehrten und angehenden Volkslehrern nicht genug empfehlen. Hauptsächlich die letztern bedürfen in unsern Tagen eines klugen und sichern Führers, indem es leider nur allzugewiß ist, daß diese großentheils nicht immer auf Wegen wandeln, auf welchen sie ihre Untergebene und Zuhörer zu dem Ziele einer reinen Religionserkenntniß, wie diese in der Bibel niedergelegt ist, und zur wahren Ruhe und religiösen Zufriedenheit führen werden. Wer besonders Gelegenheit hat, von den theologischen Prüfungen junger Prediger nähere Ansichten zu erhalten, wird hiermit übereinstimmen. Bekanntlich gehen dem größten Theile der Christen, d. i. der gemeinen Volksklasse die Aussprüche der Bibel zum Glücke noch über alles. In denselben findet jene vor allen noch Trost, Beruhigung und Erquickung in allen Verhältnissen des Lebens. Allein viele junge Theologen, mit den heiligen Urkunden ziemlich unbekannt, wollen wenig von diesen wissen, und lieben in ihren Volksvorträgen eine Weise, die auf dem Grunde irgend eines aus Werthers Leiden, aus Quintus Fixlein oder aus einem andern Romane entlehnten Ausspruchs Statt finden könnte. Gienge diese sonderbare Sitte so fort, so würden wir in unsern Tempeln und Gottesverehrungen bald von keiner Bibel und deren geoffenbarten Lehren mehr

etwas

etwas vernehmen, sondern es würde bald eine Religionsweise in Umlauf kommen, wie sich jeder dieselbe nach seinem Gutbefinden bilden würde. Daher ist es vor allem nöthig, daß akademische Lehrer in ihren Vorträgen auf diesen schon ziemlich allgemein gewordenen Unfug kräftig aufmerksam machen, und den jungen Theologen zu erkennen geben, daß durch ein solches Benehmen der Endzweck religiöser Beglückung nie erreicht werden könne, so wie es auf der andern Seite sehr gut seyn wird, wenn zugleich angehende Volkslehrer auf Werke aufmerksam gemacht werden, in welchen, wie in dem angezeigten, durchgehends die Mittelstraße weislich gehalten wird.

Nur ist es Schade, daß das genannte dogmatische Werk von zu großem Umfange und deßhalb zugleich zu theuer ist. Es giebt leider viele Prediger, welche keine Journale, ja oft sogar kaum eine gelehrte oder politische Zeitung lesen mögen, wie werden diese es über sich gewinnen können, ein so bändereiches Werk zu studiren! Und wäre dieses auch, so ist der größte Theil sowohl von ihnen als von unsern Candidaten nicht im Stande,

ser, die weder viel Zeit noch Geld aufzuwenden gesonnen sind, einen gedrängten etwa aus drey oder vier mäßigen Bänden bestehenden Auszug zu liefern, wodurch dasselbe allerdings in mehrere Hände kommen und allgemeiner wirken würde. Das letzte ist um so mehr zu wünschen, da diese Dogmatik nicht bloß für den Gelehrten und den Theologen von Profession, sondern vorzüglich auch für den Prediger berechnet ist, und im Ganzen, wie Rec. schon bey der Anzeige des siebenten und achten Theils bemerkte, eine praktische Tendenz hat, woran es den meisten der neuesten dogmatischen Handbücher fehlt.

In dem neunten Theile nimmt der zweite Band der erweiterten Döderleinischen Dogmatik seinen Anfang, welcher bekanntlich von Christi Wohlthaten überschrieben ist. Von jenem Theile an also bis an das Ende des Werks wird die ganze Lehre von Christus mit den dazu gehörigen Dogmen abgehandelt. Demnach beginnt der neunte Theil von dem Elende des menschlichen Geschlechts und besonders von der Sünde, wobey von dem Ursprung der Sünde überhaupt, mit Rücksicht auf die

lichen Vortrag, und von der Entstehung einzelner Vergehungen gehandelt wird. Die Natur der Sünde enthält deren Eintheilungen in Ansehung der Gesetze und ihres Inhalts, des Gegenstandes des Gesetzes, der Handlung selbst, des Handelnden in Betreff der Kentniß und des Willens, der Strafbarkeit, nebst dem verschiedenen Gemüthszustande der Menschen bey der Sünde. Elend des Sünders. Bey den Strafen der Sünde wird die Eigenschaft der Strafe und deren Eintheilung gezeigt. Zwey Abschnitte sprechen von den Strafen in diesem Leben (natürlichen und willkührlichen) und von dem zeitlichen Tode, dessen Beschaffenheit und dem Zustande der Seele nach dem Tode, mit Hinsicht auf deren Fortdauer und Zustand.

Der zehnte Band schickt den dritten Abschnitt von der Strafe der Sünde, nämlich die Strafen nach dem Tode oder die ewige Verdammniß, voraus, und zeigt die Beweise dafür, nebst der Beschaffenheit und den Eigenschaften derselben. An diese Materie schließt sich an die Lehre von der Wiederherstellung und Erlösung des Menschengeschlechts durch Christum. Hier treten hervor die

sti, woran die Lehre von dem Namen und der Bestimmung des Messias durch Weißagungen und Vorbilder angeknüpft ist. Hierauf folgt die Geschichte Jesu, besonders diejenige seiner Niedrigkeit in Hinsicht seiner Geburt, seines Lebens auf Erden und der Theile seiner Erniedrigung, samt der Geschichte seiner Erhöhung, in sofern diese aus seiner Auferstehung, Entfernung von der Erde oder Himmelfahrt und seiner Würde und Majestät erkannt wird. Diese letzte veranlaßte die nähere Entwickelung der Lehre vom Reiche Christi, von seiner gegenwärtigen und künftigen Regierung oder von der Auferweckung der Todten und dem Weltgerichte.

Der eilfte Theil eröfnet sich mit der Person Christi, wobey, daß Jesus kein bloßer Mensch gewesen sey, und die Beschaffenheit seiner höhern Natur, die Verbindung beider Naturen, nach den Aeußerungen der heil. Schrift, nebst der Kirchenlehre davon und die Nothwendigkeit dieser göttlichen Einrichtung und des Glaubens an diese Lehre gezeigt wird. Auf jenen Gegenstand folgt die Lehre von dem Geschäfte und den Wohlthaten Christi, mit Angabe ihrer Quellen, des doppelten Geschäftes Jesu und der Eintheilung der durch

Christi, 1. von den Strafen der Sünden, mit besonderer Behandlung der Vergebung der Sünden, der Befreiung vom Tode (wobey die Auferstehungslehre vollständig erscheint) und von der ewigen Verdammniß, 2. von der Gewalt der Sünde.

Der zwölfte Theil liefert zuerst, als Fortsetzung der vorigen Materie, die Lehre von den durch Christus erworbenen Gütern, in sofern dieselben theils als allgemeine, theils als besondere Wohlthaten in diesem und jenem Leben oder in der ewigen Seligkeit betrachtet werden können. Bey dieser Gelegenheit wird von jenem glückseligen Zustande selbst gesprochen, und ein Anhang von dem dreifachen Amte Christi, so wie von den Begriffen von dem Messias vor Moses, von diesem bis auf David, auf Jesaias bis zum Exil, nach demselben, von den Vorstellungen um die Zeiten Christi und von dem christlichen Beweise, daß Jesus der Messias sey, beigefügt. Von hier an folgen die Lehren von der Art und Weise, die christliche Glückseligkeit zu erhalten und von den Gnadenwirkungen, oder den göttlichen Anstalten, dieses Heil mitzutheilen, worauf die Lehren von der

In jeder Hinsicht konnte der Hr. Verf. in der kurzen dem letzten Theile beigefügten Vorrede sagen, daß er eine mühsame Laufbahn vollendet habe. Denn es bleibt an sich schon ein mühsames Geschäft, der Anordnung und dem Ideengange eines andern, wenn auch denkenden Mannes Schritt für Schritt strenge folgen zu müssen, weil es nicht fehlen kann, daß jeder gern seinem eigenen Plane nachgehen und die Reihe der Lehren und Wahrheiten nach einem andern Gesichtspunkt aufstellen möchte. Denn daß der von dem sel. Döderlein gewählte Entwurf der Religionslehren an mehreren Orten auf eine leichtere und einfachere Weise hätte gemacht werden können, wird niemand in Abrede stellen. Mühsam aber auch, und vielleicht für den gegenwärtigen Augenblick, allein gewiß nicht für die bessere und ohne Zweifel gemäßigter denkende Zukunft, in manchem Betracht undankbar mußte dieses Geschäft seyn, wenn ein so gründlicher und dabey so bescheidener Theolog bey seiner Bearbeitung um sich her das Gekreische, Gemurmel und Getöse beobachtete, das über so viele Religionslehren, deren Form er nach den deutlichsten Aussprüchen der Bibel nicht ändern konn-

eine gründlichere Einsicht und Beurtheilung derselben zu bewirken, und die gerechte Würdigung mancher Streitigkeiten, die nicht sowohl die Lehre, als die Vorstellungsart derselben betreffen, und wo man gar wohl ohne Nachtheil der Sache eine Verschiedenheit der Denkungsart dulden und zulassen kann, zu befördern, so habe ich meines Endzwecks nicht verfehlt, und darf mir von meinen Bemühungen einen dauerhaften Nutzen auch für die Zukunft versprechen." Wird der Taumel und die Trunkenheit des Zeitgeistes auch in Ansehung mancher theologischen Meinungen und Vorstellungen vorüber seyn, und die auch hierin alberne Modesucht der bescheidenern Einfachheit und Zwanglosigkeit ihren rechtmäßigen Platz wieder einräumen müssen, dann wird gewiß auch ein Werk desto kräftiger wirken, das nach festen, obschon vielleicht jetzt noch hin und wieder verkannten, Grundsätzen verfaßt worden ist.

Auch in diesen Theilen fand Rec. überall den gelassenen und ruhigen Forscher, den bescheidenen Untersucher abweichender Vorstellungen in dieser und jener Lehre und besonders den aufrichtigen und freimüthigen Freund der Wahrheit, dem nichts so sehr, als der duplex Vlysses, verhaßt zu seyn scheint, und der daher sich nie zweideutig zurückzieht, sondern überall gerade und offenherzig sagt,

 daß

daß er die Sache so verstehe, oder so verstanden seyn wolle. Durch die nicht empfehlungswerthe Weise, sich bey gewissen wichtigen Lehren allezeit ins Helldunkel zu stellen und von dort aus gleich dem Απολλων λοξιος hervorzureden, haben manche in den neuern Zeiten oft mehr Böses gestiftet, als wenn sie, wäre es auch gleich nicht zum Vortheil der einen oder der andern Lehre gewesen, ihre aufrichtige Meinung geradezu und ohne allen Rückhalt gesagt hätten. Jene schlaue und besonders einen protestantischen Gottesgelehrten so wenig kleidende Zweideutigkeit hat Rec. hier durchgehends nicht gefunden, sondern überall dafür teutsche Geradheit, Offenherzigkeit und edle Freimüthigkeit, auf reife Untersuchung gegründet, mit Vergnügen bemerkt, selbst bey solchen Vorstellungen, welche zwar von verschiedenen noch bezweifelt werden, die aber so vielen deutlichen Aeußerungen der heil. Schriftsteller zufolge gewiß ihren guten Grund haben. So erklärt sich der Hr. Vf. Th. 12. S. 183. 184. unverholen für die zu Christi Zeiten im Allgemeinen herrschende Messiasidee, nach welcher man, selbst unter den von der Sache

treibung der Römer aus Palästina zu finden glaubte. Der Würde Jesu thut diese Vorstellung so wenig Abbruch, daß sie durch dieselbe, da sich Jesus auf einer ganz andern Seite zeigte, vielmehr größer und herrlicher erscheint. Eben so bleibt er, und zwar nach des Rec. Einsicht mit vollem Rechte, in der Lehre von der Auferstehung der Todten Th. 11. S. 332 f. bey dem buchstäblichen Sinne der hieher gehörigen biblischen Aussprüche, obgleich andere nur eine sittliche Umschaffung, eine moralische oder tropische Auferstehung, einige hingegen bloß eine bildliche Vorstellung der Unsterblichkeit der Seele darin suchen, da doch die weitläufige Abhandlung des Apostels Paulus 1 Kor. 15. über die Möglichkeit und Gewißheit einer wirklichen Wiederbelebung des Leibes an der Wahrheit der kirchlichen Lehre wohl nicht zweifeln läßt. Gesetzt auch, eben diese Lehre wäre in dem N. T. nicht so gar oft, besonders von Paulus, und mit solcher Bestimmtheit, Deutlichkeit und Zuversicht vorgetragen, so ist doch wohl nicht zu läugnen, daß sie, auch nach ihrer kirchlichen Form, der Moralität keinen Schaden bringt, sondern diese, vorzüglich unter dem großen Haufen, vielmehr befördert. Es

als allgemeine wirkliche Lehre auf der Kanzel berühren und ein Phantom als eine wahre Gestalt ihren Zuhörern vorzeigen wollten. Zur Bestätigung der genannten Lehre zergliedert der Hr. Verf. auch die Paulinische Schlußweise 1 Kor. 15, und erklärt unter andern auch das βάπτιζεσθαι ὑπερ των νεκρων nach des Rec. Einsicht am einfachsten und natürlichsten mit mehreren Exegeten von denen, welche sich als schon wirkliche Christen anstatt oder zum Beßten der Todten, d. h. derjenigen oder ihrer Freunde, die ohne geschehene Annahme des Christenthums, mithin ohne Taufe gestorben waren, hatten taufen lassen. Denn so muß dann ohne Zweifel die Uebersetzung, sich statt der Todten taufen lassen, näher erklärt und aus den damals öfters eingetretenen Fällen, sich zum Beßten der Todten taufen zu lassen, erläutert werden, und der Sinn wäre: Wie würde die gute Absicht der zum Beßten der Todten Getauften erreicht werden können, und was würden jene Todten von der erwähnten wohlgemeinten Taufe für einen Vortheil haben, wenn gar keine Auferstehung wäre, und sie selbst also nicht wieder ins Leben zurückkehren würden! Ueber die damit in naher Verbindung stehende Lehre von des Menschen Bestimmung in jenem Leben oder von der zukünftigen Glückseligkeit und deren Beschaffenheit ist zwar Th. 12. S. 36 ff. viel Zweckmäßi-

mäßiges und für die Praxis des Religionslehrers Brauchbares gesagt, allein genau und bestimmt ausgedrückt erinnert sich Rec. doch nicht die Vorstellung gefunden zu haben, daß die Belohnung der Frommen und Rechtschaffenen in jenem Leben unter andern besonders in einer viel höhern Anwendung aller ihrer Kräfte, in der Erreichung weit erhabenerer Zwecke, als sie in diesem Leben gewesen sind, und überhaupt in einem weit erhabenern Mitwirken zum Wohle des Weltalls bestehen müsse, obschon die Schrift aus guten Gründen sich hierüber nicht ausdrücklich äußert. Auch in der Praxis kann diese Vorstellung, mit Würde und Klugheit vorgetragen, in den Herzen der Zuhörer, ohne eine Art von Stolz zu erregen, große und herrliche Empfindungen und Entschlüsse hervorbringen. — Dieses sey im Allgemeinen genug gesagt von einem Werke, das allen wohlgesinnten Religionslehrern, die es mit dem Stifter der christlichen Religion und dessen Anordnung von Herzen gut und aufrichtig meinen, so wie allen denen, welche so gern, ohne oft recht zu wissen, warum? das Alte verlassen, und auf das Neue bloß seiner Neuheit wegen zueilen, jenen zur Beruhigung und Stärkung, und diesen zur Belehrung und Achtung auf sich und ihren leichten Sinn, mit Recht empfohlen werden kann.

—n.

V.

Handbuch für das systematische Studium der christlichen Glaubenslehre, Zweiter Band. Von D. Jakob Christoph Rudolph Eckermann, ordentl. Professor der Theol. zu Kiel. Altona, b. J. F. Hammerich. 1802. 752 S. 8.

Auch diesen Theil haben wir mit gleichem Interesse und Vergnügen gelesen, wie den ersten. Gründlichkeit und Unpartheylichkeit in der Untersuchung, Ordnung und Deutlichkeit in der Darstellung, Vorsicht und Bescheidenheit in den Resultaten, sind die unverkennbaren Vorzüge, die den bleibenden Werth dieses Werks begründen, das wir in den Händen recht vieler Leser, und besonders angehender Theologen, wünschen.

Unter der Voraussetzung, daß unsre Leser mit dem Plane und der Manier des Werks aus der Anzeige des ersten Theiles (Jahrg. 1803. St. 2. S. 93 ff.), bekannt sind, erlauben wir uns, wie über jenen, so auch über diesen, einige freimüthige Bemerkungen, in Ansehung der Anordnung und Ausführung der hier vorkommenden Lehren, wobey uns, außer der Würdigung dieses Buchs, der reine Wunsch leitet, zu noch mehrerer künfti-

künftiger Vervollkommnung desselben nach unsern Kräften beizutragen.

Was denn zunächst die Anordnung dieses Theils betrift, so enthält er die erste Abtheilung des ersten Theiles der christlichen Glaubenslehre, nämlich von Gott, sowohl dem Daseyn als dem Wesen nach. Diese Abtheilung läßt der Hr. Verf. in dreißig gleichmäßig fortlaufende Abschnitte zerfallen. Abs. 1. setzt den Grundbegriff von Gott fest. Abs. 2. zeigt, daß die Bibel den Glauben an Gottes wirkliches Daseyn fordre. Abs. 3. beweiset Einheit Gottes. Abs. 4—20. handeln jeder eine einzelne Eigenschaft Gottes und Abs. 21. den Sinn und die Gründe der Unterscheidung verschiedener Eigenschaften in Gott ab; so wie Abs. 22. die Namen Gottes. Abs. 23—30. endlich sind der Trinitätslehre gewidmet, so daß Abs. 23—25. jeder die Bedeutung eines der Namen: Vater, Sohn und Geist untersucht; Abs. 26. die Grundzüge der Geschichte dieser Lehre entwirft; Abs. 27. die Bestimmungen derselben in den symbolischen Büchern der Lutherischen Kirche prüft; Abs. 28. die von der Lehre der Kirche abweichenden Sectenmeinungen widerlegt; Abs. 29. die Exegese der Beweisstellen der Kirchenlehre vom Vater, Soh[illegible] und den Beweis enthält, daß [illegible] nauer mit der Le[illegible]

die von der Kirche verworfenen Meinungen, nebst der neuesten Geschichte dieser Lehre; und Abs. 30. endlich eine biblische Anleitung zur religiösen und moralischen Anwendung dieser Lehre giebt. — Stehen nun gleich alle diese Lehren im Allgemeinen betrachtet in einer ziemlich natürlichen Folge; so streitet es doch schon mit logicalischen Gesetzen richtiger Eintheilungen, daß man allgemeine Sätze mit besonderen, Hauptsätze mit Nebensätzen in gleicher Folge fortlaufen läßt; und das ist hier der Fall, wenn z. B. jeder einzelnen Eigenschaft Gottes, die den Hauptbegriff von Gott vollenden helfen, eben so gut ein Abschnitt gewidmet wird, als diesem Hauptbegriffe selbst. Und wie schwer muß es besonders jedem Anfänger werden, sich die Lehre von Gott in einer Folge von 30 Abschnitten zu merken? Wir würden also in beiden Hinsichten diese Lehre auf zwey Abschnitte, 1) vom Daseyn, 2) vom Wesen Gottes, zurückgeführt, und in jenem a) vom Daseyn Gottes überhaupt, b) vom Daseyn Eines Gottes gehandelt; in diesem aber a.) den Hauptbegriff von Gott aufgestellet, und b.) diesen durch die einzelnen Eigenschaften erläutert haben. Hätten wir für gut befunden, die Trinitätslehre hier mit zu berühren (s. unten), so hätten wir sie, auch schon bey den gemäßigten Begriffen, die der

terabtheilungen, indem diese oft mehr verwirren als verdeutlichen; so halten wir sie doch für durchaus nöthig, wo sie, wie hier, den Ueberblick des Ganzen erleichtern, und die Verhältnisse der Sätze unter einander näher bestimmen und verdeutlichen. Aber auch abgesehen von dieser nothwendigen Trennung der Haupt- und Nebentheile, scheint uns die vom Hrn. Verf. gewählte Folge der Abschnitte nicht durchgängig natürlich und auf möglichste Verdeutlichung des Ganzen berechnet zu seyn. So setzt der Hr. Verf. Abs. 1. den biblischen Grundbegriff von Gott fest, und Abs. 2. handelt er erst vom Daseyn Gottes. Kann man sich wohl entschließen, das Wesen einer Sache zu untersuchen, und den Begriff derselben zu bestimmen, bevor man weiß, daß sie wirklich existirt? und wäre demnach die umgekehrte Ordnung wohl nicht natürlicher gewesen? Eben so handelt der Hr. Verf. erst, nachdem er alle Eigenschaften Gottes erläutert hat, Abs. 22. von den Namen Gottes in der Bibel; wahrscheinlich in sofern sie bald diese, bald jene Eigenschaft Gottes näher berücksichtigen. Aber von der einen Seite ist es doch dem menschlichen Geiste, und dem Gange seiner Untersuchungen so natürlich, gleich bey Erforschung des Wesens einer Sache auch auf ihre Benennung Rücksicht zu nehmen, zumal wo sie auf dieses Wesen gegründet ist; von der andern Seite werfen hier diese Benennun-

nennungen Gottes auch wieder ein helles Licht auf die Eigenschaften desselben zurück; so daß wir von jenen gleich im Anfange der Untersuchung gehandelt haben würden. Wollte aber der Hr. Verf. sagen, daß erst nach beendigter Untersuchung des Wesens Gottes, wozu auch die Eigenschaften desselben gehörten, die Namen desselben deutlich würden; so dürfte folgen, daß er auch die Festsetzung des Begriffes von Gott bis nach beendigter Untersuchung der Eigenschaften hätte versparen mögen, da erst deren Inbegriff die richtige Vorstellung von Gott gewähret. — Ferner schaltet der Hr. Verf. die Lehre vom göttlichen Willen und von göttlichen Rathschlüssen Abs. 11. bey der Lehre von der Allmacht Gottes ein. In sofern dieß die erste Eigenschaft des göttlichen Willens war, deren er erwähnte, billigen wir dieß allerdings. Nur hätte er darauf nicht Abs. 12. die Lehre von Allgegenwart und Abs. 13. die Lehre von Weisheit Gottes folgen lassen sollen; da doch jene Eigenschaft, als zum Wesen Gottes überhaupt gehörig, eher bey oder gleich nach der geistigen Natur Gottes, oder bey seiner Unermeßlichkeit, diese aber, als den unendlichen Verstand Gottes betreffend, gleich nach der Abs. 10. erörterten Allwissenheit Gottes hätte abgehandelt werden mögen. — Auch würden wir die unendliche Vollkommenheit Gottes Abs. 5., nicht den Eigenschaften Gottes beigezählet haben,

ben, da sich in ihr das ganze Wesen Gottes vereinigt, das man jedoch auf den concreten und populäreren Begriff vom Weltschöpfer reducirte. — Endlich hätten, nach unsrer Einsicht, Abs. 20. welcher den Zweck der biblischen Lehre von den Eigenschaften Gottes, und Abs. 21. welcher den Sinn und die Gründe der Unterscheidung verschiedener Eigenschaften untersucht, wie unter einander transponirt, so auch beide der Abhandlung von den Eigenschaften Gottes vorangeschickt werden sollen, da sie für Sinn, Bestimmung und Beweis der einzelnen Eigenschaften sehr wichtig, ja unentbehrlich sind. — Zuletzt können wir nicht unbemerkt lassen, wie die Beimischung des kirchlichen Systems, die wir von der biblischen Darstellung des Hrn. Verfs ganz getrennt gewünscht hätten (s. die Recension des ersten Theils), auch nicht ohne nachtheilige Folgen für die Anordnung des Ganzen gewesen seyn dürfte. Bey den liberal-vorsichtigen Aeußerungen des Hrn. Verfs über Trinität möchte er, unabhängig vom kirchlichen Systeme, schwerlich die Lehre vom Vater, Sohne und Geiste, bey der Lehre von Gott untersucht, sondern vom Sohne, wo nicht in den Prolegomenen, unter der Rubrik: Vom Stifter der christlichen Religion, (wohin sie Rec. aus guten, sich von selbst darbietenden Gründen zu ordnen gewohnt ist,) doch erst in der Anthropologie, die das Verhältniß

des

des Menschen zu Gott durch Christum bestimmt, und vom heil. Geiste erst in der Lehre von der sittlichen Besserung des Menschen, dem Geiste des N. T. gemäß, gehandelt haben. Bey dieser Trennung ließ sich aber freilich die kirchliche Gestalt der Trinitätslehre nicht wohl darlegen; so wie dagegen unter den Fesseln der Trinitätslehre die freie, biblische Darstellung des Vaters, Sohnes und Geistes sehr leiden und eine schiefe Richtung und fremde Form annehmen mußte.

Was die Ausführung betrift, so gehört dieser das Lob einer gewissen Reichhaltigkeit und Fülle zweckdienlicher, und faßlich dargestellter Ideen, die sich im Ganzen nach der größeren oder geringeren Wichtigkeit oder Schwierigkeit der abzuhandelnden Lehren richtet; weshalb die Lehre vom Vater, Sohne und Geiste besonders ausführlich, selbst mit Beifügung der Geschichte derselben, abgehandelt ist. Hin und wieder hätten wir jedoch noch einige kleine Zugaben gewünscht. Bey der Lehre vom Daseyn Gottes hätten nicht bloß die biblischen Behauptungen aufgezählt, sondern auch die Gründe derselben unterschieden werden mögen; wo sich dann in Röm. 1, 19. 20. der physicotheologische, und implicite in Röm. 2, 15. selbst der moralische Beweis antreffen ließ. Bey Entwickelung der Eigenschaften Gottes hätten wir durchgehends eine Unter-

Unterscheidung der philosophischen und populären Definitionen gewünscht. Sind gleich nur die letzteren in der Bibel zu erwarten und anzutreffen, so liefern sie doch, in Vergleichung selbst mit dem biblischen Hauptbegriffe von Gott, die nöthigen Data zu den philosophischen Definitionen, zu welchen wir uns billig erheben sollen. In der Abhandlung der Gerechtigkeit Gottes vermissen wir die Beantwortung der wichtigen mit der Behauptung von positiven Belohnungen und Strafen so genau zusammenhängenden Frage: ob es eine iustitia extraordinaria gebe? und eben daher mochte es kommen, daß der Hr. Verf. S. 293. nicht tiefer in die positiven Strafen jenes Lebens hineingieng. Bey der Untersuchung, in welchem Sinne Gott der Vater unsers Herrn Jesu Christi genannt werde, hätte die Benennung υιος τȣ Θεȣ, zu welchem sich also Gott als πατηρ verhalten müsse, berücksichtigt werden mögen. S. 397. Bey Würdigung der Stellen, auf welche man sich für die göttliche Würde Christi beruft, ist auf den Umstand keine Rücksicht genommen, daß das Bild des Messias, besonders zu und nach den Zeiten des Exils, immer mehr ins Göttliche hinübergearbeitet wurde, (eben weil ein bloß menschlicher Regent der gesunkenen Nation nicht wieder aufhelfen könnte) und daß die ächte Theokratie im Messiasreiche eingeführet werden würde; Ideen, bey welchen

 selbst

selbst die erhabensten Aeußerungen über die Göttlichkeit der Würde Jesu nicht befremden können. S. 416. hätten wir, in Entwickelung der in der Benennung Sohn Gottes liegenden Begriffe, die Zeitfolge ihrer Entstehung mehr berücksichtigt gewünscht. Anfangs mochte man sich, nach dem jüdischen Sprachgebrauche, und nach der jüdischen Erwartung vom Messias, nichts weiter dabey denken, als einen König; als sich aber Jesus nicht als irdischen König geltend machte, mochten sich einige diesen Namen aus seiner vermeint übernatürlichen Geburt Luc. 1, 35., andere aber, und besonders Johannes und Paulus, aus seinem, selbst mit jüdischen Erwartungen wohl vereinbaren, engen Verhältnisse zur Gottheit erklären ꝛc. ꝛc. S. 424 ff. finden wir die Abhandlung vom Geiste Gottes nicht genug auf bestimmte Bedeutungen zurückgeführt, und wo vom Geiste Gottes, in sofern er auf den Menschen wirkt, gehandelt wird, hätte mehr auf die Entstehung dieser Idee bey den ältesten Völkern, und ihre Fortbildung und doppelte Anwendung bey Juden und Christen, sowohl auf Propheten und Juden, als auf Apostel und Christen, Rücksicht genommen werden mögen. S. 512. vermissen wir bey Beurtheilung von Röm. 9, 5. die Bemerkung, daß selbst die Wortstellung eine

den Rabbinen die Formel: יהוה יתברך, und שם יתברך unzählige Male vorkommt. S. 623. beleuchtet der Hr. Vf. bloß die Stellen des A. T., in welchen man Trinität hat finden wollen, da es dergleichen bekanntlich doch auch im N. T. giebt. Bey Erwähnung der Versuche, die Trinität, durch der Vernunft begreifliche Analogieen zu erläutern, S. 629 ff. vermißten wir den witzigen und scharfsinnigen Versuch von Schwab, der die Dreieinigkeit mit den drey Dimensionen im Raume vergleicht. S. Berlin. Monathsschr. Sept. 1790. Endlich hätte auch hin und wieder noch mehr Literatur beigebracht werden mögen. So vermissen wir z. B. bey Erklärung des Wortes Jehovah das Koppe'sche Programm über אהיה אשר אהיה, bey dem, zufolge des Systems geführten, Beweise der göttlichen Würde Christi die Dissertation von C. B. Michaelis de nominibus Christi diuinam ipsius naturam designantibus, bey der Erklärung des λογος Joh. 1, 1. die Erklärung des Hrn. D. Paulus in seinen Memorabilien, zumal da der Hr. Verf. mit dieser größtentheils zusammentrift.

Für diese und andere Zusätze hätte der Hr. Vf. an Raume gewinnen können, wenn er sich im Allgemeinen einer mehr energischen Kürze der Schreib-

mit und ohne den Artikel im N. T. Name des einzig wahren Gottes sey; daß positive Eigenschaften Gottes auch negativ, und umgekehrt, ausgedruckt werden können, u. s. w. Auch hätte es wohl bey minder schwierigen Beweisstellen nicht so weitläufiger Uebersetzungen und Ausführungen derselben bedurft, als man meistens antrift, (und die unter andern in dem Beweise des Daseyns Gottes mehr als 50 Seiten ausmachen;) denn bei'm Studio der Dogmatik muß doch das exegetische Studium billig vorausgesetzt werden, so daß es hier hauptsächlich nur auf Aushebung und richtige Darstellung des sogenannten neruus probandi ankommen möchte.

Derjenigen Stellen, in welchen wir anderer Meinung sind, fanden wir nur wenige. Wir machen sie bemerklich, um durch andere Meinungen richtigere Meinungen befördern zu helfen; nicht aber um einen Schriftsteller zu tadeln, der, da er, bey weitem in den mehresten und wichtigsten Sätzen, seinen Lesern Beifall abnöthigt, vielmehr das größeste Lob verdienet, das wir ihm auch in dieser Hinsicht ungeheuchelt zollen. — So bemerkt denn der Hr. Verf. S. 74. beiläufig, „daß die Namen Elohim, Jehova und Jehova Elo-

„Buche Mosis zu seyn scheinen, da diese Namen „auch noch zu Davids Zeiten so oft als gleichgül„tig gebraucht seyen." Aber welch eine Menge von Worten giebt es nicht, die ursprünglich sorgfältig unterschieden, in der Folge aber promiscue gebraucht wurden, entweder weil das Interesse der Unterscheidung verschwand, oder weil der Unterschied selbst in Vergessenheit gerieth, folglich möchte auch hier aus einem späteren Sprachgebrauche für die Bestimmung des früheren und ursprünglichen nichts gefolgert werden können. Wenn aber der Hr. Verf. hinzusetzt: „Die Abschnitte, „worin Gott im 1sten Buche Mose bloß Elohim „heiße, schienen aus ältern Quellen und Sagen „geschöpft, und vom Sammler und Ordner des „1sten Buchs Mose, der, wie es scheine, auch den „ganzen Pentateuch redigirte, in den Abschnitten, „worin Gott Jehova Elohim oder Jehova allein „genannt werde, weiter ausgeführt und mit Er„weiterungen und Zusätzen, die er aus andern „Quellen schöpfte, vermehrt zu seyn"; so können wir ihm unmöglich beitreten, indem wir, auch schon bey einer kurzen Prüfung dieser Hypothese, gar bald wahrnahmen, daß dann der seyn sollende Commentar bald kürzer und bald dunkler sey, als das zu erklärende Document, und daß jener bald gerade dasselbe und mit denselben Worten erzähle, als dieß, oder dem letzteren geradezu widerspreche;

lauter Erscheinungen, die wir mit Ausführungen, Zusätzen und Erweiterungen nicht zu vereinigen wissen. Eine kurze Prüfung z. B. der sogenannten Sündfluthsgeschichte wird die Richtigkeit dieser Bemerkungen erhärten. Nicht zu gedenken, daß die innere Oekonomie der Jehovah- und Jehovah Elohim-Urkunden diese Ansicht ganz unzulässig macht, und sie vielmehr als für sich bestehende Documente legitimirt. Wo bleibt der schöne Umriß von Gen. 2, 3, als Beschreibung des silbernen Zeitalters, oder des Zeitalters des Javo, Jupiter, (Jehovah) betrachtet, wenn man diese Kapitel als Commentar über das goldene Zeitalter, oder über das Zeitalter des Saturns Gen. 1, erklären will? Wir wünschten wohl, daß sich der Hr. Verf. über diese Ansicht weiter herauslassen möchte, um zu noch gründlicherer Prüfung Gelegenheit zu bekommen, so wie wir auch der Erfüllung des Versprechens von Hrn. Hasse, einen ähnlichen Beweis gegen die bisherige Unterscheidung der Urkunden in der Genesis zu liefern, mit Vergnügen entgegensehen. S. 122. behauptet der Hr. Verf., daß, wenn es 1 B. Mos. 21, 33. vom Abraham heiße: „Er rief Jehovah, den einigen Gott, an", das Wort עולם eine

stehend gedacht werden müsse. Aber bey Erwägung sowohl des Ganges der Cultur des menschlichen Geistes überhaupt, als der vielen anderweiten menschlichen Vorstellungen des Alterthums über Gott, kann man diese philosophische Lauterkeit der Begriffe dem damaligen Zeitalter kaum leihen. Vielmehr würden wir, unsrer obigen Bemerkung zufolge, hier zwischen Ewigkeit in philosophischem und populärem Sinne unterschieden, nur die letztere im A. Test. gefunden, und auf Existenz vor Schöpfung der Welt zurückgeführt haben. S. 133. versteht der Hr. Verf. πατηρ των φωτων Jakob. 1, 17. von dem Urheber aller physischen, besonders aber moralischen Glückseligkeit, und deren Quelle, richtiger Erkenntniß von Gott und Gottes Willen; eine Erklärung, die jedoch schon der Pluralis των φωτων schwerlich zulassen dürfte. vergl. Pott z. d. St. S. 256. wird Gerechtigkeit Gottes so definirt: Sie sey „sein höchstes Wohlgefallen am „Recht und sein Mißfallen an allem Unrecht, „nach welchem er auch wolle, daß seine vernünf„tigen Geschöpfe nur das thun sollten, was recht „sey, und, was unrecht sey, meiden sollten, ihnen „diesen seinen Willen als sein Gesetz bekannt ma„che, und durch Belohnung des Rechtthuns und „Bestrafung des Unrechts und Ungehorsams sie „zum Gehorsam gegen seine Gebote erwecke." Allein dieser (etwas zu gedehnten) Definition sind

offenbar die Begriffe von Heiligkeit und Güte Gottes beigemischt, was doch der Hr. Verf. selbst S. 267. an der Schmid'schen Definition tadelt, laut welcher die Gerechtigkeit Gottes in Harmonie und Vereinigung der Heiligkeit und Güte besteht. Werden nun gleich diese Eigenschaften bey der Gerechtigkeit Gottes vorausgesetzt, so dürfen sie doch, so lange wir einzelne Eigenschaften in Gott unterscheiden wollen, nicht in den Begriff der Gerechtigkeit mit aufgenommen, sondern als Feld der letzteren muß wohl, nach Ammon, die wirksame Aeußerung der Heiligkeit und Güte betrachtet, und diese philosophische Ansicht wiederum von der biblisch-populären unterschieden werden. S. 427. erklärt der Hr. Verf. den Geist Gottes 1 B. Mos. 1, 3. mit den mehresten Interpreten von Gottes schaffender Kraft. Aber aus den von Pott angeführten Gründen, (Moses und David, keine Geologen, S. 204 ff.), können wir dieser Erklärung nicht beitreten, sondern betrachten die Worte: der Geist Gottes schwebte über den Gewässern, als fortgesetzte Beschreibung des chaotischen, grausenden, von Stürmen umheulten Weltstofs; ohne jedoch diese Stürme als Mittel zur Entwickelung desselben, mit Dathe, zu betrachten, weswegen auch die vom Hrn. Verf. hiergegen mit Recht gemachte Bemerkung, daß die physikalische Ansicht der Entstehung der Erde mit der Oekonomie

mie

wie von 1 B. Mos. 1. streite, uns nicht trift. S. 505. sagt der Hr. Verf. zur Unterstützung der bekannten Erklärung des λογος Joh. 1, 1. aus dem chaldäischen Mimra, folgendes: „Geht man von dem „Grundsatze aus, daß Johannes dieses Wort in „einer seinen Lesern gar nicht fremden und ungewöhnlichen, sondern bekannten und gewöhnlichen „Bedeutung gebraucht haben müsse, da er gar „nichts zur Erklärung derselben hinzusetzt: so muß „man es wohl am wahrscheinlichsten finden, daß „dieß Wort hier in der Bedeutung stehe, worin „es religiösen Israeliten aus der Religionssprache „des A. T. geläufig war. Wie gewöhnlich ist nicht „da das Wort Gottes für seinen allmächtigen, „weisen und gütigen Willen gesetzt, für Gott selbst, „durch welchen alles ist!" Allein gerade das Ungewöhnliche dieses Sprachgebrauches ist für Rec. die größeste Schwierigkeit bey dieser Erklärung. Denn die bekannten Stellen des A. T., die eine bildliche Beschreibung der Allmacht Gottes enthalten, Gen. 1, 4. ff. Ps. 33, 6. 9. beweisen noch nicht, daß der Machtspruch Gottes für Gott selbst stehe, und noch weniger, daß dieß jüdische Religionssprache war. Und war es wirklich Religionssprache, wie kam es doch, daß diese einzig vom Johannes, und auch von diesem nur im Anfange des Evangelii und des ersten sogenannten Briefes, und zwar in solchen Wendungen benutzt wird, die kaum

eine Localbeziehung seiner Aeußerungen über den λογος verkennen lassen? Hr. D. Paulus hat diese Erklärung (in seinen Memorabilien) zu mehrerer Wahrscheinlichkeit zu erheben gewußt; ohne uns jedoch den Skrupel der Ungewöhnlichkeit des zum Grunde gelegten Sprachgebrauchs ganz zu benehmen. S. 622. übersetzt der Hr. Verf. Ps. 110, 1. „ich habe dich zum Könige über mein Volk bestellt." Die individuellere Beziehung, die Hr. D. Paulus dieser Stelle auf die damaligen Priestergeschäfte Davids, so wie dem ganzen Psalme auf die Beendigung des Nesibinischen Krieges durch die Eroberung der Festung Rabbah, giebt, scheinet uns weit befriedigender.

Doch das Gesagte mag für unsern Zweck hinreichen. Die Fortsetzung und Beendigung dieses für das Studium der Dogmatik so wichtigen Werks in den zwey letzten Theilen, die auch schon erschienen sind, werden wir mit nächster Gelegenheit anzeigen.

F.

VI.

Biblische Theologie des neuen Testaments. Erster Band. Christologie nach den drey ersten Evangelisten. Leipzig bey Weygand, 1800. 381

381 S. 8. — Zweiter Band. Theologie und Anthropologie nach den drey ersten Evangelisten und christliche Religionstheorie nach Johannes. Ebendas. 1801. 390 S. 8. — Dritter Band. Christlicher Religionsbegriff, 1) nach der Apocalypse, 2) nach Petrus, 3) nach dem zweiten Briefe Petri und dem Briefe Judä. Ebendas. 1801. 310 S. 8. — Vierter u. letzter Band. Nach dem Lehrbegriff Pauli. Ebendas. 1802. 464 S. 8.

Dieß Werk schließt sich an zwey andere desselben ungenannten Verfs an, nämlich an die Theologie des A. T. Leipzig 1796. und an die dicta classica V. T. notis perpetuis illustrata, Lips. 1798. Wie diese beiden Werke mit verdientem Beifalle aufgenommen wurden; so wird dieß gewiß auch mit dem vor uns liegenden der Fall seyn. Schon der Titel zeigt, daß sich der Hr. Verf. einen eignen Weg zu seinem Ziele bahnte, und sich nicht, wie ehemals, mit der höchst falschen Voraussetzung an Bearbeitung der biblischen Theologie mache, daß sie nur Gegensatz gegen das kirchliche System sey, übrigens aber alle biblische Schriftsteller in Ansicht und Darstellung der einzelnen Religionswahrheiten selbst auf das genaueste übereinstimmten.

Lehre Jesu und von einander, in ein helleres Licht zu setzen. Wie ein solches Unternehmen ein gründliches, unparteyisches, von allen Fesseln des Systems freies Nachforschen voraussetzt, so ist auch alles lichtvoll und freimüthig dargestellet, so daß durch diese Schrift, besonders für angehende Theologen, das liberalere Studium der Theologie ungemein befördert werden muß.

So ungeheuchelt dieses Lob ist, das Rec. dem, ihm nicht unbekannten, Hrn. Verf. mit Zustimmung seiner Ueberzeugung zollet; so wird er doch auch nicht verschweigen, was ihm in dem Werke noch einer Verbesserung fähig schien, um so die Unparteylichkeit jenes Lobes noch mehr zu begründen, und die Aufmerksamkeit, deren ihm dieß Werk würdig zu seyn scheinet, noch zu erhöhen. Daneben leitet ihn die Hoffnung, daß der Hr. Verf. vielleicht bey einer neuen Auflage von einigen seiner Bemerkungen Gebrauch machen, und so die Gemeinnützigkeit des Werks erhöhen, widrigenfalls aber doch die Unanwendbarkeit dieser Bemerkungen, etwa in der Vorrede, darthun, und sich so im ersten Falle um noch gründlichere Belehrung seiner Leser überhaupt, im zweiten aber

Nachdem denn der Hr. Verf. sich in der Vorerinnerung über biblische Theologie, wie sie war, wie sie seyn sollte, (nämlich: eine reine und von allen fremdartigen Vorstellungen gesäuberte Entwickelung der Religionstheorie der Juden vor Christo, und Jesu und seiner Apostel, nach den verschiedenen Zeitaltern, und nach den verschiedenen Kenntnissen und Ansichten der heil. Schriftsteller, aus ihren Schriften hergeleitet,) und über die hierbey anzuwendenden hermeneutischen Grundsätze, (die wir beiläufig noch mit einigen vermehren dürften,) läßt der Th. 1. bis Th. 2. S. 157. die biblische Theologie nach den drey ersten Evangelisten in folgende Haupt- und Nebenabtheilungen zerfallen.: I. Christologie, oder über den Zweck und die Person Jesu. A. Ueber den Zweck Jesu; wo denn hauptsächlich nur die Idee von der Messiaswürde Jesu, nach ihrem Ursprunge, nach dem wahren Sinne, den Jesus damit verband, nach den Beweisen derselben durch Weißagungen und Wunder, und nach den Bedingungen abgehandelt wird, unter welchen man ein Mitbürger seines Reiches werden könne. B. Ueber die Person Jesu; wobey auf sein Wesen und seine Schicksale Rücksicht genommen wird. Hierauf folgt, nächst einer Einleitung, enthaltend die Urtheile Jesu über

darin enthaltenen Religionsunterricht, Abtheilung II. Theologie, oder Lehre Jesu von dem Verhältnisse Gottes zu den Menschen. A. Von Gott und seinen Eigenschaften. B. Von der Schöpfung. C. Von der Vorsehung. D. Von den Engeln. Endlich Abtheilung III. Anthropologie, oder Lehre vom Menschen und seinem Verhältnisse zu Gott und künftigen Schicksalen. A. Vom moralischen Verderben des Menschen. B. Von den Strafen der Sünde im gegenwärtigen und zukünftigen Leben. C. Von dem Leben nach dem Tode. 1) Von Unsterblichkeit der Seele und ihrem Zustande. 2) Von der Auferstehung der Todten. — Gerade nach demselben Zuschnitte ist auch die Religionstheorie nach dem Johannes geordnet. — In der Ausführung verfolgt der Hr. Verf. die Ordnung, daß er in Paragraphen die einzelnen Behauptungen aufstellet, und diese durch die darauf folgenden bald paraphrasirten, bald weitläufiger erläuterten Beweisstellen erhärtet.

So sehr uns auch dieser Plan im Allgemeinen gefällt, da er in Zweck und letztes Princip der Lehre Jesu, wie wir davon überzeugt sind, allerdings eingreift; so geben wir doch dem Hrn. Verf. folgende Bemerkungen darüber anheim: 1) Sollte

in die drey ersten Evangelisten, wohl aber erst eine allgemeine Charakteristik der evangelischen Erzählungen überhaupt, dann eine speciellere über jeden einzelnen Evangelisten, in sofern sie auf eigenthümliche Auslegung seines Evangelii Einfluß hat, oder eine sogenannte specielle Hermeneutik, nach ihren Hauptgrundsätzen vorangeschickt wäre? Denn auf richtiger Auslegung beruhet doch hier alles, und zu dieser langen die allgemeinen hermeneutischen Regeln nicht aus. Gestützt nun auf diese Grundsätze würde man in Beurtheilung der Erzählungen, Behauptungen, gegenseitigen Abweichungen ꝛc. ꝛc. der Evangelisten desto sicherern Schrittes fortgehen. Rec. hat sich während der Lectüre bey mehreren Stellen dieses Bedürfniß recht fühlbar aufgedrungen, in welchem ihm der Hr. Verf. nicht immer gleiche Grundsätze befolgt zu haben schien. 2) So zweckmäßig die Vorausschickung der Christologie an sich betrachtet schon erscheint, und so tief sie insbesondere in den Geist des ersten christlichen Unterrichts eingreift, der allerdings mit der Lehre debütiren mußte: Jesus sey der den Juden verheißene Messias, weil sonst kein Jude der Lehre Jesu sein Ohr geliehen haben würde; so gehört doch die Christologie, als solche, schwerlich mit zu der Zahl der Religionslehren selbst. Theils kommt es bey allen Lehren auf ihre innere Wahrheit, aber nicht auf den an-

der

der sie vortrug, theils schließt auch das Wesen jeder Religion nur Theologie und Anthropologie in sich. Diesen beiden Haupttheilen würden wir darum die Christologie als eine vorbereitende Lehre vorangeschickt haben. 3) In der Christologie selbst hätten wir lieber gesehen, wenn der Hr. Vf., in umgekehrter Ordnung, erst von der Person Jesu, dann von seinem Zwecke gehandelt hätte. Wir geben gern zu, daß beide Materien ein gegenseitiges Licht auf einander werfen; aber allgemeiner und durchdringender wird dieß, nach unsrer Ueberzeugung, wenn erst die Würde der Person Jesu festgesetzt, und diese wieder bey Untersuchung des Zweckes seiner Sendung zu Hülfe genommen wird. Wie muß z. B. die Größe und Ausführbarkeit seines Zweckes, wie muß die Materie von Wundern u. s. w. in einem Helldunkel schwebend bleiben, so lange die Würde seiner Person noch auf sich beruhet! Ueberdem scheint uns auch die vorgeschlagene Ordnung in dem gewöhnlichen Gange des menschlichen Geistes bey ähnlichen Untersuchungen gegründet zu seyn. 4) Der Untersuchung über den Zweck Jesu

einer biblischen Theologie, höchst wesentliches, da sich die Bibel allerdings auch hierüber deutlich genug erklärt. — Auch hätten wir gewünscht, daß der Hr. Verf. in dieser Untersuchung des Zweckes nicht einzig bey den Stellen, die vom Messias und Messiasreiche handeln, stehen geblieben wäre; sondern auch andere nicht minder wichtige Data zu Hülfe genommen hätte. 5) In der Abhandlung über die Person Jesu, hätten wir nicht erst von seiner Person, und dann von seinen Schicksalen, sondern umgekehrt, erst von seinen Schicksalen gehandelt, und diese sowohl, als auch Jesu und seiner Zeitgenossen Aeußerungen von ihm, und sein selbstthätiges Leben als Stoff benutzt, um daraus erst die Würde seiner Person festzusetzen. 6) Die Theologie und Anthropologie würde Rec. weniger nach heutigen, und mehr nach damaligen Ansichten der Wichtigkeit ihrer einzelnen Lehren geordnet haben. Denn wie bey einem Gemälde sehr vieles darauf beruhet, wie ich es aushänge und Licht oder Schatten darauf fallen lasse; eben so kommt auch auf die richtige Anordnung der einzelnen Lehren einer Religionstheorie, im Geschmacke jedes Zeitalters, sehr vieles für ihre richtige Beurtheilung an; (weßhalb sich auch Rec. mit denjenigen Dogmengeschichten nicht vertragen kann,

dern es mehr mit denjenigen hält, die die Geschichte der ganzen christlichen Lehre in bestimmte Perioden zerfallen lassen, je nachdem sich das ganze System modificirte). So hätte denn Rec. die Lehren der Theologie sowohl als der Anthropologie a) in jüdische, anfangs aber ins Christenthum noch mit herüber geschlüpfte, und b) in christliche; diese aber wieder α) in solche, die es mit dem Judenthume gemein hatte, und die aus demselben mehr vorausgesetzt, als erst erwiesen wurden, und β) in dem Christenthume mehr oder weniger eigenthümliche, und damals besonders hervorgezogene Lehren, zerfallen lassen mögen. Unter Nr. a) hätte er dann in der Theologie z. B. die Lehre vom Geiste Gottes und von den Engeln; unter Nr. b) α. die Lehren vom Daseyn und von Einheit Gottes, und von Gott dem Weltschöpfer; unter Nr. b) β. endlich die Lehren von Gott als Vater der Menschen, von seiner geistigen Natur, von Vorsehung, und den übrigen durch das Christenthum mehr gereinigten Eigenschaften Gottes gebracht. Eben so in der Anthropologie. Die Materien vom Sündenfalle und Auferstehung der Todten würde Rec. unter Nr. a) den bloß jüdischen Lehren beigezählet, unter Nr. b) aber die rein christlichen Lehren, nicht, wie der Hr. Verf., auf moralisches Verder-

er glaubt, dem Geiste des Christenthums angemessener, α. auf ursprünglichen und nachmaligen Werth und Zustand des Menschen, β. auf seine Bestimmung, γ. und jetzige und künftige Würde zurückgeführt habest. Daß bey α. zugleich die Materie von der Sünde, die der Hr. Vf. hauptsächlich ins Auge faßt, und unter β. zugleich die Pflichtenlehre, wo nicht abgehandelt, doch derselben ihr Platz in der Religionstheorie Jesu angewiesen werden mußte, worin diese gerade das wesentlichste ist, versteht sich von selbst. — Alles dieß gilt, unter kleinen Modificationen, auch von der biblischen Theologie nach dem Johannes, die, wie wir bereits anmerkten, nach demselben Plane geordnet ist.

Wir wenden uns zur Ausführung dieses Planes. Im Allgemeinen vermissen wir hier ein Mal nicht selten die bestimmten Resultate aus den weitläufigeren Abhandlungen, wo gerade auf diese Resultate für den Fortgang der Untersuchung ungemein vieles ankommt. So sehr sich auch z. B. die Abhandlungen über Zweck und Person Jesu, vorzüglich die erstere, durch Gründlichkeit auszeichnen, so sehnt man sich doch am Ende nach einem bestimmten und kurzen Resultate: worauf jener Zweck hinauslaufe? worin die Würde der Person Jesu bestehe, und welchen Rang er in der Ord-

nung der Wesen behaupte? Wäre der Hr. Verf. hierüber ganz bestimmt mit sich selbst und seinen Lesern übereingekommen; so würden manche schwankende Urtheile in der Folge weggefallen seyn, z. B. daß, wenn Jesus dieses oder jenes wirklich als seine eigne Meinung behauptet haben sollte, seine Kenntniß in dieser Hinsicht noch perfectibel gewesen sey. Ferner glauben wir, daß der Hr. Verf., der Deutlichkeit unbeschadet, in den biblischen Belegen zu jedem §phen sich dadurch mehrerer Kürze hätte befleißigen können, wenn er einige an sich deutliche Erzählungen, wie z. B. vom verlornen Sohne, nicht noch einmal nacherzählt, sondern bloß darauf verwiesen, sich auch da einzelner Worterklärungen enthalten hätte, wo er sie schon aus der Exegese als bekannt voraussetzen konnte. Endlich hätten wir dem Werke noch mehr Literatur gewünscht, als der Hr. Verf. angebracht hat, damit der angehende Theolog, für den es, wo nicht zunächst bestimmt, doch gewiß am gemeinnützigsten ist, Gelegenheit habe, die hier angestellten Untersuchungen noch weiter zu verfolgen, und seine eigne Beurtheilungskraft zu schärfen.

Insbesondere erlauben wir uns noch einige

lis und anderer, daß die μαγοι Matth. 2. Juden aus Arabien gewesen wären, und giebt sie vielmehr für Perser aus; denn 1) in Persien wären die μαγοι Priester des göttlichen Feuers gewesen; 2) hätten Astrologie getrieben, in welcher Qualität sie auch hier erschienen, und endlich 3) fragten sie nach dem neugebornen Könige der Juden, wodurch sie zu erkennen gegeben hätten, daß sie nicht zu dieser Nation gehörten. Allein, was die ersten beiden Gründe betrift, so gab es bekanntlich auch μαγοι in Arabien, welche Astrologie trieben. Der dritte Grund aber möchte gar nichts entscheiden. König der Juden war ja die ganz gewöhnliche Benennung des Messias unter den Juden, die auch so ganz ihren Erwartungen von ihm entsprach. Wenn aber der Hr. Vf. zur Verstärkung dieses Grundes noch hinzufügt: „In dem Falle, daß sie Juden gewesen wären, hätten sie ohnedieß nicht erst den Geburtsort des Messias erforschen dürfen, sondern jüdische Gelehrte würden selbst Bethlehem zu nennen gewußt haben", so bedachte der Hr. Vf. wohl nicht, daß nach Joh. 7, 27. der Geburtsort des Messias nicht so entschieden bekannt war, es auch, bey der Verschiedenheit der Erwartungen, daß er vom Himmel kommen, und daß er Abkömmling Davids seyn werde, nicht wohl seyn konnte; daß selbst Herodes in Ungewißheit darüber schwebte, und daß die

Antwort des Synedriums nichts weniger als eine Notorität der Sache voraussetze. Außerdem erheben sich gegen Persische Magier noch die beiden Bedenklichkeiten, theils daß Perser die Geburt eines Jüdischen Prinzen schwerlich interessiren konnte; theils daß schon Justinus Martyr unsre Magier nach einer alten Sage aus Arabien kommen läßt; eine Notiz, die doch auch nicht so geradehin aus der Acht gelassen zu werden verdient. S. 29. Daß die Versuchung Jesu in der Wüste eine innere Versuchung gewesen seyn sollte, davon kann sich Rec. bey dem historischen Gepräge des Ganzen, noch immer nicht überzeugen. Aber freilich mag die Erzählung durch die Sage manchen Zusatz bekommen haben. S. 41. möchte die Geschichte der Gedarener schwerlich dadurch Licht bekommen, daß, nach des Hrn. Verfs Meinung, die Schweine, durch die Wüthenden gescheucht, sich ins Meer gestürzt hätten; ein Unglück, welches zufällig entstanden sey. Zwey gleichzeitige, aber von einander unabhängige Thatsachen, die aber die Sage zu einer einzigen verschmolz, um sich beide, nach damaligen Ansichten, desto besser erklären zu können, möchten eine natürlichere Erklärung hergeben, zu welcher sich in der Erzählung selbst einige nicht verwerfliche Spuren finden.

dem Sohne Davids." Aber wo steht Uns? und warum nicht lieber das ὡσαννα unmittelbar mit τῳ υἱῳ Δαβιδ verbunden: „Hilf doch dem Sohne Davids!" d. h. Heil sey ihm! Er sey uns willkommen! S. 45. wird besonders Ps. 2, 7. als Quelle der Benennung des Messias durch Sohn Gottes betrachtet. Sollte 2 Sam. 7, 14., nach einer gleich verkehrten Deutung, als Ps. 2, 7. erfuhr, nicht beinahe gleichen Antheil daran haben? S. 46 ff. §. 15—25. wo der Hr. Vf. die verschiedenen Begriffe vom Messias und Messiasreiche untersucht, sind ganz vorzüglich lesenswerth. Der Gang der ganzen Untersuchung ist sicher, natürlich und lichtvoll. Wenn aber der Hr. Verf. S. 127. §. 23., wo von der Zeit der Rückkunft Christi die Rede ist, sich auf die Seite derer neigt, welche annehmen, Jesus selbst habe die Hoffnung gehegt, er werde bald, ehe noch das damalige Menschengeschlecht aussterbe, ja gleich nach der Zerstörung des jüdischen Staats, sichtbar in den Wolken des Himmels erscheinen, und durch das Weltgericht feierlich sein Reich und seine Herrschaft begründen; wenn er sich zum Beweise auf Matth. 16, 27. 28. und auf Kap. 24. u. 25., wie auch auf den Umstand, daß die Apostel gleichen Irrthum gehegt hätten, beruft, und wenn er endlich, zur Rechtfertigung Jesu wegen dieses Irrthums, sich begnügt, zu sagen, daß ein solcher Irrthum der göttlichen Auctorität

rität Jesu nicht schade, indem nur daraus folge, daß er nicht allwissend gewesen sey; so können wir seiner Meinung unmöglich beitreten. Hatte sich Jesus einmal aus dem Wuste jüdischer Erwartungen eines Messias und Messiasreichs zu dem wahrhaft großen Gedanken erhoben, daß sie auf leerem Wahne beruheten, und nur in einem Lehrer ewig geltender Wahrheit und Tugend Haltung finden und verwirklicht werden könnten; so mußte er eo ipso auch über die Chimäre von Rückkunft zur Stiftung seines Reichs weit erhaben seyn. Solche einzelne Auswüchse konnten noch wohl aus dem noch immer nicht ganz entwurzelten Unkraute der Vorurtheile seiner Schüler über einen irrdischen Messias, hervortreiben, als welche von Jesus, als Messias, auch die Stiftung eines Reichs unnachläßlich erwarteten, und, da er dieß während seines Aufenthalts auf Erden nicht stiftete, ihrer Meinung nach sehr richtig schloßen, daß er zur Stiftung desselben noch ein Mal wieder kommen müsse; aber der Weise, welcher sagen konnte: „sein Reich sey nicht von dieser Welt, nur durch Verbreitung von Wahrheit und Sittlichkeit wolle er herrschen" mußte über dergleichen Kinderbegriffe weit hinaus seyn; mußte sich überzeugt halten, daß mit der Vollendung seines Unterrichts auch das von ihm intendirte Reich bereits gegründet, und eine persönliche Wiederkunft

kunft für diesen Zweck ganz haltungslos sey; geschweige daß er seinen Schülern dergleichen Begriffe erst beigebracht haben sollte, welche vielmehr jenen Vorurtheilen, verbunden mit Mißdeutungen einiger Aeußerungen Jesu, entsprießen mochten. Jesus nämlich, um desto verständlicher und eindringlicher zu reden, pflegte den jüdischen Messias und sein Reich beständig als Symbol auf sich und sein großes Werk anzuwenden. Statt daher zu sagen: „ihr werdet es noch erleben, daß meine Lehre allgemeiner ausgebreitet wird" sagt er Matth. 16, 27. 28.: „einige von den hier stehenden werden nicht sterben, bis sie werden des Menschen Sohn haben zu seinem Reiche kommen sehen." Aber das alte Vorurtheil vom jüdischen Messias verwechselte das Symbol mit Realität, nahm wörtlich, was es hätte bildlich nehmen sollen. Jesus mochte (wenigstens kann sich Rec. dieser Vermuthung bey mehreren solcher Stellen nicht erwehren,) vielleicht noch manches zur Erklärung und Vergeistigung solcher Ausdrücke hinzusetzen; aber, was in ihre Messiasbegriffe, war es auch nur den Worten nach, hineingriff, das wurde zunächst arripirt, und, mit Hinweglassung des ihnen minder verständlichen Commentars, aufgezeichnet. Von eben der Art ist Matth. 10, 23. Aus gleichen An-

Kap. 24. gar nicht vom Weltgerichte handeln, sondern von Zerstörung Jerusalems und des Tempels, und den Vorboten derselben, als worüber die Jünger im ersten Theile ihrer an Jesum gerichteten Frage Aufschluß zu erhalten wünschten. Aber auf den letzten Theil der Frage, wann das Ende der Welt erfolgen werde, antwortet er erst Kap. 25, 31 ff., und in der allgemeinen und unbestimmten Antwort ist doch nichts davon enthalten, daß Jesus zu dieser Revolution bald erscheinen werde. Wenn wir übrigens mit dem Hrn. Verf. einen Irrthum Jesu in dergleichen Aeußerungen statuiren müßten; so würden wir uns nicht so bald darüber beruhigen, wie er: denn wer in einem Punkte irren kann, der kann es auch in mehreren. Eben so wenig können wir es gut heißen, wenn er S. 171 ff. nicht abgeneigt ist, anzunehmen, daß Jesus wirklich mehrere Aussprüche des A. T. von seiner Person und seinen Thaten und Schicksalen verstanden habe, theils weil die Propheten einen Messias mit solchen Eigenschaften geweißagt hätten, von denen viele auf ihn paßten, theils weil die Juden damals an eine allegorische Schriftauslegung, mit Verdrängung der grammatisch-historischen, gewöhnet gewesen wären. Es befriedigt nicht, wenn er S. 173. bemerkt: „es war nicht Irrthum, was

sehung, war er als ein Retter und Heiland der jüdischen Nation verheißen worden. Sie fügte es, daß der Weltheiland der beste Lehrer der wahren Religion und Moralität, diese Idee auffassen, veredeln und so das große Werk der Menschenbeglückung vollenden mußte." Denn immer, wie der Hr. Verf. selbst zugiebt, wären doch seine Vorstellungen darin irrig gewesen, daß er etwas speciell von sich verstand, wobey die Propheten nicht an ihn dachten, noch denken konnten. Rec. kann bey so geläuterten Begriffen über den Messias, als ihm allenthalben aus seinen Reden in die Augen stralen, in solchen Stellen, wo Jesus Orakel des A. T. auf sich wörtlich zu deuten scheinet, nur Accommodation zu damaligen Begriffen finden, welcher der damalige Geschmack der Auslegung auf alle Weise das Wort redete. Solche und andere Untersuchungen sind es übrigens, bey welchen man, wie wir oben sagten, ein bestimmtes Resultat über die Person Jesu vermisset. Ueber Wunder findet sich sehr viel Durchdachtes. Wir verdenken es dem Hrn. Verf. gar nicht, wenn er in die Seele der Evangelisten die kirchliche Definition von Wundern zum Grunde legt; aber wir können seiner Meinung nicht seyn, wenn er S. 211.

werden konnten, wenn man nicht die Erzählung des simplen Factums läugnen und einen Betrug von Seiten Jesu, und ein Betrogenseyn von Seiten der Jünger, oder ihre Beihülfe zu einem Betruge annehmen wolle, wie wenn Jesus Blinden mit Einem Worte das Gesicht schenke, mit dem geringsten Vorrathe von Brode Tausende speise, Lahme durch ein Wort gehend mache, Wasser in Wein verwandle ꝛc. ꝛc. Ohne der verschiedenen mehr oder weniger glücklichen Versuche zur Erklärung der hier genannten Begebenheiten zu erwähnen, bemerken wir nur, daß, wenn die mehresten Wunder als natürliche Begebenheiten erscheinen, man billig auch die übrigen dafür hält, wenn man sie auch, aus Mangel der erforderlichen datorum, noch nicht, oder auch nie erklären könnte. Weil wir so viele anfangs als wundervoll erscheinende Naturphänomene als solche kennen lernten; so halten wir auch die Kraft des Magnets, Eisen anzuziehen, für natürlich, wenn wir sie gleich noch nicht erklären können. S. 228. wird sehr richtig behauptet, daß den Dämonen die Gewalt zugeschrieben werde, unheilbare körperliche Uebel und Seelenkrankheiten zu erregen; nur hät-

entstand. S. 252. wird Jesus von dem Glauben an diese Wirkungen der Dämonen mit Recht freigesprochen. Nach S. 260. soll Jesus seinen Tod, als einen Tod, den er zur Versöhnung der Menschen erdulde, um ihnen Sündenvergebung zu verschaffen, betrachtet haben. Der Hr. Verf. hat wohl Recht, wenn er sagt, daß wir in den Evangelien darüber nur kurze Winke fänden. Aber selbst diesen würden wir kaum die erwähnte Beziehung geben, wenn Johannes und besonders Paulus nicht diese Idee so sehr urgirten, da die Stellen, auch ohne Opferidee zu Hülfe zu nehmen, einen sehr haltbaren und guten Sinn geben. Opfer waren ein jüdisch-religiöses Bedürfniß, das sich ihnen nachmals auch bei'm Christenthume aufdrang. Um auch ein christliches Opfer zu haben, ward, sehr schicklich für die damalige Zeit, der Tod Christi in ein, ein für allemal dargebrachtes und vollgültiges, Opfer umgeprägt. S. 276 f. stellet der Hr. Verf. die Entlehnung der Taufe Johannis von der Proselytentaufe in Abrede, denn 1) weder in den apokryphischen Büchern, noch im N. T. noch bei'm Josephus und Philo, noch im Talmud und Onkelos sey die geringste Spur von Proselytentaufe zu finden, sondern nur der spätere Targum des Pseudojonathans über den Pentateuch und noch spätere Rabbinen gedächten derselben. Allein sie gedenken ihrer doch als eines sehr alten

Ge-

Gebrauchs, ohne daß wir, zumal da diese Taufe so ganz in die jüdischen Lotionsideen eingreift, einen plausiblen Grund auffinden können, warum sie diese Behauptung erdichtet haben sollten. 2) Eben das Ungewöhnliche der Cärimonie, die Johannes eingeführet habe, hätte die Neugierde erregt, die Menge zu ihm hinausgelockt, und dem Johannes den Beinamen ὁ βαπτιςης zugezogen. Aber alle diese Erscheinungen sind daher erklärlich, daß Johannes Juden zur Taufe aufforderte, und diese auf den bald kommenden Messias einweihete. Dazu kommt, außer anderen Gründen, noch der Umstand, daß sich Juden schwerlich in der Folge dazu verstanden haben dürften, ihre Proselytentaufe von den Christen zu entlehnen. Wenn der Hr. Verf. S. 278. behauptet, daß Johannes selbst von dem göttlichen Ursprunge seiner Taufe überzeugt gewesen sey; so hätte noch angemerkt werden mögen, daß die bloße Neuheit dieser Idee, Juden zu taufen, hinreichen mochte, sie nicht sich selbst zuzutrauen, sondern von höherer Eingebung herzuleiten. Die Abendmahlslehre ist mit vieler Freimüthigkeit behandelt, und mit Recht aus den jüdischen Passahfeierlichkeiten erläutert; nur hätte S. 289. die genaue Folge dieser Feierlichkeiten in der Erzählung vom Abendmahle deutlicher nach-

mahl eine vom Passahmahle ganz verschiedene und getrennte Feierlichkeit sey. Bey den Worten: „trinket alle daraus" setzen wir mit dem Hrn. Verf. S. 295. nicht sowohl die Absicht Jesu voraus: „damit nicht etwa einer sich weigere, davon zu trinken, weil er schon genug getrunken habe," sondern wir beziehen diese Worte, so wie die: „nehmet hin und esset" darauf, daß bei'm Passah nicht jeder nach Belieben zulangen konnte, sondern alles auf Befehl des Hausvaters, und gemeinschaftlich geschah. Jesus, der im Kreise seiner Jünger den Hausvater machte, wollte ihnen also mit diesen Worten die Erlaubniß geben, jetzt gemeinschaftlich zu essen und zu trinken. S. 296. äußert der Hr. Verf. die, auch sonst schon rege gemachte, Idee, sich schicklicher rothen Weins bei'm Abendmahle zu bedienen. So lange aber, als die liberaleren Begriffe von dieser Feierlichkeit nicht allgemeiner verbreitet sind, kann Rec. nicht dazu rathen, weil er besorgt, daß dadurch der mystischen Ansicht des Abendmahls vieler Vorschub gethan werden dürfte. In der Abhandlung über die Person Jesu S. 303 ff. wird die Nachricht von der übernatürlichen Zeugung Jesu mit Recht bezweifelt, und die Entstehung dieser Sage gut entwikkelt. Bey Angabe des Verhältnisses Jesu aber zu Gott dem Vater S. 324. hätte auch die Benennung des Messias durch υιος Θεȣ berücksichtigt werden mö-

mögen, zu welchem sich folglich der Θεος als πατηρ verhielt. S. 329. zieht der Hr. Vf. die Erzählung des Lucas von den die Geburt Jesu begleitenden Umständen in Zweifel. Der erste, von einem Fehler in Angabe der Zeit entlehnte, Grund läßt sich aber, wie bekannt, bald heben. Die Phänomene selbst werden aus einem Gewitter um die Zeit der Geburt Jesu, richtig erklärt. Daß Jesus in der Essenischen Schule gebildet sey, wird S. 335. mit Recht geläugnet. Ueber das Blutschwitzen urtheilt der Hr. Verf. S. 355. so: es sey erdichtet, Lucas sage nichts davon, und der Vergleichungspunkt sey bloß die Größe der Schweißtropfen, welche der Größe der Blutstropfen ähnlich gewesen sey. Als wenn der Unterschied dieser Größen so beträchtlich wäre, und man so oft Gelegenheit hätte, diesen wahrzunehmen; und als wenn es nicht Erfahrungen genug gäbe, daß übergroße Angst selbst Blutschweiß hervortreibe. Vergl. außer Richter de morte serv. in cruce, auch Gallandat Beobachtung vom Blutschwitzen (in der Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte, B. II. St. 2. S. 88.). Gegen die Grün-

drungen sieht, deren Entwickelung ihn jedoch hier zu weit führen würde. Die Auferstehungsgeschichte, welche der Hr. Verf., bey Statuirung des wirklichen Todes eigentlich nehmen muß, wird S. 370. 71. sehr kurz abgethan, weil diese schon von andern hinlänglich bearbeitet sey. Die Himmelfarth wird S. 373 ff. im eigentlichen Sinne genommen, worin wir unmöglich beipflichten können.

Theil 2. S. 6. 7. schwanket der Hr. Vf., ob Jesus Mosen und die Propheten für wirklich inspirirt gehalten habe, oder nicht. Im ersten Falle, meint er, müßten dann seine Begriffe hierüber noch perfectibel gewesen seyn. Bey einem bestimmteren Resultate über Jesu Person würde der Hr. Verf. um so weniger angestanden haben, sich für das letztere zu erklären, je weniger die Aeußerungen Jesu zu dem ersteren uns nöthigen. In den Worten: der Geist Gottes schwebte über dem Wasser, soll nach S. 54. Geist die bildende Gotteskraft heißen. Natürlicher geht Geist auf die Sturmwinde, die das Chaos umheulten. Nach S. 61. soll Jesus das ἑξαημερον so gut als die Schöpfung Adams und Evens wörtlich angenommen haben,

Hr. Vf. bey andern Gelegenheiten, z. B. bey den Urtheilen Jesu über Teufelsbesitzungen, Accommodation nach damaligen Vorstellungen, aber keinen eignen Glauben an dieselben, an, warum nicht auch hier, da die Gründe für den Glauben an die Sache selbst hier nicht stärker sind, als dort? Bey Matth. 6, 27. hätte der Hr. Vf. S. 69. zur Erklärung der πηχυς, die Idee vom Lebensfaden, den die Parce spinnet, die auch der hebr. Mythologie nicht fremd ist, zu Hülfe nehmen mögen. S. 101. nimmt der Hr. Vf. an, daß Jesus die Fallsgeschichte als Thatsache angenommen habe. S. unser Urtheil zu S. 6. 7. u. 61. Wenn Jesus das künftige Leben als Vergeltungszustand darstellet, so meint der Hr. Vf. S. 134., daß man sich die reine Lehre desselben am besten so vorstelle: „Sie verspricht Belohnung der Tugend im künftigen Leben, aber sie tadelt und verbietet die Lohnsucht. Und dieß harmonirt mit den Principien der praktischen Vernunft. Diese gebietet Heiligkeit, unsere sinnliche und geistige Natur fordert aber auch Glückseligkeit mit jener vereinigt. Diese Harmonie treffen wir in diesem Leben nicht an; wir erwarten sie daher in einem besseren Leben.“ Aber wie erwarten wir diese Glückseligkeit? Doch nicht als Zweck, sondern nur als Folge unserer Sittlichkeit. Wer

tauschen, daß er diesen über jene ganz aus den Augen ließe? Auch hier scheinet uns Condescendenz Jesu zu den Begriffen der lohnsüchtigen Juden den besten Schlüssel zu seiner Darstellungsart jenes Lebens zu geben. Nach S. 140. soll Jesus Ewigkeit der Höllenstrafen statuirt haben! Der Hr. Verf. hat wohl die eben so richtigen als gefährlichen Consequenzen nicht bedacht, die hieraus für Würde und Auctorität der Person und der Lehre Jesu hergeleitet werden können! Rec. betrachtet ewige Höllenstrafen als Ausgeburt jüdischer Messiasideen. Da sein glückliches Reich von ewiger Dauer seyn sollte, so übertrug man eben diese ewige Dauer auch ex analogia auf das Unglück derer, die von seinem Reiche ausgeschlossen seyn würden. Wie nun Jesus in andern Punkten zu der Messiasidee im Ausdruck condescendirt, so auch in diesem. Gleiche Condescendenz behaupten wir auch gegen S. 145., wo der Hr. Vf. annimmt, daß Jesus wirklich eine Auferstehung der Todten gelehret habe, die nach jüdischen Vorstellungen der Stiftung des Messiasreichs vorangehen mußte, damit den bereits verstorbenen Juden durch Verzögerung der Ankunft des Messias kein Unrecht widerführe.

Von S. 155—390. folgt nun die christliche Religionstheorie nach dem Evangelium und den Brie-

sen Johannis. Hier wird der Mangel allgemeiner Ansichten dieser Schriften, besonders ihrer nächsten Tendenz, und des Verhältnisses der Briefe zum Evangelio, und einer auf dieß alles gegründeten Specialhermeneutik desto fühlbarer, je mehr das richtige Verständniß dieser Schriften von dem Allen abhängt. Außerdem hätten wir gewünscht, daß der Hr. Vf. hier ganz vorzüglich, wie bey den drey ersten Evangelien, die Meinungen Jesu von denen seines Biographen noch mehr unterschieden, ja die Religionstheorie Jesu erst einzig aus seinen hier so reichlich gesammelten Reden, und dann nach den Aeußerungen des Johannes, sowohl im Evangelio als in den Briefen, und nach den von ihm über Jesum gesammleten Thatsachen dargestellet haben möchte; wobey die Deutlichkeit ungemein gewonnen haben würde.

Mit Uebergehung alles dessen, worin die Religionstheorie, nach dem Johannes, mit der, nach den übrigen Evangelisten, übereinkommt, heben wir, da die Manier des Hrn. Vfs aus dem obigen schon unsern Lesern bekannt genug geworden seyn wird, bloß einige der wichtigsten Sätze aus, worin sich

schäfte als Messias stehe? mit Recht weit zuversichtlicher und mit mehreren und deutlicheren Belegen, als dieß dort möglich war, dahin beantwortet, daß sein Tod als Opfertod zu betrachten sey. S. §. 7. S. 201 ff. Die Abhandlung über die Person Jesu bekommt hier aber folgende Gestalt: 1) Er ist Mensch. Daneben wird zugleich von seiner Unsündlichkeit und geistigen Bildung geredet. 2) Er ist aber auch mehr als Mensch; denn der göttliche Logos war mit ihm vereinigt. Denn Johannes lehret von ihm: a) Mit dem Menschen Jesus hat sich der Logos vereinigt; b) diesemnach hat er präexistirt; c) daher sagt er von sich: er sey vom Himmel gekommen, sey vom Vater ausgegangen, und kehre wieder, indem er die Welt verlasse, zum Vater zurück; d) darum soll er geehret werden, wie der Vater. Hierauf werden noch die drey Sätze aufgestellt: Wer der Logos sey? Daß er einerley sey mit dem πνευμα αγιον; und in welchem Verhältnisse Christus zu Gott dem Vater stehe? Alles dieß wird man nicht lesen können, ohne den Scharfsinn und das unverdrossene Forschen des Hrn. Vfs zu bewundern. Indessen erlauben wir uns folgende Bemerkungen. Einmal glauben wir, daß die Untersuchung noch lichtvoller geworden seyn würde, wenn er die Frage: was unter dem Logos zu verstehen sey? den Sätzen unter Nro. 2. vorangeschickt hätte, als welche vor Beantwortung jener

Frage durchaus in einem Helldunkel bleiben müssen. Ferner können wir uns nicht aus den angeführten Stellen überzeugen, daß die Sätze unter b. c. d. einzig in der Verbindung des Logos mit dem Menschen Jesus ihre Haltung fänden, und nur daraus erklärt seyn wollten. Wenigstens hätte dann auch die Unsündlichkeit Jesu, die unter Nr. 1. bey der Menschennatur Jesu abgehandelt wird, mit gleichem Rechte aus dieser Verbindung mit dem Logos abgeleitet werden mögen, zumal da der Hr. Verf. den Logos für einerley mit dem πνευμα ἁγιον hält, und die Unsündlichkeit eben von der Einwirkung dieses πνευμα ἁγ. hergeleitet wird. Auch können wir dem Hrn. Verf. nicht beitreten, wenn er in der Erklärung des Logos (in welcher er übrigens einzig der gelehrten Meinung des Hrn. D. Paulus in seinen Memorabilien folgt, ohne einer anderen noch zu erwähnen,) ausdrücklich sagt: „Was Paulus ausdrückt mit den Worten: Gott war in Christo, dieß ist kürzlich der Sinn der Worte: „Der Logos war mit Christo vereinigt." Denn wir fühlen uns, wie durch die Sprache, so auch durch den Zusammenhang und den Geist der Paulinischen Religionstheorie gedrungen, die Worte 2 Kor. 5, 19.: ὡς ὁτι Θεος ην εν

coniug. periphr. genau zusammengehört. Endlich können wir uns auch nicht von der Richtigkeit des von mehreren aufgestellten Satzes überzeugen: daß der Logos mit dem πνευμα ἁγιον einerley sey. Der Hr. Verf. beruft sich zwar auf folgende Gründe: „a.) Der Logos ist, wenn man auf den ächt hebräischen Begriff sieht, die göttliche Kraft und Wirksamkeit des göttlichen Verstandes und Willens; und ist nicht eben dieses auch der Logos, nur antithetisch ausgedruckt gegen gewisse Lehrsätze der Juden? b.) Wenn ὁ λογος die göttliche Allwirksamkeit, der göttliche Verstand und die göttliche Kraft, sich schon mit dem Menschen Jesus vereinigt hat; wozu sollte noch besonders das πνευμα ἁγιον ihm mitgetheilet worden seyn? und worin wäre es vom λογος verschieden gewesen? c.) Da Johannes V. 32. das πνευμα ἁγιον über Jesum herabkommen läßt, so gedenkt er von nun an des λογος nicht mehr. Von nun an gebraucht er allemal das Wort πνευμα an dessen Stelle, weil dieser Geist in Jesu wohnt und durch ihn wirkt. d.) Hierdurch harmonirt Johannes mit den übrigen Evangelisten, und seine Theorie über die Person Jesu ist alsdann der ihrigen nicht widersprechend. Ist dieses, so ist auch der Zeitpunkt angegeben, wann sich der Logos mit der Person Jesu vereinigt habe. Bey seiner Taufe ließ sich das πνευμα Θεȣ oder der λογος auf ihn herab,

hat sich in ihn gleichsam eingekörpert, und ist beständig mit ihm vereinigt geblieben, daß, was er that und lehrte, er durch diesen Gottesgeist, Gotteskraft, oder durch diesen Logos wirkte." Allein so gern wir ad a.) zugeben, daß λογος und πνευμα an sich, und abgesehen von der Johanneischen Darstellung, dem Sinne nach einerley seyn mögen, so folgt daraus noch nicht, daß Johannes sie als Synonyma betrachtete. Vielmehr unterscheidet er sie offenbar durch die Prädicate. Wird wohl je vom πνευμα gesagt, daß es εν αρχῃ προς τον Θεον gewesen, ja daß es mit dem Θεος einerley, und die ζωη sey? Joh. 1, 1—4. Wird wohl je vom πνευμα prädicirt, was vom λογος Joh. 1, 14. behauptet wird: daß er Mensch geworden, daß durch diese Vereinigung des Menschen mit dem λογος die Herrlichkeit seines Wesens sichtbar geworden sey, und daß der λογος im Vereine mit der σαρξ das Wesen des μονογενες, oder des Messias constituire. Ad b.) erscheinet freilich die Mittheilung des πνευμα, nach schon geschehener Vereinigung Jesu mit dem λογος, als überflüssig; aber wird wirklich beides neben einander nach dem Johannes behauptet, so muß doch πνευμα vom λογος, bey der Ver-

lung, als vielmehr von einer Weihe zum Messias die Rede. Ad c.) ist es allerdings auffallend, daß das πνευμα den λογος in der Sprache Johannis verdränget, wiewohl nicht durchgehends, denn im zweiten Buche Johannis, wie wir den so genannten ersten Brief nennen möchten, kommt der λογος της ζωης (nicht das πνευμα της ζωης) wieder zum Vorscheine; allein gerade wenn Johannes λογος und πνευμα für Synonyme genommen wissen wollte, so hätte er doch wohl irgend einen, auch noch so entfernten, Wink hierauf gegeben, um seine Leser nicht irre zu leiten. Sind aber alle diese Gründe noch so vielen Bedenklichkeiten unterworfen, so kann der sub d.) allein genommen nichts entscheiden, da eine solche Harmonie für den Schriftforscher nur ein erwünschter Erfolg, aber nicht Zweck seiner Untersuchung seyn darf. Wenn aber der Hr. Verf., den obigen vier Gründen zu Folge, den Zeitpunkt der Vereinigung des λογος mit der Person Jesu bey seiner Taufe findet; so steht ihm Joh. 1, 14. offenbar entgegen, nach welcher Stelle der λογος schon vor seiner Taufe, ja schon bey seiner Geburt mit Jesus vereinigt war.

Die beiden letzten Theile sind im Ganzen genommen in derselben Manier bearbeitet, wie die beiden ersten; nur freilich, daß der Hr. Verf. die

christliche Religionstheorie aus den Schriften, die er hier im zweiten Theile vor sich hatte, nicht mit derselben Vollständigkeit darlegen konnte, wie aus den Evangelisten, weil er hier minder reichliche Data gesammlet sah. Manches von dem, was wir über den Plan der beiden ersten Theile erinnerten, möchte auch hier Platz greifen; manches aber finden wir hier bereits verbessert.

So ist gleich der Apocalypse eine Skizze ihres Inhalts, hauptsächlich nach Eichhorn, vorangeschickt, wodurch der Leser in Ton und Geist des Buchs versetzt wird. Wären hierauf nun noch einige specielle hermeneutische Regeln, gerade für die Auslegung dieses Buchs, und namentlich für die Sichtung der wahren, historischen Meinung des Verfassers desselben von poetischen Zusätzen und Ausmalungen, gegründet, so wäre des Rec. Wunsch in dieser Rücksicht ganz befriedigt gewesen. Dadurch hätte der Hr. Verf. dann wahrscheinlich dem Rec. die Bemerkung erspart, daß Verwechselung dichterischer Einkleidung mit der wahren Meinung des Schriftstellers, der Haupttadel seyn dürfte, den die Leser bey dieser Dar-

will: „Christus sey zu Gott im Himmel emporgehoben worden, und sitze neben diesem auf dem göttlichen Throne, indem er der erste unter den Auferstandenen geworden sey;" die poetische Hülle noch nicht ganz abgestreift zu seyn. — Auch das Versehen, daß der Hr. Verf. in den beiden ersten Theilen die Untersuchung des Zwecks Jesu der Untersuchung über seine Person voranschickte, kann man ihm hier nicht vorwerfen, da er hier die umgekehrte Ordnung befolgt. An Vollständigkeit aber möchte sich keine anderweite Darstellung der Religionstheorie nach der Apocalypse mit der vor uns liegenden messen können, ohne dem Hrn. Verf. mikrologisirende Erweiterungen derselben zur Last legen zu können. Vielmehr möchten wir bey einigen Stellen wohl gewünscht haben, daß der Hr. Verf. sich noch weiter herausließe, und noch tiefer eindränge. So z. B. beschränkt er die ganze Religionstheorie nach der Apocalypse bloß auf Christologie und Theologie, mit gänzlicher Hinweglassung der Anthropologie. Sollten aber, andrer, freilich sparsamer, einzelner Stellen nicht zu gedenken, nicht gleich die in den drey ersten Kapiteln vorangeschickten Sendschreiben an die sieben Gemeinden in Asien, worin er diese lobt und tadelt, einigen Stoff zu einzelnen Grund- oder Nebenzügen der Anthropologie geliefert haben? So erhebt auch der Hr. Verf. §. 9. folgende Schwierigkeit:

rigkeit: „Bey der chiliastischen Vorstellung, daß die Märtyrer von den Todten werden erweckt werden, und tausend Jahre mit Christo regieren, und daß dann erst nach dieser Zeit die allgemeine Auferstehung und der Eingang ins neue Jerusalem erfolge, ist es zu verwundern, daß der Verfasser die Christen nicht bis zur ersten oder zweiten Auferstehung todt seyn läßt. Er versetzt sie in den Himmel; dort leben sie, und sind schon glücklich. K. 14, 13. Die Märtyrer sind in dem himmlischen Tempel, haben Bewußtseyn und Erinnerung und bitten Gott um Beschleunigung der Rache an ihren Mördern. K. 6, 9. 10. Sie beten Gott an und singen ihm Loblieder. K. 4, 4. 10. 2, 13—17. Hieraus erhellet allemal, daß Johannes die verstorbenen Christen gleich in den Himmel, und zum Genusse, wo nicht der vollkommenen Seligkeit, doch eines Theiles derselben versetzt. Damit reimt sich aber nicht gut zusammen, daß diese Heilige einst erst den Himmel wieder verlassen, mit einem Leibe bekleidet werden, und tausend Jahre auf Erden in irdischer Glückseligkeit hinbringen müssen." Wie wir nun dem Hrn. Verf. die chiliastischen Vorstel-

schweigen übergeht? Wir äußern dergleichen Vermissungen desto freimüthiger, da sie in gewissem Betrachte dem Hrn. Verf. schmeichelhaft seyn müssen. Hätte er seinen Scharfsinn in Untersuchungen dieser Art nicht hinlänglich erprobt; so würde man ihn auf dergleichen Lücken weniger aufmerksam machen. — Was noch einzelne Stellen betrift, so haben wir uns bloß in folgender mit des Hrn. Vfs Meinung nicht vereinigen können. Er nimmt nämlich S. 115. die ἑπτα πνευματα, ἁ εςιν ενωπιον τȣ θρονȣ αυτȣ (sc. Θεȣ) Kap. 1, 4., nicht, wie gewöhnlich, für Engel, sondern für sieben personificirte Eigenschaften Gottes. Er stützt sich dabey auf die Benennungen, welche von ihnen in der Apocalypse wechseln. Denn 1) bald hießen sie die sieben Augen Gottes, die in alle Welt schauen. Allein, nicht zu gedenken, daß in einer Schrift, wie die Apocalypse ist, ein solcher Ausdruck doch auch nicht ganz inadäquat zur Bezeichnung von Engeln ist, kann aus Apocal. 5, 6. auch gar nicht bewiesen werden, daß die sieben Geister eben so viele Augen Gottes genannt werden. Die Stelle lautet so: αρνιον ἑςηκος, — εχον (κερατα ἑπτα και) οφθαλμȣς ἑπτα, οἱ εισι τα ἑπτα

nung, unverfehlbar der: Die sieben Augen des Lammes (εισι) symbolisiren die sieben Engel, welche das Lamm jetzt mit gleicher Befugniß, wie die Gottheit selbst, auf die Erde aussendet. 2) Bald hießen sie, fährt der Hr. Vf. fort, sieben Feuerfackeln, die alles um Gott erleuchteten, und diese Fackeln wären, wie die Augen, Symbole göttlicher Allwissenheit. Kap. 4, 5. Aber sind denn Fackeln so unschickliche Symbole von Engeln, zumal da sie a. a. O. unmittelbar vorher αςραπαι, και βρονται, και φωναι heißen, aus welchen, ganz in der alten Engellehre gegründeten, Benennungen Johannes erst auf die gleich folgenden ἑπτα λαμπαδες πυρος καιομεναι verfallen zu seyn scheint. 3) Bald endlich hießen sie: die sieben Hörner, das gewöhnliche Symbol der Allmacht. Kap. 5, 6. (S. oben.) Allein passen Hörner gar nicht zum Sinnbilde schützender und starker Engel? Und ist bey diesem ganzen Streite wohl der wichtige, den Engeln so laut das Wort redende Umstand aus der Acht zu lassen, daß es in der Hauptstelle Kap. 1, 4. von den sieben Geistern heißt: sie wären vor dem Throne Gottes? — Uebrigens spricht der

Feuer und Schwert, die glühende Rachsucht gegen Ungläubige, die Angelologie und Dämonologie, wie sie in diesem Buche steht, kann Johannes der Evangelist nicht gelehret haben. Hätte Johannes dieß alles geschrieben; und aus dem Munde Jesu erhalten, so müßte ich die christliche Religion theils als schwärmerisch, theils als unmoralisch verwerfen." Allein ein Mal macht doch Johannes im Evangelio mehr den Referenten der Thaten und Schicksale, und besonders der Reden Jesu, als den Lehrer, so daß sich aus seinem Evangelio richtiger ein Lehrbegriff Jesu als Johannis zusammensetzen, und aus dem ersteren allein kaum schließen läßt, wie Johannes die Lehren Jesu ansah und verstand. Ferner scheint der Hr. Verf. bey dieser Behauptung vorauszusetzen, daß die Scheidung der Dogmen von Poesie, wie er sie vornahm, ihre völlige Richtigkeit habe. Aber sollte z. B. in dem Flehen der Märtyrer um Rache kein Bild der Strafwürdigkeit ihrer Verfolger, im Siege des Christenthums durch Feuer und Schwert kein Orakel, oder eine poetische Schilderung der Folgen seiner Verbreitung liegen können? Sollte in der Engellehre nicht vollends poetischer Schmuck ganz unverkennbar seyn? Endlich scheinen uns auch mehrere der angeführten Sätze nicht in so offenbarem Streite mit den Schriften Johannis, ja mit dem Geiste des Christenthums überhaupt,

zu

zu stehen, als der Hr. Verf. glaubt. Wenn es von der einen Seite nach Christi eignen Grundsätzen, und nach der Meinung des ganzen christlichen Alterthums, mit Recht für etwas verdienstliches gehalten wurde, für Behauptung und Verbreitung des Christenthums zu leiden, oder Märtyrer zu werden, und wenn Johannes von der anderen Seite den Grundsatz aufstellet, den Umgang mit ketzerischen Leuten zu vermeiden, ja sie nicht einmal zu grüssen; kann es dann wohl so befremdend seyn, wenn er in der Apoc. die Bestrafung von offenbaren Verfolgern des Christenthums so gerecht und unvermeidlich findet? Die Dämonologie würden wir aber in des Hrn. Verfs Stelle am wenigsten unter denjenigen Lehren genannt haben, die mit den übrigen Schriften Johannis im Widerspruche ständen, da sich gerade von dieser Lehre dort Spuren genug nachweisen lassen möchten. — Auch der Grund, den der Hr. Verf. von der Verschiedenheit der Schreibart im Evangelio und in der Apocal. entlehnt, möchte wenig entscheiden; denn dort haben wir Geschichte, hier Poesie. Wie manchen großen Dichter gab und giebt es unter Juristen; aber wer wird aus

Rabbinen und selbst der Cabbala erkläret werden könne, welche wir mit Schöttgen, Wetstein, Eichhorn, Herder, u. a. m., gern zugeben, fragt der Hr. Verf.: „Woher sollte aber Johannes, welcher von Jugend auf ein Fischer seiner Profession war, diese genaue Kenntniß der jüdischen Theologie und der Cabbala erlernet haben? So wenig bey uns der gemeine Mann die Sätze der gelehrten Theologie kennet; eben so wenig, und noch weniger wird in den damaligen Zeiten ein gemeiner Fischer eine solche Erkenntniß der gelehrten jüdischen Theologie gehabt haben." Aber diese Parallele findet wohl schwerlich statt, da man damals mit Gelehrsamkeit noch kein Gewerbe treiben konnte, und Gelehrte bekanntlich nebenher durchaus irgend ein Gewerbe treiben mußten, um sich ihren Unterhalt zu verschaffen rc. rc. Wir wollten übrigens mit diesen Bemerkungen nicht sowohl den Johannes, als Verfasser der Apocalypse, vertheidigen, als nur die Schwäche der berührten Argumente zeigen.

Zur Grundlage der Religionstheorie des Petrus wählet der Hr. Vf. bloß seinen ersten Brief, weil es ungewiß sey, ob der zweite ihm zugehöre. [Rec. zweifelt nicht daran.] Dagegen nimmt er

citât, als Schriften Petri selbst; aber da Lucas aus guten Quellen schöpfte, mögen sie immer zu Nebenbelegen dienen können. Die Religionstheorie Petri ist übrigens vollständiger ausgefallen, als man sie aus einem so kurzen Sendschreiben hätte erwarten sollen; und doch kann man dem Hrn. Vf. nicht Schuld geben, daß er Sätze, die sich bey andern finden, in die Aeußerungen Petri hineingetragen hätte, statt sie, nach grammatischen Grundsätzen daraus herzuleiten. Hauptdogma, wodurch sich diese Theorie von allen übrigen unterscheidet, ist die sogenannte Höllenfahrt, in deren Entwickelung der Hr. Vf. ganz der Pottischen Erklärung folgt. Aber ob eine solche bloß beiläufig geäußerte Idee, ein solches Spiel der Petrinischen Combinationsgabe, zum Range eines Dogma der Petrinischen Religionstheorie erhoben zu werden verdiente, ist eine andere Frage. — Eben so wenig können wir in 1 Petr. 2, 6—8. das vom Hrn. Vf. §. 16. daraus hergeleitete Dogma finden: daß die Verächter der göttlichen Lehre von Gott zum Unglauben seyen gesetzt, oder zum Straucheln seyen bestimmt worden; so daß in den Worten eine Art

was Gott wirkt, und dem, was er nur zuläßt, machte; so hätte er hier auch wohl die Schale alter Sprache vom Kerne neuerer Idee unterscheiden sollen.

Die Religionstheorie aus dem zweiten Briefe Petri, und dem Briefe Judä nimmt der Hr. Vf. zusammen. Genau genommen hätte wohl nur 2 Petr. K. 2. mit dem Briefe Judä parallelisirt werden mögen. Ueber die Engellehre, und namentlich über den Streit Michaels, hätten wir mehr erwartet. Es leitet sich so übel Religionssätze aus dergleichen Stellen her, bevor man nicht erst exegetisch zu einem reinen Resultate gelangt ist. Uebrigens liefert der Hr. Vf. aus beiden Schriften, wie sich erwarten läßt, nur Bruchstücke einer Religionstheorie.

Der vierte Theil beschäftigt sich einzig mit der Religionstheorie Pauli. Eine schwere Aufgabe, die aber der Hr. Vf. sehr rühmlich bestand. Die wichtigste Partie dieses Theils ist unstreitig die Christologie, die auch weitläufiger abgehandelt ist, als Theologie und Anthropologie zusammengenommen. Der Plan der Christologie ist kürzlich folgender: I.) Ueber seine Person. A) Wer

seinen Zweck. A) Beschaffenheit des Gottesreichs, welches er stiftete. B) Geschäfte des Messias. 1) Abschaffung des Mosaischen Gesetzes und der Verbindlichkeit desselben. 2) Das Erdulden des Todes zur Verschaffung der Vergebung der Sünden, woben die Fragen aufgeworfen werden: a) Von welchen Sünden hat Christus die Menschen durch seinen Tod erlößet? b) War der Tod Jesu stellvertretend? c) Wie sind die Apostel auf die Idee gekommen, daß Christi Tod ein Sühnopfer für die Sünde sey? d) Was ist von dieser Theorie zu urtheilen? e) Was ist die Sündenvergebung, die wir dem Tode Jesu verdanken? f) Ist dieß mit der Vernunft übereinstimmend? Anhang: Vom thätigen Gehorsam. g) Worin bestehen die Wirkungen, welche der Tod Jesu hervorbringen soll? Rechtfertigung oder Begnadigung unter der Bedingung des Glaubens, und Heiligung. C) Theilnehmer am Messiasreiche. Hoffnung einer allgemeinen Judenbekehrung. D) Aufnahme dazu durch die Taufe. Gedächtnißmahl der Stiftung der neuen Religionsverfassung. — Von der christlichen Kirche.

urtheilen. — Bey Gelegenheit des Beweises, daß Paulus keine Gottgleichheit Christi behaupte, wird Röm. 9, 5. als Doxologie erklärt, und bündig gezeigt, daß selbst die Wortstellung damit nicht im Streite stehe. — Zur Beurtheilung des ersten Geschäfts Christi werden die Fragen aufgeworfen: Was hat Christus von dem Mosaischen Gesetze abgeschafft? (Das ganze Mosaische Gesetz.) Welche Beweise führet Paulus dafür? (Deren werden vier, jedoch bloß aus dem Briefe an die Galater, sehr richtig aufgefaßt und beurtheilt.) Wodurch hat Jesus die Menschen von der Beobachtung des Mosaischen Gesetzes befreiet? (Dadurch, daß er selbst dem Mosaischen Gesetze unterworfen war, Gal. 4, 4. und daß er den Kreuzestod duldete, Col. 2, 14. Ueber beides erklärt sich der Hr. Vf. mit vielem Scharfsinne näher.) — Bey Beantwortung der Frage: wie die Apostel auf die Idee gekommen seyen, daß Christi Tod ein Sühnopfer für die Sünde sey, nimmt der Hr. Vf. an, daß sie solche aus den Aeußerungen Jesu geschöpft hätten, der dieß selbst gelehret habe. Vergleichen wir aber unter einander den Zweck, das höchste Princip und den Geist der Religionstheorie Jesu, womit

auf ihre Relation von diesen Reden haben konnte, den Gehalt dieser Reden selbst, bey deren Auslegung uns jene Idee kaum einfallen würde, wenn wir sie nicht aus Johannes und Paulus mitbrächten, und endlich die Seltenheit solcher Aeußerungen Jesu; so können wir uns hievon unmöglich überzeugen. — Die Frage: in welcher Verbindung der Tod Jesu mit der Vergebung der Sünden und der Seligkeit der Menschen stehe? oder was von dieser Theorie zu urtheilen sey? beantwortet der Hr. Vf. ohngefähr wie der sel. Döderlein, so: „In diesem Dogma ist eine den Menschen sehr heilsame συγκαταβασις Θεȣ zu den geistigen Bedürfnissen der Menschen damaliger Zeit. — Die göttliche Weisheit hat also den Märtyrertod Jesu zugelassen, und ihn benutzt, um einestheils alle Menschen vom Opferdienste abzuziehen, und sie zu einer moralischen Religion zu führen, anderntheils aber ein sinnliches Versicherungsmittel von der Vergebung der Sünden bey aufrichtiger Besserung, wie es so sinnliche Menschen bedurften, zu geben. Und in der letzten Rücksicht nützet der Tod Jesu noch jetzt den Christen zur Vergebung der Sünden." Wenn aber die Möglichkeit und Wirklichkeit der

Theorie des Opfertodes Christi unter andern der Satz unwidersprechlich hervorgehen möchte: Daß ein ein Mal begangenes Unrecht durch nichts wieder gut gemacht werden könne; so kömmt es uns schwer an, zu glauben, daß die Vorsehung auch nur ein solches Versicherungs-, wenn gleich kein Erwerbsmittel der Sündenvergebung durch den Tod Jesu habe veranlassen wollen. — Den Glauben definirt der Hr. Vf. in die Seele Pauli ganz richtig so: „Er ist die feste Ueberzeugung, daß Gott nach vorhergegangener Besserung um des Todes Jesu willen die Sünden vergebe." Dabey, fügt er noch hinzu, sind die Werke des Gesetzes, oder Handlungen, welche den Anordnungen des Mosaischen Cultus gemäß unternommen werden, ausgeschlossen. Dieß beweiset nun der Hr. Vf. mit Aussprüchen Pauli, ohne, wie es wohl der Mühe werth gewesen wäre, tiefer in den biblischen Sprachgebrauch des Wortes πιςις einzudringen, ohne diesen Glauben als eine natürliche Folge der auf Christi Tod übergetragenen Opferidee darzustellen, und ohne den jüdischen Glauben mit dem christlichen zu parallelisiren. — S. 374. zeigt der Hr. Vf. sehr richtig, daß Paulus von der ihm aus Mißverstand aufgebürdeten Behauptung einer Zurechnung der Sünde Adams gerade das Gegen-

Die Schätzbarkeit und Verdeutlichung dieser Darstellung der Paulinischen Religionstheorie hat der Hr. Vf. noch durch am Ende angehängte Resultate ungemein erhöhet, aus welchen der Leser mit einem Blicke übersehen kann, 1) in welchen Hauptpunkten Paulus mit den drey ersten Evangelisten, und in welchen er besonders mit Johannes zusammenstimmt; 2) welche Lehren er mehr gehoben, erläutert und entwickelt hat; 3) welche Meinungen ihm eigenthümlich sind; 4) welche als unrichtig und noch perfectibel erscheinende Meinungen er mit den übrigen Schriftstellern des N. Test. gemein habe; und 5) in welchen Punkten er vom kirchlichen System abweiche.

Uebrigens verspricht der Hr. Vf., die Religionstheorie nach dem Briefe Jacobi, und dem an die Hebräer in einem Anhange nachzuliefern, in welchem wir wahrscheinlich noch manchen Stoff zur Entscheidung der Frage gesammlet finden werden, ob der Brief an die Hebräer Paulinisch sey oder nicht?

‡.

VII.

Christliche Glaubenslehre hauptsächlich von

stimmt, in alphabetischer Ordnung. Vom Herausgeber der christlichen Moral für den Canzelgebrauch in alphabetischer Ordnung. Erster Theil. Leipzig bey Paul Gotthelf Kummer, 1802. XXIV u. 373 S. — Zweiter Theil. Ebendas. 1802. 404 S. — Dritter und letzter Theil. Ebendas. 1803. VIII u. 732 S. gr. 8.

Der Herausgeber der christlichen Moral für den Kanzelgebrauch in alphabetischer Ordnung ist bekanntlich Hr. Pastor Fuhrmann zu Mark in der Grafschaft Mark in Westfalen. Hoffentlich wird aber diese christliche Glaubenslehre im Publikum mehr Glück machen, als jene christliche Moral, und bedarf daher wohl dieses Aushängeschildes nicht. Rec. ist zwar kein Freund von solchen alphabetischen Wörterbüchern in wissenschaftlichen Fächern; der Zusammenhang der Materien wird dadurch zerstückelt, man hat keine allgemeine Uebersicht über das Ganze: und leider begnügt man sich doch so gern mit solchen wissenschaftlichen Bruchstücken. Allein wenn man nur nicht die Absicht hat, die Glaubenslehre aus diesem Werke zu studiren (die man auch in Ewigkeit nicht daraus erlernen wird): so kann ein solches literarisch-dogmatisches Wörterbuch in mehr als einer Rücksicht trefliche Dienste leisten. Man

wird dadurch mit so mancherley dogmatischen Vorstellungsarten, die in so vielen Schriften zerstreuet sind, bekannt und hat darin eine kleine Bibliothek so vieler besonders seit einem Jahrzehnd herausgekommenen theologischen Schriften. Und bey dem Gange unsrer neuen theologischen Literatur, wo der Strom der jüngsten Meßproducte so manche trefliche ältere Idee aus den nächsten Jahrzehnden wegzuschwemmen droht, ist ein solches Repertorium, worin jene ältern (obgleich nicht zu alten) Ideen aufbewahrt werden, gewiß nicht überflüssig. Der Prediger besonders auf dem Lande, kann fast eine ganze Bibliothek von neuen Schriften durch den Gebrauch eines solchen Wörterbuchs, oder, wie es jetzt heißt, Encyclopädie, worin Auszüge aus den neuern Schriften geliefert werden, entbehren. Doch sind die dogmatischen Hauptwerke davon ausgenommen, die durch kein Epitomiren und Compiliren entbehrlich werden können. — Dem Hrn. Verf. gebührt das Lob, ungemein gute und brauchbare Materialien gesammelt zu haben, und zwar in großer Menge, obgleich nicht immer mit gehöriger Auswahl und richtiger Beurtheilung. Die Artikel sind auch nicht gleich gearbeitet, einige zu ausführlich, z. B. Th. II. der Artikel: Daseyn Gottes, Glaube, und Th. III.

manche sind auch zu sehr unter mehrere Rubriken zerstreuet worden, z. B. über die Absichten des Todes Jesu unter verschiedenen Artikeln, Erlösung, Genugthuung, Stellvertretung, Tod Jesu, Versöhnung. So verliert man die allgemeine Uebersicht und gewinnt kein Resultat. Alles hätte unter einer Rubrik zu einem Ganzen verarbeitet, und die zusammengehörigen Materialien zur bessern Uebersicht auch recht zusammengestellt, und dann unter den folgenden Rubriken auf diesen Artikel nur verwiesen werden sollen. — Endlich vermißt man auch so manches neuere schätzbare Buch, das Erwähnung und Gebrauch verdient hätte; ob man sich gleich verwundern muß, wie der Hr. Verf. in seiner Lage, und in Westfalen, so viele Bücher zusammenbringen und so viel leisten konnte, als er wirklich geleistet hat. Ungemeine Thätigkeit und Betriebsamkeit in großen Materialiensammlungen aus verschiedenen Fächern bleibt ein ganz eignes Verdienst des wackern Hrn. Verfs; und wir haben die Ueberzeugung, daß derselbe durch gegenwärtiges Werk eine recht nützliche Arbeit, besonders für Landgeistliche, übernommen habe. Für diese Classe von Lesern wird das Werk besonders nützlich durch die praktischen Ansich-

sicht. Er gieng mit Recht bey der Ausarbeitung dieses Werkes von dem Grundsatze aus, daß alles, was von Dogmen für die Kanzel seyn solle, Einfluß auf die Lebenspflichten und auf Beruhigung haben müsse. Folglich müssen nur die Hauptlehren der Religion vorzüglich Gegenstände seines Religionsunterrichtes seyn. Geist und Buchstabe der Bibel müssen sorgfältig unterschieden werden. — Hieraus entspringt ein neuer Vortheil, den der Gebrauch dieses Werkes hervorbringen kann, den uns der Hr. Verf. nicht einmal angegeben hat. In ältern Zeiten predigte man meist nur unfruchtbare Dogmatik; um nun die Predigten in neuern Zeiten fruchtbarer zu machen, predigte man bloß Moral. Beides taugte nichts; denn die christliche Religionstheorie darf über der Moral nicht vernachlässigt werden. Durch dieses Werk aber wird der Religionslehrer auch mit der praktischen Seite der Dogmen bekannt, und wird sie also nicht mehr als unfruchtbar vernachlässigen und bloß Moral predigen; er wird nur das Unfruchtbare der Dogmen übergehen. So wird wieder ein guter Mittelweg eingeleitet: Religionstheorie und Moral im Volksunterrichte

alte Meinungen zu rasch bestritten werden. Doch hätte das sehr wohl geschehen können, ohne vieles Hin- und Herschwanken in dem Vortrage der Lehrsätze selbst, wodurch man etwas unangenehm in diesem Werke hingehalten wird; allein der Hr. Verf. scheint selbst über Vieles noch gar nicht im Reinen zu seyn, noch weniger sich an Consequenz in seinem Systeme gewöhnt zu haben. Man muß nun selbst prüfen und das heraussuchen, was man gerade für seine Bedürfnisse brauchen kann. Um sein dogmatisches System zu berichtigen und sich selbst ein neues System zu bilden, muß man ohnehin ganz andre Werke studiren, als solche Repertorien zum Kanzelgebrauche.

Uebrigens bescheidet sich der Hr. Verf. selbst in der Vorrede, sich mehr Materialien aus andern Büchern, sowohl neuern dogmatischen Schriften und Journalen, als musterhaften Predigten gesammelt, als eine eigne Arbeit geliefert zu haben. Er bestimmt selbst den Charakter seines Werkes dahin: es sey ein vollständiges [?] Repertorium der Glaubenslehren, soweit sie für die Kanzel und zu Katechisationen geeignet sind, zum Nach-

sche jedes Dogma vollständig angegeben, theils seyen Winke über den Vortrag eines Dogma beigefügt für die etwa noch unerfahrnen jungen Religionslehrer. — Dieses Werk, — fährt der Hr. Verf. fort — befördere aber keinesweges die Faulheit der trägen Prediger; denn es enthalte nur Materialien zu Religionsvorträgen, welche erst zu jedesmaligem Bedürfniß gehörig verarbeitet werden müßten. — Dabey setzt der Hr. Verf. voraus, daß man auch die größern dogmatischen Lehrbücher von Döderlein, Junge, Stäudlin, Reinhard u. s. w. selbst besitzen und daraus die vollständige Theorie schöpfen werde; weil der Zweck seines Werkes hauptsächlich dahin gehe, die christliche Glaubenslehre von ihrer praktischen Seite darzustellen, ob er gleich die Theorie nicht ganz habe übergehen dürfen wegen ihres genauen Zusammenhangs mit dem Praktischen eines Dogma. In diesem Falle werde man sein Bestreben, Allen Alles zu werden, nicht verkennen. [Allerdings nicht; nur mußten nothwendig daraus mancherley Inconsequenzen entspringen. Besser wäre es vielleicht in dieser Hinsicht gewesen, wenn

nur nicht überall thun wollte, so waren Inconsequenzen unvermeidlich.] — Zuletzt vertheidigt sich der Hr. Vf. noch ausführlich, daß er das eudämonistische System nicht ganz aufgegeben habe. Er sagt darüber viel Gutes, aber er befriedigt dennoch nicht. Er hätte sich weit kürzer so fassen können: 1) Der Purismus ist noch nicht so entschieden; es erheben sich dagegen bedeutende Stimmen; selbst Hr. CR. Ammon, der im Anfange so strenger Kantianer war, hat dieses System wieder verlassen. 2) Etwas anders ist wissenschaftlicher Unterricht; etwas anders praktischer Religionsunterricht. Hier muß manches für brauchbar anerkannt werden, was keinen streng wissenschäftlichen Werth hat. 3) Man kann das eudämonistische System aufgeben, d. h. im System vom Absoluten, von rein moralischen Principien ausgehen, ohne deßwegen alle eudämonistische Rücksichten aufzugeben. Diese gehören alsdann im populären Vortrage (wo sie ganz unentbehrlich sind) zu den Antrieben zum Guten, nicht zu den reinen Motiven, womit sich die Moral, als Wissenschaft beschäftigt. Der Religionslehrer soll kein Moralsystem vortra-

Dieß mag hinreichen, um von der Absicht und der Brauchbarkeit dieses Werkes einen richtigen Begriff zu erhalten. Jetzt wollen wir nur noch einige Bemerkungen über einzelne Artikel beifügen, wie sie sich bey der Durchsicht des Werkes ungesucht darbieten, als eben so viel Belege zu unserm obigen Urtheile. — Sogleich im ersten Artikel: Abendmahl, ist zu viel Absichtliches in die Handlung Jesu gelegt, und Absicht mit zufälligem Erfolge oder mit dem möglichen Nutzen der Handlung verwechselt. Die Absicht der Handlung war gewiß sehr einfach: Denket an mich, so oft ihr dieses Passah feiert! An Abschaffung des Passahfestes dachte wohl Jesus nicht; die Judenchristen feierten es auch immer fort; und alle Christen aßen auch in der Folge das Passahlamm fort, freilich mit Rücksicht und näherer Beziehung auf den Tod Jesu. — Die Eigenschaften Gottes, Allgegenwart, Allmacht, Allwissenheit u. s. w. sucht man wohl unter dem Artikel: Gott; wenigstens hätte dort auf die einzelnen Rubriken verwiesen werden sollen. — S. 154. sagt der Hr. Vf., nachdem er vorher die neuern und freieren Meinungen über die Auferstehung der Todten angeführt

Hier ist mancherley Verwirrung: 1) Aus der gemeinen Vorstellungsart, die doch aus keinem natürlichen Bedürfniß entsprungen ist, sondern nur aus dem gewöhnlichen alten Katechismusunterrichte, fließt weiter nichts, als daß der Lehrer nicht so unbesonnen seyn dürfe, die herrschende Kirchenmeinung zu bestreiten; nicht aber, daß er verpflichtet sey, diese Lehre ausführlich als entschiedene Wahrheit vorzutragen. 2) Wenn der Religionslehrer die Auferstehung der Todten nicht glauben kann; so wäre es ja verächtliche Heucheley, wenn er sie doch gegen besser Wissen und Gewissen als wahr vortragen wollte. Bringt es die Kirchenverfassung mit sich, nun so kann er diese Lehre historisch mit den herkömmlichen Gründen vortragen, aber nicht als eine wichtige Religionswahrheit. 3) Eigentlich nothwendig vorzutragen ist nur eine praktische Religionswahrheit; eine solche ist aber nur die Unsterblichkeitslehre, nicht die Auferstehungslehre. 4) Endlich kann man auch von einem künftigen verklärten Körper nach dem Tode sprechen, ohne eine eigentliche Auferstehung der Leichname am jüngsten Tage anzunehmen. Der Hr. Vf. unterscheidet selbst S. 161. die Wiederbelebung nach dem Tode und die Auferstehung am jüngsten Tage; und doch werden S. 162 f. alle die unsichern Beweise für die letztere wiederholt. Hingegen die Hauptschwierigkeiten

werden ganz übergangen. Es sind folgende: 1) Unmöglich könnte die Auferstehung eine Wiederbelebung der Leichname heißen, von denen größtentheils kein Stäubchen mehr vorhanden seyn würde, sondern sie müßte nothwendig eine neue Schöpfung seyn. 2) Eine solche wäre ganz überflüssig; denn wahrscheinlich erhält die Seele schon nach dem Tode ein feineres Organ; wozu also noch nach vielen Jahrtausenden ein andrer Körper? — 3) Ueberdieß müßten alsdann die Seelen, die schon viele tausend Stufen der Seligkeit durchlaufen hätten, und sich vielleicht in entfernten Weltkörpern befänden, wieder auf die Erde zurückkehren, um einen Körper zu bekommen, den sie nicht mehr nöthig hätten, und ein Urtheil zu empfangen, das schon längst an ihnen exequirt worden wäre. Wie sonderbar! 4) Endlich lassen sich auch die apostolischen Vorstellungen von Auferstehung aus der jüdischen Auferstehungslehre sehr leicht erklären. Es ist ja keine eigenthümliche Christenthumslehre. — S. 173. heißt es: „Barmherzigkeit ist ein morgenländischer Ausdruck." — Wie ist das zu verstehen? Denn Barmherzigkeit ist doch offenbar ein teutsches Wort für warmes Herz. Ein bildlicher Ausdruck ist es wohl; aber deßwegen nicht sogleich ein morgenländischer; nur ein ähnliches Bild von Bewegung der

σπλαγχνα). — S. 354. wird in dem Art. Fall, noch viel zu viel als wahre Geschichte in der Fallsgeschichte angenommen, z. B. Umgang mit Gott, göttliche Offenbarung, Schlange u. s. w. Ganz gegen den mythischen Geist jenes Zeitalters! — In dem Art. Dreieinigkeit sind zwar viele gute Bemerkungen neuerer Theologen gesammelt; aber eine richtige Classification der verschiedenen Vorstellungsarten, nebst ihren Hauptgründen, wodurch die Uebersicht erleichtert würde, sucht man vergebens. — Ueber Engel ist zu viel gesammelt, wovon man keinen rechten Gebrauch machen kann; dagegen ist ganz übersehen worden, worauf es eigentlich bey dieser Lehre ankomme; und überhaupt wird auf den Umstand zu viel Gewicht gelegt, daß der Engel auch im Neuen Testamente Erwähnung geschieht. — So herrscht auch in dem Artikel: Böse Engel, Verwirrung. Es ist ja nicht die Frage von bösen Geistern überhaupt, sondern von den jüdischen Teufeln. — Unter Genugthuung findet man nur verschiedene Gründe dagegen; aber die Hauptgründe dafür vermißt man. Doch muß man hier mehrere zerstreute Artikel: Stellvertretung, Tod Jesu, Versöhnung rc. rc. mit einander vergleichen. Hier urtheilt der Hr. Vf. freier; über Auferstehung, Engel rc. ängstlicher. — Ueber die Gottheit Christi vermißt man daher auch die Gründe dagegen. — Wenn

der Hr. Vf. Th. II. S. 123. über den Vortrag der Gottheit Christi sagt: „Sollte es nicht besser „seyn, daß man auf der Kanzel folgendes lehrte: „Jesus war nicht bloß ein außerordentlicher Mensch „— — sondern er hatte eine Erhabenheit, Ho„heit und Göttlichkeit, oder eine so vorzügliche „Würde, die höher denn alle Würde der Men„schen und Engel und der Würde Gottes ganz „nahe ist" rc. so können wir darin nicht beipflichten. Erstlich würde alsdann etwas auf der Kanzel mit dürren Worten gelehret, das der Kirchenlehre geradezu entgegen ist; und dazu hat der Kirchenlehrer keine Erlaubniß. Der Kirchenlehrer behauptet von Christo nicht bloß eine Würde, die der Würde Gottes ganz nahe ist, sondern die selbst göttlich ist. Zweitens darf doch auch der Lehrer nichts gegen seine Ueberzeugung als gewisse Wahrheit vortragen. Wer also keine höhere mit der menschlichen zu einer Person vereinigte Natur in Christus annimmt, kann nicht so lehren, als wäre das eine entschiedene Wahrheit; sondern er kann alsdann nur historisch die Kirchenlehre mit ihren Gründen anführen, wo er davon reden muß. Eine conventionsmäßige Lehre

Roth's) Beitrag zur Beantwortung der Frage: ob der Glaube an Christum als den höchsten Geist nach Gott schriftmäßig sey? 1793. 8." — Was soll die Parenthese: Paulus oder vielmehr Roth's? — Das möchten wohl wenige Leser dieses Werks wissen oder errathen. Die Sache ist diese. Als Hr. M. Oertel (jetzt Lehrer am ill. Gymnas. zu Ansbach) 1792. seine bekannte Christologie herausgegeben hatte, so schrieb Hr. Roth (Inspector am Gymnas. zu Ansb.) unter obigem Titel eine ausführliche und scharfe Kritik darüber, die er mit den Worten schließt: „Wir „alle — seyen wir orthodox oder heterodox — „sind ja vor Verirrungen nicht sicher; desto „billiger ist demnach die Forderung an den aufge„klärt denkenden Mann, daß er seinen irren„den Bruder zurecht weise mit sanftmüthi„gem Geiste." Darauf folgt die Unterschrift: Paulus. Dieß ist von Mehrern so verstanden worden, als wenn Hr. Dr. Paulus der Verfasser dieser kleinen Schrift sey, da doch der wahre Verf., Hr. Roth, den Apostel Paulus in der bekannten Stelle Gal. VI, 1. im Sinne hatte. — Der Hr. Vf. hätte also hier den Hrn. CR. Paulus ganz aus dem Spiele lassen, und bloß den wahren Verf., Hrn. Insp. Roth, in der Parenthese anführen sollen. Jenes war ja nur ein lächerlicher Irrthum. —

In dem Artikel: Aemter Jesu (Th. II. S. 195 ff.) sind nur die Ernestischen und Döderleinischen Gründe gegen die Aemter-Theologie angeführt, worunter sich in der That sehr schwache Einwendungen befinden; allein die bedeutenden Gründe dafür von Morus in s. Epitome, die doch beinahe alle Ernestischen Gegengründe völlig entkräften, sind ganz mit Stillschweigen übergangen. Nur der Hauptgrund gegen die alte Eintheilung der Aemter (oder vielmehr Geschäfte) Jesu bleibt: daß bildliche und locale Vorstellungsarten und Ausdrücke durchaus nicht zu einem didaktischen, wissenschaftlichen Vortrage passen. — Den Artikel: Leben Jesu auf Erden, erwartete man nicht hier, sondern schon oben unter dem Art. Jesus. — Im 3ten Th. sind manche Artikel sehr ausführlich gerathen; daher auch die unverhältnißmäßige Stärke dieses Theils gegen die beiden ersten. Allein ohne Nachtheil des Inhalts selbst hätten diese Artikel, besonders der Art. Seligkeit, Wiedersehen, durch größere Präcision des Vortrags ungleich kürzer ausfallen können. — Ueber die Schöpfungsgeschichte sind die verschiedenen Vorstellungsarten zu sehr durch einander geworfen, da doch die bessere Classification derselben schon längst durch die Bemühung neuerer Theologen in Ordnung gebracht

sehr ausführlich. Allein der Hr. Verf. nimmt weder hier noch sonst genug Rücksicht auf die ältere jüdische Theologie, aus der sich doch solche Dogmen sehr natürlich entwickelt haben. Alsdann würde aber auch manches Urtheil des Hrn. Verfs ganz anders ausgefallen seyn. Ohne genaues Studium der ältern Dogmengeschichte versteht man die christlichen Dogmen nur halb. — Doch genug zur Probe! —

Der 1ste Theil geht von A—F., der zweite von G—K., und der 3te von S—Z. — Am Schlusse des 3ten Theils folgen noch Nachträge und Verbesserungen und außer einem Register der angeführten Bibelstellen noch eine nützliche Anweisung, welche Artikel der christlichen Glaubenslehre und Moral nach den gewöhnlichen Evangelien in Religionsvorträgen abgehandelt werden können. — Dieses Werk ist also allerdings sehr brauchbar für Religionslehrer eingerichtet. Nur Schade, daß ein so großes Verzeichniß von Druckfehlern bey jedem Bande durch die Nachlässigkeit des Setzers und Correctors nöthig wurde!

G—r.

VIII.

Génie du Christianisme, ou Beautés de la religion chretienne, par Francois Auguste Chateaubriand. Paris, An X. — 1802. IV tomes avec un Appendice. †)

Die erste Frucht des neuen Lebens, zu welchem sich die Religion und der Gottesdienst in Frankreich unter Bonaparte's menschlicher Administration wieder erhoben hat! Schon als solche, und eben so sehr ihres Umfangs und ihres Zwecks wegen

†) Ein wackerer junger Gelehrter, der von der Redaction den Auftrag hatte, aus den vielen teutschen und ausländischen Journalen die für Theologen interessanten Ideen und Nachrichten auszuziehen, dessen erste Proben aber nur zu reichhaltig ausfielen, so daß ein eignes, bloß solchen Auszügen gewidmetes Journal reichlich damit hätte ausgestattet werden können, schickte auch schon vor einigen Jahren einen ausführlichen Auszug aus Chateaubriand's bekanntem Werke: Génie du Christianisme ein. Damals machte dieses Werk großes Aufsehen und hatte großen Einfluß auf die religiöse Stimmung des so wandelbaren Pariser Publi-

wegen verdient es diese Schrift, auch unter dem teutschen theologischen Publikum zu einiger Bekanntschaft zu kommen. Der folgende möglichst treue und gedrängte Auszug wird gewiß einem jeden hinlänglichen Grund geben, über Geist und Werth dieser mit vielem Aufsehen erschienenen Schrift ein begründetes Urtheil zu fällen. — Der Hr. Verf. desselben hatte schon eine Episode aus demselben — die letzte Hälfte des 3ten Th. — unter dem Titel: Atala, oder die Liebe zweier Wilden) Atala, ou les amours de deux sauvages (übersetzt von Cramer, Leipz. 1801.) abdrucken lassen, und sich dadurch auf einmal eine solche Celebrität

 erwor-

Bogen im Drucke betragen haben würde. Dieß wäre aber ein zu großes Opfer für ein schwärmerisches Buch im theol. Journal gewesen. Und zu neuer abkürzender Revision hatte ich damals in der That weder Zeit noch Lust. So blieb diese für den Raum des th. Journ. zu wenig berechnete Recension bey mir liegen. — Jetzt aber, da Hr. Venturini eine teutsche Uebersetzung dieses Werkes mit Anmerkungen in 4 Theilen geliefert hat unter dem Titel: F. A. Chateaubriand Genius [Warum nicht: Geist?] des Christenthums, oder Schönheiten der christlichen Religion. Münster, b. P.

erworben, daß er zum Sekretär der französischen Gesandtschaft am päbstlichen Hofe ernannt wurde.

Der Hr. Verf. hatte eigentlich die Absicht, eine Apologie des Christenthums gegen die Spötter desselben zu schreiben — an welcher es bis jetzt noch fehle. Die Ketzer und die Sophisten hätten längst ihre gehörige Abfertigung gefunden. Aber gegen Julians beißenden Spott habe der ernsthafte Ton und die gezwungene Sprache des Cyrill von Alexandrien nichts ausgerichtet; so wie noch niemand Voltaire's Vorwürfe zurückgewiesen habe: als streite das Christenthum gegen die Freiheit des Men-

Protestantismus bald leise, bald laut deßwegen tadelt, daß er den Sinnen und der Phantasie zu wenig Nahrung giebt; jetzt, wo man der kühlen Untersuchungen der Vernunft ganz überdrüssig zu seyn scheint, nachdem man durch Kant und seine Schule mit reiner Vernunft beinahe übersättigt worden ist — jetzt möchte es nicht überflüssig seyn, auf diese schwärmerische Schrift des Chateaubriand, die so viel von der Poesie des Christenthums spricht und gewiß keinen geringen Antheil an der sonderbaren Modestimmung (denn mehr als Pariser Mode ist sie sicher nicht) unsers Zeitalters hat, hinzuweisen; aber auch auf der

Menschen, gegen Aufklärung, Lebensgenuß, Gedeihen und Flor der Künste. Zwar hätten einige zu widersprechen gewagt — wie die Briefe einiger portugiesischen Juden — aber, bey dem ganz verfehlten Tone wären sie gar nicht gehört worden. Gegen Leute dieser Art müsse man sich einzig darauf einschränken, zu beweisen: die christliche Religion sei wahrhaft poetisch, menschlich, der Freiheit, der Wissenschaft und den Künsten günstiger, als jede andere; ihr verdanke die heutige Welt alles, ihren Ackerbau und ihre abstrakten Wissenschaften; ihre Hospitäler und ihre prächtigen Tempel; nichts sey göttlicher, als ihre Moral, nichts majestätischer

Religionssachen bloß in süße Träume einer blühenden Phantasie einwiegen lassen und uns ganz der heiligen Mutterkirche in die Arme werfen, ohne im geringsten nach Vernunft zu fragen, noch auf ihre (sehr vernehmliche) Stimme zu achten. Sehr beredt weiß dieser schwärmerische Advocat des Katholicismus (den er natürlich mit Christenthum für synonym hält) seine manchfaltigen (obgleich noch sehr ungeläuterten) Kenntnisse von Kunst, Geschichte, Mythologie ꝛc. in das Interesse seiner Phantasmen zu ziehen. Wir wollen daher von den beiden ersten Büchern, als den zur Kenntniß des Zeitgeistes interessantesten, den gedrängten Auszug ganz liefern, von den beiden übrigen aber nur die Rubriken der Abschnitte, um doch wieder Raum zu ersparen. Dieß möchte noch der beste Ausweg seyn, um den mühsamen Auszug nicht ganz unbenutzt zu lassen. — G.

scher und liebenswürdiger als ihre Dogmen und ihr Cultus, sie begünstige das Genie, verfeinere den Geschmack, entwickele edle Leidenschaften, stärke die Denkkraft, bilde den Ausdruck des Schriftstellers und gebe dem Künstler die vollkommensten Urbilder; man müsse mit einem Worte die Reize der Einbildungskraft und das verschiedenartige Interesse des menschlichen Herzens aufbieten, um für die Religion zu sprechen, gegen welche man sie bis jetzt einzunehmen gesucht habe. Diesen Zweck habe er sich vorgesteckt, er wolle ihn in einem der Sache angemessenen Style zu erreichen suchen — mit dem Redner und Dichter müsse man rednerisch und dichterisch sprechen.

Das ganze Werk zerfällt in 4 Abtheilungen, deren jede einen Band einnimmt, und in sechs Abschnitten behandelt wird.

Der erste Band enthält die Lehren und Glaubenssätze der Religion selbst. Erstes Buch in 11 Kap. — Geheimnisse und Sakramente. — Das menschliche Leben hat nichts schöneres und grösseres, als seine Geheimnisse. Die süßesten Empfindungen sind die, welche wir am wenigsten

gensten Wissenschaften, die räthselhaftesten Entdeckungen reizen den Menschen am mehrsten. Bey diesem allgemeinen Hange zum Geheimnißvollen, war es kein Wunder, daß alle Religionen des Alterthums ihre Geheimnisse hatten. Aber sie waren bloß für die Dichter und Philosophen. Die Geheimnisse der christlichen Religion stehen mit dem Heile des Menschengeschlechts in der engsten Verbindung. — Gleich das Geheimniß der Dreieinigkeit, wie ehrwürdig ist es nicht, schon um seines Alters willen? — Schon in der Natur liegen die Spuren davon, — das Dreifache macht in ihr überall die Vollkommenheit aus; in den Maaßen ist's die Länge, Breite und Tiefe; in den Farben, roth, blau, gelb; in den Figuren, die gerade Linie, der Zirkel und die Ellipse; in den Tönen, der Grundton, die Tertie und Quinte; die seligsten Empfindungen des Menschenlebens entstehen aus der Vereinigung zwischen Vater, Mutter und Kind. Der Polytheismus hatte seine drey Grazien, drey Brüder als Hauptgötter; die Menschengeschichte hat 3 Hauptepochen, die Schöpfung, die Sündfluth und die Erlösung durch Jesum; die Erde, die Sonne und der Mond geben einen prächtigen Triangel u. s. w. Die Darstellung des Vaters als eines ehrwürdigen Greises, des Geistes, als einer feurigen Zunge, und des Sohnes nach der Beschreibung, welche die Apokalypse von ihm

macht

macht — ist nichts weniger als lächerlich *). — Das Geheimniß der Erlösung. Der Grund desselben ist die allgemein als wahr sich ankündigende Lehre von der Erbsünde. Um uns unter dem Elende derselben nicht umkommen zu lassen, trat Gott ins Mittel. Wie ein Gott sterben könne, laßt uns nicht fragen — bewundern vielmehr dieß Geheimniß der Liebe. Der allgemeinen Uebereinstimmung der Völker zufolge, wurde der Mensch bey seinem Eintritte in die Welt in einen gewissen Zustand der Vollkommenheit gesetzt — der Zweck, zu dem er geschaffen war, mußte also nothwendig auch ein vollkommener seyn. Durch den Fall der Menschen gieng zwar nicht dieser Zweck selbst — aber die Kräfte des Menschen zur Erreichung desselben giengen verloren. Diesen Verlust tragen wir

*) Weiter hin, bey einer andern Gelegenheit, bringt der Hr. Verf. seine biblischen Beweise für die Dreieinigkeit bey; der einzige und genugthuendste ist ihm der Plur. אלוהים — ich der Herr, אלוהיך — deine Götter, Exod. 20, 2. Die Unsterblichkeit findet er auch im Dekalog, ebdas. V. 12. in אדמה. אדם sey die Erde — und הָ zeige an locum, ad quem — plus loin, au de là — weiter hinaus, über die Erde. שמים in der ersten Stelle, ist ihm unübersetzbar;

wir alle nach einem Gesetze, welches selbst in der Natur gilt. Der Sohn muß die Missethat des Vaters tragen. Ob das so recht und Gottes würdig sey, dürfen wir nicht fragen; kurz, es ist so. Sollte der Mensch seinen vollkommenen Zweck nun demohnerachtet erreichen — so mußte er erlößt, — wieder darzu fähig gemacht werden. Im Menschen selbst, war kein Preis zu finden, der nur in einigem Verhältnisse zu dem wieder zu erwerbenden Kleinod gestanden hätte. Einer der Mittelgeister zwischen Gott und Menschen getraute sich auch nicht, das große Werk zu unternehmen; (eine Idee von Milton, — et cette pensée du poète est d'une rigoureuse vérité en theologie) nothwendig mußte es eine der 3 göttlichen Personen, am besten die mittelste; denn im Mittel schließen sich ja allemal die Extreme an einander an. — Freilich muß nun der Mensch, was er vorher nicht gemußt haben würde — auf rauhen Wegen und selbst durchs Todesthal nach seinem Ziele gehen. Eigentlich hätte der Mensch ganz vernichtet werden sollen — aber auf des Sohnes Fürbitte erfand der Vater eine halbe Vernichtung, den Tod. — Wer könnte dieser Schlußfolge —

auf die Erlösung läugnet — steuert gerade dem Atheismus zu.

Das Geheimniß der Menschwerdung — (l'incarnation) — wie würde diese von den alten Dichtern mit ihren Wundern gefeiert worden seyn! — Sie ist das Urbild von dem Entstehen des Universum im Schooße der ewigen Liebe; so geht der Strom aus einer kleinen Quelle hervor; so entsteht Kraft aus Liebreiz; so wird die niedrige Tugend die höchsten Belohnungen erhalten. — Daß die größte der göttlichen Barmherzigkeiten durch eine Jungfrau erwiesen worden, das geschah, um ihren Reiz für uns zu erhöhen — die Schönheit stellt sich zwischen unsre Niedrigkeit und zwischen die furchtbare Majestät des Hocherhabenen. Maria ist die Göttin der Unschuld, der Schwachheit und des Unglücks.

Nicht minder bewundernswerth sind die Sakramente (Kap. 5—11.), welche mit einer so durchdringenden Kenntniß der menschlichen Herzen geordnet sind, daß nur der Schöpfer derselben ihr Urheber seyn kann. Die Taufe erinnert uns an

dem ersten Erwachen des Urtheils über Gut und Böse brauchbar. Reizender noch und sublimer ist das Abendmahl, unbegreiflich zwar, aber höchst nöthig zur Tugend; wegen der Uebung im Guten, welche dem würdigen Genuße vorausgehen muß. Ein Mensch, der es monatlich nur einmal würdig genöße, müßte nothwendig ein tugendhafter Mensch seyn. So denke man sich ein ganzes Volk! Das sah selbst Voltaire. Das Abendmahl hat vier äußerst interessante Seiten: a) Es ist allegorisches Dankfest der beiden treflichsten Nährmittel, Brod und Wein. b) Gedächtnißfeier des ersten Bundes zwischen Gott und Menschen bei'm Passah. c) Bundesfest der neuen Vereinigung aller Menschen, Juden und Heiden, zu einer Familie. d) Fest der wirklichen Gegenwart Gottes im geweiheten Brode. — Unmittelbar konnte der gefallene Mensch nicht mehr mit Gott unterhandeln, wie im Paradiese; darum erfand Jesus dieses Medium; als Fleisch, schließt er sich an uns, als Gott, an den Vater an. Was kann man gegen ein Sakrament haben, welches einen solchen Kreis poetischer, historischer, moralischer und metaphysischer Betrachtungen öffnet? — Mit göttlicher Weisheit folgt hier-

ternden Schritte des angehenden Wanderers auf der Lebensbahn, was für den Greis der Stab ist, — sie gleicht den fortgeerbten Sceptern, auf welche sich die Könige des Alterthums stützten. Dieselbe göttliche Weisheit ordnete unmittelbar nach dieser die Ordensgelübde und die Ehe — denn nur diese beiden gesellschaftlichen Sakramente kennt das Christenthum. — Gegen die Ehelosigkeit, welche mit dem Ordensgelübde verbunden ist, hat man ernsthafte, aus der Moral und Religion hergenommene, aber auch bloß spottende Einwendungen gemacht. Der Cölibat, erst auf dem 2ten Lateran. Concil. 1139. zum Gesetz gemacht, war früherhin der Umstände wegen nicht nothwendig. Die kleine Anzahl der ersten Christengemeinden, ihre fehlerlose Heiligkeit, bey welcher alle Beichte unnöthig war, die innige Vereinigung der einzelnen Glieder, die Einfachheit der religiösen Gebräuche — ließ dem Priester es recht gern zu, selbst das Oberhaupt einer heiligen Familie zu seyn. — Jetzt, bey der Menge der Christen, wie könnte ein Priester gehörig für seine Familie sorgen; wie bey der Sündhaftigkeit seiner Gattin selbst heilig bleiben? Darum haben auch die Protestanten fast allen äußern Cultus vernichtet, so daß ihre Prediger kaum 2—

von einer Frau beherrscht wird, der seinen Bund mit Gott gebrochen, und seinen Schöpfer um des Geschöpfs willen verläugnet hat? — Mit Jesu Geburt verschwand die alte Schande der Kinderlosigkeit; seine Mutter und er starben in ungebrochener Blüthe; zum Zeichen, daß die Erde nun Einwohner genug, und man eher nöthig habe, auf ihre Verminderung, als auf ihre Vermehrung zu denken. Je mehr der Menschen, je mehr unseliger Streit der Leidenschaften. Europa ist durch seine Klöster nicht entvölkert — und die glücklichsten Unterthanen findet man in geistlichen Ländern — weil durch ihre Oberherren die Dürftigkeit so sehr gewinnt. Ihre Ermahnungen zur Eintracht zwischen Gatten wirken hinlänglich auf Bevölkerung — und in einem großen Staate überhaupt muß es Menschen geben, welche sich mit Erhebung über alles Irdische zu einem vorzüglichen Grade von Einsicht, von moralischer Güte und Kraft zur Beruhigung emporarbeiten. Die Weisesten des Alterthums waren ehelos; die Opferthiere durften noch nie geboren haben; die Göttin der Weisheit und des Genie's, Minerva und Venus — Urania — erschienen als Jungfrauen; die Rosenknospen des Frühlings und der Schnee des Winters — die Lippen des

Natur nicht in jedem Bienenstocke ein vortrefliches Nonnenkloster? Dichter und Künstler mögen nur den h. Ambrosius von der Jungfrauschaft lesen, um die Reichhaltigkeit dieses Stoffs für sich zu lernen. — Ein Priester muß sich durchaus über das gewöhnliche Menschliche erheben; die Engel sind ehelos — Gott ist der ewig Ehelose. — Welche Reflexionen für die Poesie! Dadurch, daß Jesus die Ehe zum Sakrament erhob — gab er uns ein schönes Bild seiner Vereinigung mit der Kirche. Der Geist, der in den christlichen Ehegesetzen weht, ist ein lauter Herold ihrer Reinigkeit. — Kurzer Auszug derselben. — Die Ehescheidung ist der katholischen Kirche ganz unbekannt, weil sie zweckwidrig ist und beide Gatten noch unglücklicher macht. — Andeutung des Poetischen im Cölibat und in der Ehe. — In der letzten Oelung zeigt das Christenthum seine ganze Sublimität. Sie ist die Taufe zum neuen vollkommenen Leben — mit Oel, dem Symbole himmlischer, ewiger Dauer.

Das 2te Buch (in 4 Kap.). Tugenden und moralische Gesetze. Die Moral des Christenthums zeichnet sich schon dadurch vortheilhaft aus, daß sie den Stolz als Fundamentallaster angiebt, und als Haupttugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe — denn eben aus diesen Quellen entspringt alles übrige Gute und Böse. — Der Glaube, die völli-

völlige Hingabe seiner Ueberzeugungen an die göttliche Auctorität macht alles möglich. — Die Hoffnung, der Grund aller Stärke, ist aber doch geringer als der Glaube, weil jener unmittelbar von Gott, diese aber im Menschen selbst entsteht: aber daß die Hoffnung als Pflicht geboten wird, beweist deutlich die göttliche Abkunft dieser Moral. — Die Liebe geht aus dem Innersten des menschlichen Herzens hervor — sie stellet den Menschen zwischen Himmel und Erde. Der Dekalog erhebt sich weit über alle Gesetze der Weisen des Alterthums — so weit wir sie noch kennen, durch seine Allgemeinheit, Einfachheit, Gerechtigkeit und erschütternde Kürze im Ausdruck. —

Drittes Buch (in 3 Kap.). Wahrheiten der Schrift; Fall des Menschen. Die mosaische Kosmogonie ist wörtlich wahr, und die Quelle aller übrigen poetischen und philosophischen Kosmogonieen. Kurze Angabe derselben. Nicht minder ganz treu der Natur ist die Erzählung vom Falle. Malerische Beschreibung der physischen Eigenheiten der Schlange, zufolge deren sie, unter Einwohnung eines bösen Dämons, vortreflich zur Rolle der Verführerin gepaßt habe. Ja, a priori sogar läßt sich die Erbsünde erweisen. Bey allen Geschöpfen findet sich Harmonie zwischen ihren Anlagen und Kräften — alle führen auf ein Ziel hin — nur im Men-

schen ist beständiger Kampf. Gewiß ist er so nicht geschaffen, eine spottende Ausnahme vom allgemeinen Gesetze der Weisheit — er muß erst so geworden seyn. Wissen und Empfinden waren die beiden Hauptgewichte im Werke des menschlichen Geistes. Adam wollte auf ein Mal alles wissen, das störte die Harmonie seiner Kräfte — gerade von der schlimmsten Seite. Hätte er sich dadurch versündiget, daß er auf ein Mal zu viel empfinden gewollt hätte — vielleicht hätten die Menschen selbst sich erlösen können, ohne den Tod des ewigen Gottessohnes dazu nöthig zu haben. Zu Adams ursprünglichem Gleichgewichte bringen wir es nie wieder, sonst müßten wir gleich ihm unsterblich werden. Die Patriarchen waren ihm näher gekommen, darum lebten sie so lange. — Die Lehre von der Perfectibilität der menschlichen Natur ist eben daher grundlos.

4tes Buch (in 5 Kap.). Einwürfe gegen das mosaische System. — Die Chronologie der Bibel ist die allein sichere; das vorgebliche höhere Alter der Erde gründet sich auf ersonnene Fakta — wie die 18000 Jahre der ägyptischen Kö-

leicht, ohne so weit zurückzugehen, den Ursprung der Städte und Künste in Asien nachweisen. Die älteste Sprache, die wir kennen, kann ihrem Bau nach nicht älter seyn, als die Völker, deren Geschichte sie uns erzählt. Die bewunderswerthen Ruinen am Ohio, Riami und Muskirgum in Nordamerika können sehr gut von einem Volke herrühren, welches, auch mit seinem Namen aus der Geschichte zu verschwinden, eben nicht mehr Zeit brauchte, als die Reiche des Cyrus und Alexander. —

Die astronomischen Einwürfe gegen die biblische Chronologie sind mit Berufung auf Bailly zurückgewiesen, und die Sündfluth predigt noch jetzt in den transklimatisirten Fossilien ihre Wahrheit; noch sehen wir Sinnbilder von ihr in der Ebbe und Fluth, in den wellenähnlichen Wolken, in den Bäumen mit hängenden Zweigen ꝛc. ꝛc. — Die angeblichen Zeichen eines höhern Alters der

 Erde,

Merkur der andern Mythologieen. Darius und Ahasverus oder eigentlich Aßuerus ist ein Name. A sey ein willkührliches arabisches Präfixum; aus dem ד der Hebräer sey das griech. Δ entstanden — also: Duerus,

Erde, Fossilien, Laven, Granite ꝛc. ꝛc. sind ursprünglich so von Gott geschaffen. Das allmählige Veralten, Verhärten — geschieht nur in den Systemen der Gelehrten. — Wenn alles so ganz gleich jugendlich von Gott geschaffen gewesen wäre, — so hätte ja die Erde jetzt eine malerischere Gestalt, als im Stande der Unschuld. Gott wußte das besser einzurichten, als es die Ungläubigen meinen; Adam war gewiß in dem Alter von 30 Jahren, als er ihn schuf, damit er zu den geschaffenen ehrwürdigen Alterthümern paßte; Eva zählte wahrscheinlich nur 16 Frühlinge, um der jungen Schöpfung sich anzuschließen.

Buch 5. (in 14 Kap.) Das Daseyn Gottes, erwiesen aus den Wundern der Natur. — Größtentheils nach Nieuwentyt, in einer sehr bilderreichen Sprache, vermischt mit sehr interessanten Beobachtungen und malerischen Darstellungen prächtiger, vom Hrn. Vf. selbst gesehener, Naturscenen. Die letzte der 12 Instanzen aus allen 3 Naturreichen, ist der Instinkt der Vaterlandsliebe im Menschen, welcher ohne das Daseyn Gottes nicht erklärt werden könne.

Buch 6. (in 8 Kap.) Die Unsterblichkeit der Seele, bewiesen durch die Moral und das

— der allgemeine Trieb nach Glückseligkeit; die Unmöglichkeit einer festen Moral ohne Gott und Ewigkeit; die durchgängige Ehrerbietung für Gräber; die schmerzlichen Bewegungen des Gewissens. Nichtsbedeutend sind die Einwürfe: es giebt Völker ohne Gottesglauben; wäre er dem Menschen natürlich, so müßte er sich vor der Erziehung äußern. — Der Atheismus ist furchtbar für Glückliche und Unglückliche, für Helden und besonders für Weiber. — Die Lehre von der Vergeltung übertrift im Christenthume alle alte und neue durch Anwendbarkeit ihrer Aussagen auf alle Völker und Menschenklassen. Auferstehung. Jüngstes Gericht. Seligkeit der Frommen. „Man denke sich ein vollkommenes Wesen, die Quelle aller Wesen, in welchem man deutlich und klar das Geheimniß aller Dinge, alles dessen, was war, ist und seyn wird, erblickt; man denke sich darneben eine Seele, frey von Bedürfnissen und Begierden, unzerstörbar, unveränderlich, einer ewigen Anstrengung fähig; man denke sich diese Seele in Betrachtungen des Allmächtigen vertieft, aus welchen unaufhörlich neue Kenntnisse und Vollkommenheiten hervorquellen; von einer Bewunderung zur andern hingerissen; an ihr fortwährendes Daseyn nur durch das verlängerte Gefühl jenes heiligen Staunens er-

Liebe; man denke sich alle Seligkeiten genossener Erdenfreundschaften zusammengeflossen in dieses Meer von Gefühlen, wie Wassertropfen im Ocean; so daß die glückliche Seele einzig nur Gott liebt, ohne jedoch die Liebe zu ihren ehemaligen Freunden im Leben aufzugeben; denkt euch den seligen Glauben des Auserwählten an eine ewige Dauer seiner Freuden — und ihr werdet — ob auch nur eine sehr unvollkommene Idee von der Seligkeit der Gerechten haben, ihr werdet begreifen, wie das ganze Chor der Seligen nur immer und immer wieder sein dreimal Heilig werde ertönen lassen, das ewig verhallt und ewig sich wieder erhebt — in der ewigen Entzückung der Himmel.

Der II. Band behandelt, wieder in 6 Büchern, die Poetik des Christenthums, d. h. den Einfluß, welchen das Christenthum auf den Gang der neuern Poesie gehabt hat.

Buch 1. giebt eine Uebersicht der christlichen Epopöen, über welche der Hr. Vf. nach einigen vorausgeschickten ästhetischen Principien urtheilt. Die Hölle von Dante, das befreite Jerusalem von

größter Fehler es ist, daß er das Wunderbare im Christenthum selbst zum Gegenstande hat, — der Held des Stücks ist selbst Gott — wodurch auf ein Mal alles tragische Interesse vernichtet wird; übrigens kann man diesem Gedichte sehr hohe Vortreflichkeit nicht abläugnen) der Tod Abels von Geßnern; (welcher bey aller seiner Schönheit mit allen Teutschen die teinte moutonniere gemein hat, daß er die königl. Hirten des Orients im Kostume arkadischer Schäfer aufführt) zuletzt die Henriade von Voltaire, welcher seinem Gedichte dadurch unendlich schadet, daß er sich nicht, statt seiner allegorischen Gottheiten, an die Wunder des Christenthums hielt; man sieht es augenblicklich, wie sehr er sich erhebt, wenn er in die Nähe der Religion, wär' es auch wider seinen Willen, kommt.

Buch 2. Die Poesie in ihren Beziehungen auf die Menschen. — Nicht nur Quelle des Wunderbaren für die Poesie ist die christliche Religion; sie leiht auch die treflichsten Züge zur Schilderung natürlicher und gesellschaftlicher Charaktere. Sie läßt uns in die Geheimnisse Gottes und der menschlichen Herzen schauen — worüber

Penelope, verglichen mit einer Scene der Liebe zwischen Adam und Eva nach Milton, welche durch das Verbinden religiöser Ideen, zumal durch die Einmischung des Satans, den höchsten Grad der Erhabenheit erreicht hat; der Väter — Vergleichung zwischen dem Priam des Homer und dem Lusignan in Voltaire's Zaire — der christliche Vater hat vor dem polytheistischen die Hinweisung auf Jesu Leiden und Tod voraus; der Mütter — Homer's Andromache wird übertroffen von der des Racine, weil dieser Marias Bild und die Beschreibung des Evang. von der Zärtlichkeit gegen Kinder benutzen konnte; der Söhne — Gusman in Voltaire's Alzire, gehalten gegen Telemach und Achill; der Töchter — welch eine andere Tochter ist Voltaire's Zaire, als Iphigenie! wenigstens tritt die Iphig. des christlichen Racine ganz anders auf, als die des Polytheisten Euripides. — Gesellschaftliche Charaktere giebts nur 2.: Priester und Soldaten. Die Sibylle des Virgil steht weit unter dem Hohenpriester in der Athalia des Racine; die Helden in Tasso's befreitem Jerusalem sind im edelsten Sinne des Worts weit erhabnere Helden, als die der Iliade. — Denn das Christenthum arbeitete seit seinem Ursprunge auf das ideale Schöne im menschlichen Charakter; es befreit das menschliche Herz von seinen Befleckungen und lehrt es seine Schwächen unter Tugenden verbergen.

Die

Die idealen Helden des Mittelalters waren es nur durchs Christenthum geworden. Die christlichen Helden erhoben sich über die bloß moralischen und philosophischen durch das Feuer, durch das Erhabene und Ueberirdische ihrer Tugenden, felsenfeste Treue, Wahrheit, Armuth, Menschlichkeit; zärtliche Liebe — ihre Haupttugenden, waren sämmtlich Erzeugnisse des Christenthums.

Buch 3. Die Poesie unter dem Einflusse des Christenthums in Beziehung auf menschliche Leidenschaften. — Das Christenthum hat allen menschlichen Leidenschaften eine andere Richtung, einen andern Rang gegeben. Stolz und Liebe stehen bey ihm an der Spitze aller Tugenden und Laster. — Die reinste, edelste aller Neigungen, die Freundschaft, erscheint in himmlischer Schönheit unter dem Einflusse der Religion. — Aber, nicht will das Christenthum, gleich der Philosophie, alle Neigungen bis auf ihre ersten Anfänge zurück verfolgen, und so gleich jener dem Leben das zauberische Geheimnißvolle entreissen. — Der Unterschied der Schilderungen der leidenschaftlichen Liebe bey polytheistischen und christlichen Dichtern kann man recht deutlich sehen durch eine Vergleichung der Dido des Virgil, und der Phädra des Racine, der Julie bey Rousseau, und der Heloise des Pope; der ländlichen (l'amour cham-

champêtre), durch Vergleichung der Cyklopen und der Galathee von Theokrit, und des Paul und der Virginie von Bernardin de St. Pierre. In der christlichen Religion selbst liegt eine Art von Leidenschaft; sie reißt das Herz, in welchem sie wohnt, über alles Kleine, Irdische hin, wie bey Antonius und Hieronymus. Das für den Dichter so wichtige Schwanken mit sich selbst, Streiten der Leidenschaft, hat durch die Aussichten des Christenthums eine weit anziehendere und rührendere Richtung erhalten; — nur haben neuere Dichter sie nicht benutzt. Daher giebt der Hr. Verf.

Buch 4. selbst ein Stück zur Probe — wie ohne äußere Verwickelungen und Katastrophen die Leidenschaft durch ihr eigentliches Schwanken mit Hülfe des Christenthums sehr interessant dargestellt werden könne. — Es sind Bekenntnisse eines jungen Franzosen — René — den das Uebermaaß einer unstäten, schwankenden, sich selbst unbegreiflichen Leidenschaft, endlich in die Wälder von Nordamerika trieb, um die Ruhe bey den Wilden zu finden.

Buch 5. Die Poesie in Beziehung auf übernatürliche Wesen. Beschreibungen großer Naturscenen konnte die alte Poesie nicht liefern, weil die ganze Natur voll Götter und Göttinnen war (daher der völlige Mangel der beschreibenden Gattung der Poesie). „Das Christenthum hat den wahr-

wahrhaftigen Gott in seine Werke wieder zurückgeführt, und seine unermeßliche Größe ist daher auch auf die Natur übergegangen, für die, welche ihn darin sehen." Die prächtigsten Erscheinungen der Natur glichen unter dem Einflusse der mythologischen Götter einer Opernmaschinerie. Daß das Christenthum die physischen Allegorien verbannte (Juno die Luft, Jupiter der Aether, rc.), dadurch hat es der Poesie eine Geschmacklosigkeit erspart. Es hat für den Dichter die Natur erhabener gemacht, durch ihre wiederhergestellte Einsamkeit, und durch die Gelegenheit, die es ihm giebt, sie mit Engeln zu bevölkern. Die Götter des Christenthums sind nicht weniger poetisch, als die der Vorzeit. Auch sie haben ihre Leidenschaften. „Der Gott der Bibel „fühlt Reue, Eifersucht, Liebe, Haß; sein Zorn „braust, wie ein Sturm; der Menschensohn hat Mit„leid mit unsern Schmerzen; die Jungfrau, die Hei„ligen werden bewegt bei'm Anblick unsers Elends; „überhaupt trift man im Paradiese mehr Mensch„liches an, als auf dem Olymp. Und, was das „wunderbarste ist, wenn man sich auch den christ„lichen Himmel in der Bewegung des Zorns und „der Traurigkeit denkt, so wird doch dadurch der

denschaften, so öffnet ihm das Christenthum die Hölle, und giebt ihm aus den Bewohnern derselben für jedes Laster einen bösen Engel, da hingegen im Polytheism gute und böse Dämonen vermischt waren. Selbst den Geschlechtsunterschied der Gottheiten entbehrt der christliche Dichter nicht; wir haben Jungfrauen und heilige Weiber und Engel in menschlichen Gestalten und Geschlechtern, deren Macht unbegränzt, und nicht wie die der olympischen Götter am Rande des Dunstkreises schon zu Ende ist. Die Kämpfe zwischen den guten und bösen Engeln des Christenthums sind nicht weniger erhaben, als die der Homerischen Götter. — Die Heiligen des Christenthums sind erhabner als die Heroen der Mythologie; denn sie waren muthigere Streiter, größere Sieger, mächtigere Wunderthäter! — Warum führt man nicht Elias, Jesaias, Daniel, rc. als himmlische Weise in die Gedichte ein? warum nicht die Patriarchen? Es sollte nicht poetisch seyn, in der Beschreibung eines Seesturms die Patronin der Schiffer, Maria, erscheinen und ihn endigen zu lassen? Welch eine rührende Vereinigung des schrecklichsten und lieblichsten in der Natur! Welch ein himmlischer Kontrast zwischen einem tobenden Meere und einer zärtlichen Mutter mit ihrem kleinen Kinde! — Welch ein Unterschied ist zwischen Virgil's Venus im Walde bey Karthago und zwischen Milton's Raphael

im

im Paradiese, und Klopstocks Eloa am Throne Gottes? Zwischen Aeneas Traum, und zwischen den der Athalia von Racine? Milton's Satan, der sein neues Reich überschaut, ist weit erhabener, als Juno, die an der Welt Ende, nach Aethiopien reist.

Die christliche Hölle hat schon den Vorzug vor der heidnischen, daß die Teufel selbst mit leiden müssen. — Pluto und seine Richter, die Parcen und Furien, befanden sich wohl. — Aber ganz eigen ist dem Christenthume sein Fegefeuer, eine so reiche Quelle der schönsten Dichtungen, theils in sofern die Züchtigungen desselben recht eigentlich nach den Vergehungen des Lebens gemodelt sind, theils in sofern aus dem Einflusse der Lebenden auf den Gang dieser Züchtigungen durch ihre Opfer und Gebete die rührendsten Schilderungen entlehnt werden können. — Im Paradiese des Christenthums leben die Seligen bey Gott und den Engeln — im Elysium sind sie allein unter sich.

Nur sollten die Dichter immer noch in die Freuden der Seligen einige übriggebliebene Wünsche und gewisse Anwandlungen von Traurigkeit mischen, weil ganz glückliche Wesen die menschliche

Buch 6. Die Bibel und Homer. — Die Bibel ist das wunderbarste aller Bücher; sie weiß den Anfang und das Ende der Welt; sie ist der Grund aller menschlichen Wissenschaft, die Quelle aller Politik, von der patriarchalischen Hausregierung bis zum uneingeschränkten Despotism, und aller moralischen Vorschriften für alle Fälle des Lebens; sie enthält alle bekannte Arten des Styls, welche in ihrer sonderbaren Vereinigung aus so vielen einzelnen sie denn doch unendlich von allen menschlichen unterscheiden. Es sind indeß besonders drey Hauptarten des Styls in der Bibel sichtbar: der historische, in der Genesis, Deuteron., Hiob rc.; der poetische, in den Psalmen, Propheten, Proverbien, Ecclesiastes rc., und der evangelische im N. T. — Der historische wird bisweilen episch, lyrisch, bukolisch, elegisch; ein so wunderbares Volk mußte auch Jahrbücher mit wunderbarer Sprache haben, um die erzählten Wunder durch ein fortwährendes Inneres zu bestätigen. Gott spricht in dieser Sprache menschlich, und ist doch immer unverkennbar Gott. Liest man Mosis und seines Volks Geschichte in Beziehung auf das Christenthum, so muß man bekennen, daß unter der historischen Wahrheit eine geheimnißvolle liege. — Alles ist Vorbild. Hiobs Jammer und seine Seufzer darüber konnten aus der Natur in und außer ihm nicht entsprungen seyn; er ist das Bild der leiden-

den Menschheit — der begeisterte Sänger dichtete die Grabgesänge Jesu und seiner Märtyrer. — Der poetische Styl der Bibel ist längst in seiner Würde gepriesen worden. — Der evangelische ist der Ton der väterlichen Autorität, vermischt mit brüderlicher Nachsicht, und mit einer Art theilnehmenden Erbarmens von Seiten eines Gottes, welcher zu unserer Befreiung sich herabließ, ein Sohn und Bruder der Menschen zu werden.

Ueber die Schönheiten der Bibel ist so viel kommentirt worden, daß man sie nur noch durch eine Vergleichung mit den Schönheiten der Profanscribenten bestätigen kann. Homer und die Bibel können verglichen werden*): 1) in ihrer Einfachheit in Gedanken und Ausdruck. Die Bibel gleicht in ihrer Einfachheit einem alten Priester; welcher, reich an aller göttlichen und menschlichen Wissenschaft, aus dem Innersten des Heiligthums die bestimmtesten Orakel der Weisheit dictirt; Homer ei-

*) Homer und die Bibel sind schon durch den ganz verschiedenen Genius ihrer Sprachen sehr abweichend. Er liegt in einzelnen Worten oft recht klar ausgedrückt. Der

nem alten Reisenden, der am Heerde seines gastfreien Wirthes alles erzählt, was er in seinem langen unstäten Leben erfahren hat. 2) Alter der Sitten. Die Gastfreundschaft, welche Homer schildert, ist local und politisch; die biblische moralisch und allgemein. Alle Geschäfte des Lebens, ein Eid, eine Rede, eine Hochzeit, rc. gehen unter Geräusch vor sich; die Bibel thut es mit zwey Worten ab. Das Einfachere ist allemal das Aeltere. 3) Erzählungston. Homer erzählt stets mit Digressionen, Beschreibungen, festen Epitheten; die Bibel mehr gedanken- als wortreich, schnell fließend, ohne schmeichelnde Beiwörter. 4) Beschreibungen. Homer ist weitläufig und malt aus; die Bibel läßt einen Zug erblicken, aber er bezeichnet das Ganze vortreflich. Beispiele dieser 4 Punkte: Odyss. 8, 83 ff. vergl. Genes. 43, Odyss. 16, 177 ff. vergl. Genes. 44, 27. u. 45. Iliad. 1, 247—62. vergl. Genes. 47, 9. 5) Vergleichungen. Homer ist zu umständlich, seine Vergleichungen werden beinahe besondere Gemälde; die Bibel ist kurz und zeichnet die Aehnlichkeit treffend mit einzelnen Benennungen: Löwe, Sturm, Feuersbrunst rc. 6) Erhabenheit. Im

Gedanken, mit welchen oft die Trivialität des Worts sonderbar kontrastirt. — Iliad. 18, 204. vergl. Jes. 12, 1. 2. 18. Odyss. 20, 351—57. vergl. Hiob 4, 13—16. Iliad. 17, 55. 56. vergl. Hiob 15, 33. „Die Bibel, sagt der heil. Gregor. d. Gr., hat in „in ihrer Aussenseite etwas anlockendes selbst für „Kinder, und in ihren tiefen Geheimnissen Stoff „zur Bewunderung für die tiefsinnigsten Geister. „Sie gleicht einem Flusse, dessen Wasser an eini„gen Orten so flach ist, daß ein Lamm durchgehen „könnte und an andern Orten so tief, daß selbst „ein Elephant würde schwimmen müssen."

Band III. Einfluß des Christenthums auf schöne Künste und Wissenschaften. — Buch 1. Schöne Künste. — Musik. Das Christenthum hat den Gesang ungemein befördert — der gregorianische Gesang — auch ist es in sich selbst melodisch, weil es die Einsamkeit liebt und seinen Gesang gern mit den wirklich religiösen Gesängen des Waldes und seiner Bewohner vermischt. Das Christenthum hat die Orgeln erfunden; von ihm ward die Musik in den barbarischen Mitteljahrhunderten erhalten. — Malerey. Das Christenthum lehrt Gott selbst für den Urheber der Malerey ansehen, und giebt den Künstlern ein weit vollkommeneres und göttlicheres Ideal der Schönheit, als jede andre Religion; es giebt der menschlichen

Gestalt dadurch, daß es die Leidenschaften aus dem Herzen vertreibt, einen erhabneren Ton und bringt dadurch mehr geistigen Ausdruck in alle Muskeln. — Die Bildhauerey erfuhr dieselben Wirkungen; darum sollten christliche Bildhauer nicht mehr Kadaver u. dgl. auf die Monumente setzen. — Baukunst. Das Christenthum lehrte Hospitäler bauen — Hôtel des Invalides in Paris, und die Kirchen im gothischen Geschmacke — den man doch ja nicht mit dem griechischen vertauschen sollte.

Buch. 2. Wissenschaften. — Philosophie. Das Christenthum hat sich nie der wahren Wissenschaft widersetzt, wohl aber dem übertriebenen Stolze auf dieselbe, gerade so, wie Baco, Pascal, Newton, Descartes, Büffon, Condillac, sehr klein von der Größe des menschlichen Wissens dachten. Freilich thaten die Priester des Christenthums bisweilen unerlaubte Schritte — aber diese sollte man nicht ihm selbst zurechnen. — Die Astronomie und Mathematik leiten mittelmäßige Köpfe und unüberlegte junge Leute immer zum Atheism; daher ist die Warnung der Religion vor menschlicher Weisheit sehr nöthig. — Chemie und Naturgeschichte, beide ohne Religion getrieben, vernichten für den, der sich mit ihnen beschäftigt, die Schönheit der Natur, weil diese nicht in den Kör-

Pascal und Labruyere, waren sehr religiöse Männer. Sie würden nicht begreifen können, wie man eine Moral ohne Religion in unsern Tagen hat begründen wollen. Nur um seiner Gedanken vom Menschen und dem Sündenfalle willen mußte sich Pascal von Voltaire noch sagen lassen: il etoit un fou, né un siècle trop tôt.

Buch 3. Geschichte. Es giebt keinen bessern Pragmatism, als den religiösen; wer mit diesem schreibt, wird die beßte Aufklärung in die oft unauflösliche Verwickelung der Dinge bringen, weil er in allem eine wirkende Ursache mit Sicherheit sieht. Ueberdieß bringt der Name Gott in den Styl eine gewisse Erhabenheit (weil man ohne Religion wohl Geist, aber nicht Genie haben kann) und in die Erzählung eine Glaubwürdigkeit, welche der sophistische Schriftsteller nie erreicht.

Buch 4. Die Beredsamkeit hat durch das Christenthum einen Kreis erhalten, von welchem die alte Rhetorik gar nichts wußte. Gegenstände sind ihr wichtig geworden, welche jene als unfruchtbar bey Seite liegen ließ. Eigenthümlich ist ihr der evangelische Ernst und die heilige Schwermuth, welche sie begeistert. Die Religion machte von jeher die größten Redner. — Ueberhaupt ist

Kreis; als Redner verstopft er sich alle Quellen des Erhabenen. So giengs Voltaire'n; darum übertreffen ihn Büffon und Rousseau. Jener respektirte wenigstens die Heiligkeit des öffentlichen Cultus, und dieser hatte sich selbst ein Schattenbild einer Religion geschaffen, welche, wenn auch nicht christlich, doch dem Christenthume abgeborgt war. Der größte Mann des 18ten Jahrh. war Montesquieu; und er ward es durch seine Religiosität.

Buch 5. Harmonieen der christlichen Religion mit den Scenen der Natur und den Wünschen des menschlichen Herzens. — Physische Harmonie. Der höchste Grad von Cultur soll den Menschen gerade wieder in den Zustand bringen, in welchen ihn vor aller Cultur die bloße Natur gesetzt hatte; er soll das, was er da ohne seine Mitwirkung gleichsam durch Instinkt wurde, nun durch moralische Anstrengung seines Willens werden. Das wirkt die Religion — durch sie geführt suchten die ersten christlichen Anachoreten, ohne alles geläuterte Kunstgefühl, doch gerade die Plätze für ihre Einsiedeleien, welche nur immer die beßten Landschaftsmaler, Claude Lorrain und le Notre würden gewählt haben, in den thebaischen Wüsten, auf dem Libanon ꝛc. — Moralische Harmonieen. — Die kunstlosen, dem Volke theuern

verboten — das Vernehmen der Stimme der Abgeschiedenen im Seufzen des Windes, das Erblicken nächtlicher Erscheinungen, die Wallfahrten nach Hülfe zu den Heiligen — zeigen vortreflich, wie innig sich das Christenthum an die tiefsten Empfindungen des menschlichen Herzens anschließe. Je mehr ein Cultus solche populäre Gottesdienste hat, desto poetischer ist er. — In den Ahnungen der Liebe und Freundschaft von dem Tode ihrer nahen und fernen Geliebten gab die Religion der Freundschaft einen Antheil an dem eigenthümlichen Vorrechte Gottes, die Zukunft zu sehen. — Der Glaube an die segensvolle Gegenwart eines im Hause alt gewordenen Dienstboten — eine Art von Verehrung der lares — der Glaube, daß der glückliche Bösewicht mit dem Teufel im Bunde stehen müsse, und daß ihn überall Gespenster verfolgen, daß jede Veränderung in der Natur und dem Menschenleben unter der Leitung eines Schutzengels erfolge — dieser Glaube hätte Schutz und Achtung auch von uns noch verdient.

Buch 6. Dramatische Schilderung dieser Harmonie des Christenthums mit der Natur und dem menschlichen Herzen — in der Geschichte zweier

Er wird gefangen — eine christliche Wilde rettet ihn vom Tode, ohne jedoch seiner und ihrer dringenden Liebe folgen zu dürfen, weil sie ihrer sterbenden Mutter geloben mußte, sich mit keinem Heiden zu verbinden. Um den Kampf zu endigen, nahm sie Gift, und erfuhr es zu spät, daß der Missionär, zu dessen Einsiedeley sie ihre Flucht führte, sie von diesem Gelübde hätte entbinden können.

Band IV. Einfluß des Christenthums auf den Cultus.

Buch 1. Kirchen, Verzierungen, Gesänge, Gebete, Feste u. s. w. Schon die, den Heiden unbekannte, Glocke, die uns zum Tempel ruft, hat eine unglaubliche Macht zur Erregung heiliger Empfindungen. Manches nächtliche Verbrechen, manchen atheistischen Leichtsinn, zerstörte ihr Schall. — Alle Kleidungen der katholischen Priester, alle Geräthschaften und Verzierungen ihrer Tempel erinnerten an das Alterthum, an die Natur, an die Geheimnisse der Religion. — Es ist kein Vorwurf, daß die Gesänge und Gebete der katholischen Kirche lateinisch sind. Dieß Bestehen einer Sprache in allen Ländern und Zeiten ist ein schönes Bild des Unveränderlichen, an den sie gerichtet sind; und das Unbekannte. Unbegreifliche

Die Sonntagsfeier, nach sechs Arbeitstagen, woher sie immer rühre, ist die weiseste Einrichtung. Auch erfolgen alle die größten Veränderungen in der Natur nicht nach dem merkantilischen Decimal- sondern nach dem Sexímalsystem. Der Tag der allgemeinen Ruhe wird gefährlich, wenn er nicht zugleich religiös gefeiert wird. — Bey den christlichen Festen ist alles auf die Moralität berechnet, und mit der Natur im Einklange. — Die Leichenfeierlichkeiten hat das Christenthum treflich angepaßt dem Range der Gestorbenen — Monarchen, Krieger, Reiche, aber auch den Schnitter und Tagelöhner — ehrt sie nach ihrer Art. — Die Fürbitten für die Todten sind Meisterstücke der lyrischen und der elegischen Poesie. — Das Fest aller Todten, den Leichenzug des ganzen Menschengeschlechts konnte nur die christliche Religion anordnen, so groß ist der Gedanke daran.

Buch 2. Die Gräber. — Auch an den Gräbern weilt das Christenthum, um sie zu verschönern. Das wird recht deutlich durch eine Vergleichung der Gräber in den Zeiten und Ländern des Polytheismus. Die christliche Religion überall so auch hier sublim, sammelt die Asche ihrer Gläubigen im Tempel des Herrn. Dieß verkürzt das

verlängert. Es ist grausam, die Denkmäler der Todten von allem Anblicke der Lebenden zu entfernen, und wohl gar durch Hunde bewachen zu lassen. Reizend und rührend ist der Anblick eines Dorfkirchhofs in der Schweiz, England, Italien. — Phantasie bey den Gräbern der Könige in St. Denys.

Buch 3. Allgemeiner Hinblick auf den Priesterstand. — Jesus erschien allgemein erwartet, und unter den günstigsten Umständen, daher die schnelle Verbreitung seiner Lehre, welche von Gott war. „Denn wer es dahin brachte, daß man ein Kreuz anbetete, wer die leidende Menschheit und die verfolgte Tugend zum Gegenstande ehrerbietiger Verehrung erheben konnte, der mußte selbst Gott seyn. — Bey seinem Abschiede hinterließ er seine Apostel, sie waren die neue Kirche, welche wunderbar wuchs, Petrus war ihr erstes Oberhaupt, dessen Nachfolger eine unzerrissene Kette von 18 Jahrhunderten machen. Mit den Bischöffen entstanden die Diakonen, die Metropolitanen, oder Erzbischöffe. Aus den Rathgebern der Päbste bildete sich das Kardinals-Collegium; und aus dem der Erzbischöffe entstanden die Domherren-

durch die feurige Liebe zu Gott, oder durch wichtige Begebenheiten an gewissen Orten oder auch durch die Furcht vor Feinden bevölkert. — Die Ordensregeln sind gerade das, was die Schulen der griechischen Philosophen waren; sie sind Meisterstücke der Kunst, Menschen zu regieren; gerade die strengsten haben am längsten bestanden. Mit Recht sind die Klostergelübde unauflöslich. Denn macht nicht eben das Schwanken des menschlichen Willens sein Unglück? Der Mensch bedarf eines starken Zügels. Eine Uebersicht und Lobrede der wichtigsten Mönchsorden ist im 4ten und 5ten Kapitel enthalten. —

Buch 4. Die Missionen. Als nach Europa's völliger Bekehrung zum Christenthume den Predigern des Glaubens nichts mehr zu thun übrig war, wandten sie sich aus edlem Eifer für dasselbe zu fernen heidnischen Gegenden, und mit Gefahr ihres Lebens, mit der Aussicht für einen schrecklichen — und doch unberühmten Tod — unternahmen sie das schwierige Werk. Alle Missionen waren berechnet für die Levante, Amerika, Indien und China. — Die Geographie, die Naturgeschichte, die Cultur der Wilden, verdanken den Bemühungen der Missionäre ihre bedeutendsten Fort-

bewirken, was ein einzelner Mönch mit seinem Brevier und Rosenkranz that.

Buch 5. Die Ritterorden. Auch diese herrliche Erscheinung gehört dem Christenthume; denn auch die kriegerischen Ritterorden, ob ihre Helden gleich immer nur von Liebe reden und Heirathen, kommen ursprünglich vom Christenthume.

Buch 6. Von den Verdiensten der christlichen Religion und des Priesterthums um die menschliche Gesellschaft überhaupt. — Um die Unermeßlichkeit der Wohlthaten des Christenthums recht zu fassen, muß man sie ins Einzelne verfolgen, einzeln die von ihm veranlaßten Erleichterungen menschlicher Noth, Beförderungen der Wissenschaften rc. rc. sich entwickeln. Welch eine Menge Hospitäler für die verschiedensten Arten von Unglücklichen —! Unendlich manchfaltig sind die Züge wahrer Herzensgröße, welche bey diesen Stiftungen hervorleuchteten. Die Erziehung und Aufklärung durch Wissenschaften war das Werk der Priester. Sie unterrichteten aus bloßer Liebe, nicht ums Brod. Die erste der christlichen Universitäten Paris ward um des Christenthums willen gestiftet, und nach ihr alle andre. Die Gelehrsamkeit verdankt besonders den Benedictinern

kann die Benedictinermönche ersetzen; und unwiderbringlich ist der Verlust der Jesuiten für die Bildung großer Köpfe. Die kleinen Uebel, für deren Urheber man sie hält, verschwinden völlig in Vergleichung mit dem Nutzen, den sie stifteten. Und dieß alles unter der Oberaufsicht der Päbste. — Auch der Ackerbau kommt vom Priesterstande her; denn wüste Ländereien waren gewöhnlich das erste Eigenthum der Klöster, und erst aus diesen kam die Kenntniß des Ackerbaues zu unsern Vorfahren. Das Fleischverbot bey mehrern Mönchsorden hatte gewiß häufig die sehr gut ökonomisch berechnete Schonung des Zuchtviehes zum Grunde. Die Priester giengen auch sehr oft mit ihrem Beispiele in der Arbeit voran. Von jeher gedieh der Landbau unter geistlichen Herrschaften am besten. Von wie viel Dörfern und Städten waren nicht Mönche die ersten Erbauer! Die ersten Landstraßen, Brücken und Gasthäuser haben Priester angelegt. Dadurch wurden die Wallfahrten sehr erleichtert, welche an sich selbst ein treffliches Mittel der Aufklärung für den gemeinen Mann waren, weil alles Reisen belehrend ist. — Die Kreuzzüge sind die Grundlage des ganzen europäischen Handels. — Ungemein groß war von Jahr zu Jahr der Einfluß des Christenthums auf die Civil- und Criminalgesetze. — In Hinsicht auf Verfassung und Verwaltung des Staats hat die Gewalt

walt der Priester, wie es den ersten Grundsätzen der Politik gemäß ist, dem rohen, wilden Geiste der Völker Sanftmuth und Ruhe entgegengesetzt, immer war sie der Vertheidiger der Niedern im Volke gegen die mächtigen Unterdrücker. Ohne die Päbste wäre Europa unter türkischer Hoheit, und ihr, wenn auch bisweilen zu weit getriebener, Widerstand gegen die Könige und Kaiser verhinderte diese, Tyrannen ihrer Völker zu werden. Das Christenthum hat die repräsentative Regierungsform durch die drey Stände, welche Tacitus eine schöne Chimäre nannte, realisirt. — Ueberhaupt hat das Christenthum den Menschen aus einem bloß physischen — zu einem moralischen Gegenstande der Regierung gemacht, was bey keinem alten Volke der Fall war; es hat die moralische Gleichheit der Menschen gepredigt; es hat, was keine Philosophie konnte, die Sklaverey aufgehoben. — Und **was würden wir seyn, wenn das Christenthum nicht gekommen wäre?** Fürchterlich war das Sittenverderben unter den römischen Kaisern, und der Umsturz ihres Reichs war eine ganz natürliche Folge davon. Unter der Rohheit der Barbaren, welche sich die Geißeln Gottes nannten, wie hätten sich da die Wissenschaften und Künste erhalten sollen? Kein politischer, philosophischer,

einer unermeßlichen Anzahl von Einzelnen, durch alle 3 Welttheile zerstreuten, für denselben Zweck thätigen Menschen; und diese stiftete das Christenthum. — Die Moral des Christenthums wird einst gewiß noch die allgemeine Politik aller Regierungsarten (außer bei'm Despotismus) werden; denn nur sie kann die Mängel ersetzen, welche sich in jeder Regierungskunst immer finden — sie lehrt den Menschen über sich selbst herrschen. —

Und so führt denn diese Apologie des Christenthums auf dasselbe Resultat, zu welchem frühere Apologeten auf andern Wegen gelangten: „Das „Christenthum ist vollkommen, die Menschen sind un„vollkommen; nun aber kann eine vollkommene Wir„kung aus einer unvollkommenen Ursache nicht ent„springen; mithin ist das Christenthum nicht durch „Menschen entstanden. Verhält es sich aber wirk„lich so, so kann es nirgends her, als von Gott „gekommen seyn; ist es von Gott gekommen, so „konnten es die Menschen nur durch Offenbarung „kennen lernen; und so folgt denn, daß das Chri„stenthum eine geoffenbarte Religion sey."

Der Vte Band, unter dem Titel eines Appendix, enthält theils weitläufigere Citate, theils

Glaube an Trinität, Auferstehung — liegen soll und eine weitläufige Entwickelung der jüdischchristlichen Lehrsätze aus der jüdischen Mythologie, vom Pater Bouchet S. 6—35. Ferner zeichnet sich aus ein Versuch, das Daseyn Gottes metaphysisch: aus der Materie, der Bewegung und dem Denken zu erweisen; S. 46—81. Alles übrige besteht aus kurzen Erläuterungen und Nachweisungen, wovon die bedeutendste aus Robertson's Geschichte von Amerika entlehnt ist, um die Schuld der Entvölkerung von Amerika von den die Entdecker begleitenden Missionarien abzuwälzen.

Nachtrag des Herausgebers.

Man wird aus diesem Auszuge leicht einsehen, daß der kenntnißreiche Chateaubriand wahres und falsches unter einander gemengt, und Christenthum mit der katholischen Religion verwechselt hat. Selbst dem rohesten Aberglauben und entschiedenen Mißbräuchen der katholischen Kirche weiß er eine gefällige Seite abzugewinnen und diese mit den lebhaftesten Farben einer glühenden Phantasie zu malen. Kein Wunder, daß dieses Buch in Frankreich so viel Sensation machte und nicht wohl unterrichtete Leser täuschte. Aber den Geist der Religion kennt Chateaubriand sicher nicht.

Dieß bedarf nach dem hier gelieferten Auszuge keines Beweises für Protestanten. — Wenn aber Chat. hier der katholischen Form des Christenthums zu viel zuschreibt, so setzen neue protestantische Gelehrte das Christenthum, als positive Religion, zu sehr herab und wollen nur einen Vernunftglauben zulassen. Der Verfasser des folgengen kurzen Aufsatzes macht einen Versuch, beide Parteyen unsers Zeitalters auszugleichen; und in sofern ist diese Bemühung lobenswerth. Eine andere Frage ist, ob dem Hrn. Vf. seine Absicht gelungen sey? Eine kleine Nachschrift zu dem folgenden Aufsatze, welche die Ansicht des Herausgebers enthält, liefert vielleicht wenigstens einige Materialien zur Erleichterung dieses Urtheils oder veranlaßt gar eine bessere Auflösung dieses Problems. — Historisch bemerken wir nur, daß der Hr. Verfasser kein ordentlicher Mitarbeiter am theol. Journal ist, obgleich jetzt ein angesehener Religionslehrer in einer berühmten Königsstadt. Aber ein andrer würdiger Mitarbeiter hat diesen Aufsatz schon vor einigen Jahren zu beliebigem Gebrauche eingeschickt; und wir hatten ihm schon lange des Contrastes wegen diese Stelle hinter jener Recension des Chateaubriand zugedacht. — Da der Hr. Verf. kein eigentlicher Mitarbeiter ist, und der Herausgeber sich in diesem Falle eine Revision (s. Vorrede zu St. 1. dieses Journ.)

 vor-

vorbehalten hat, so wird die kurze Nachschrift um so weniger auffallen.

G.

IX.

Ueber das Christenthum.

Περι της αἱρεσεως ταυτης γνωστον εστιν ἡμιν, ὁτι πανταχου αντιλεγεται.

Ap. Gesch. 28, 22.

Daß die christliche Lehre von ihrer Entstehung vielen Widerspruch erfahren habe, wird niemand läugnen, dem nicht entweder Kenntniß der Geschichte oder Unpartenlichkeit mangelt.

Die Ursache dieses Widerspruchs ist zum Theil darin anzutreffen, daß eine neue Lehre vorgetragen wurde, welche, als eine solche, sich von allen bisher bekannten durch gewisse Behauptungen, oder auch durch allerhand Gebräuche unterschied, und unterscheiden mußte; aber auch zum Theil, und vielleicht zum größern, darin, daß die Lehrer der ersten Zeiten keinen andern Glauben neben dem ihrigen aufkommen lassen wollten. Wahrscheinlicher Weise würden weniger Verfolgungen über die Chri-

Christen ergangen seyn, wahrscheinlicher Weise würde auch Julian, welchem es um den Wohlstand seines Reichs zu thun war, sich gegen die Christen anders betragen haben, wären die Vorsteher derselben duldsamer und weltklüger gewesen.

Derer, welche behaupteten, daß das Christenthum seinen Ursprung dem Betruge des Stifters und der ersten Lehrer desselben zu verdanken habe, sind nur wenige gewesen. Man mußte zu sehr seine Zuflucht zu gewagten Muthmaßungen und zu handgreiflichen Erdichtungen nehmen, wenn man diesen Beschuldigungen einen Anstrich der Wahrscheinlichkeit geben wollte. Je heftiger diejenigen sich ausdrückten, welche dieser Meinung zugethan waren, je mehr sie schmäheten oder spöttelten, um desto weniger Beifall konnten sie nach dem Urtheile aller Vernünftigen davon tragen.

Scheinbarlich gelinder, aber im Grunde gefährlicher sind die Angriffe auf das Christenthum in den spätern Zeiten geworden. Man ließ die Ehrlichkeit des Stifters und seiner ersten Gehülfen gänzlich unangefochten. Man räumte ein, sie hätten die reinsten Absichten gehabt, die Menschen zur Tugend zu leiten, und die Welt dadurch zu beglücken. Aber die Lehren, welche sie für das Eigenthum des christlichen Glaubens ausgäben, wären, wenn man anders nur in den rechten Sinn

derselben eindränge, nichts weniger als neue, sondern lägen schon im Bezirke der natürlichen Erkenntniß des Menschen. Jesus habe sich lediglich einer andern Sprache und andrer Wendungen bedient, den Wahrheiten der Vernunft einen leichtern und tiefern Eingang in die Gemüther seiner Zeitgenossen zu verschaffen. Die sonderbaren Ereignisse, welche während seines Lebens und in den ersten Zeiten der Verkündigung seiner Lehre sich zugetragen hätten, wären entweder aus einer Begierde, desto mehr Aufsehen zu erregen, anders, als sie sich begaben, erzählt, oder aus einer Unkunde natürlicher Ursachen, welche den damaligen Zeiten sehr verzeihlich war, wunderbaren Einwirkungen des höchsten Wesens zugeschrieben. Die Entstehung des Christenthums sey daher ganz natürlich, und der Inhalt desselben löse sich, wenn man sich hier nur nicht an den buchstäblichen Sinn desselben kehre, zuletzt in die natürliche Erkenntniß auf.

Das Christenthum stützet sich in zweierley Hinsicht auf Geschichte. Daß ehemals gewisse Men-

der Geschichte nicht, daß eigentliche Beweise, welche eine beständige Kraft, den Menschen die Ueberzeugung abzunöthigen, ja abzudringen in sich schließen, geführt würden. Immer findet man bey näherer Ansicht nichts anders darin, als größere oder geringere Wahrscheinlichkeit, welche niemals strenge Gewißheit heißen oder werden kann. Man wird darum auf Zuverlässigkeit in seinem Glauben, auf eine solche nämlich, welche über jeden Zweifel erhaben ist, Verzicht thun müssen, wenn man den Entschluß fasset, sich allein an Geschichte zu halten. Man würde sich keine Bürgschaft geben können, ob nicht die Wahrscheinlichkeit, welche gegenwärtig so viel über uns vermag, zu einer andern Zeit weniger über uns vermögte. Denn die bloß subjective Gewißheit, obschon sie dem Grade nach zuweilen in einem Individuum die objective übertreffen kann, wird sich doch nie so gleich bleiben, wie die zuletzt genannte.

Um deßwillen muß schon jeder Unbefangene wünschen, es möge außer dem Geschichtsglauben, [für welchen sich gemeiniglich der größere Theil der Menschen aus sehr begreiflichen Gründen erklärt] wozu wir durch das Christenthum aufgefordert werden, noch einen andern geben, welcher

wißheit gegenüber stehet, unabhängig sey. Wenn nun ein solcher angetroffen wird, welcher nicht im gewöhnlichen Sinne ein Glaube heißt, weil man sich, um ihn hervorzubringen, auf fremde Zeugnisse verläßt, sondern welcher mit der Natur des Menschen auf das innigste zusammenhängt und aus derselben so hervorgehet, daß niemand im ganzen Umfange des Worts ein Mensch seyn kann, der nicht von seiner Vernunft, wofern er sich ihrer bedienen will, genöthiget würde, sich dazu zu bequemen, so würde dieser unstreitig gewisser, in sofern er sich auf die einem jeden Menschen eigne Beschaffenheit gründete, allgemeiner, nothwendiger, und darum schätzbarer seyn. Freilich würde dieser Glaube nicht in dem Verstande ein christlicher heißen können, in welchem das Wort christlich sonst genommen wird. Er würde ein Vernunftglaube, ein Glaube an gewisse Wahrheiten seyn, die aus der Zergliederung der menschlichen Vernunft hervorgezogen würden; aber ein Glaube, welcher sich mit dem christlichen vertrüge, mit ihm vereinigt, gleichsam verschwistert würde, so daß er sich jenem im Wesentlichen immerdar beigesellte und ihn verstärkte.

Wenn die verschiedenen sogenannten Religions-

oder stillschweigend, über gewisse Sätze einverstanden haben, von welchen sie sämmtlich ausgehen. Diese sind aber keine andern und können keine andern seyn, als der Glaube an einen Gott, den man zur Erhaltung und Beförderung der Sittlichkeit für unentbehrlich achtet. Alle sind also davon überzeugt, daß es Gründe gebe, sich zu einer Religion zu verstehen, ehe sie noch von dem besondern Glauben reden, zu welchem sie sich bekennen. Dieser kann nun entweder eine veränderte Vorstellung des höchsten Wesens, welches zu verehren man vorgiebt, einschließen, oder er kann gewisse Gebräuche, als zu diesem Glauben gehörig, verlangen. Welches von beiden der Fall nun seyn mag, so räumet man doch ein, daß die verschiedenen Arten des menschlichen Religionsglaubens im Grunde nur Modificationen desjenigen Glaubens sind, welchen die Natur des Menschen, oder welches einerley ist, die Vernunft ihm auferleget.

Sonach hat man das Christenthum anzusehen, wie jede andere Religionsparten. Es gründet sich auf einen Glauben an ein höchstes Wesen, welcher aus der Beschaffenheit der menschlichen Natur

nicht aufheben. Es beruft sich auf einen Menschen, welcher zu einer gewissen Zeit das Wesentliche seiner Lehre selbst vorgetragen, zugleich aber auch in dem Schooße einiger Vertrauten niedergelegt habe, damit es nach seiner Entfernung von ihnen rein erhalten würde. Es fordert, um sich auch im Aeußerlichen von andern Secten zu unterscheiden, die Beobachtung einiger Gebräuche, welche mehr oder weniger dazu dienen, die, welche sich zu dieser Lehre bekennen, an den Inhalt derselben zu erinnern, ihre Gesinnungen und ihr Verhalten demselben gleichförmig zu ordnen. Alles dieses hat es mit andern Parteyen gemein, und sollte darum, wie jede andere derselben, ohne Widerspruch geduldet werden.

Nach dieser Voraussetzung ist es nicht zu gestatten, daß Jemand, weß Glaubens er auch sey, die Urkunden der christlichen Lehre nach seinen vorhergefaßten Meinungen drehe, oder den Sinn derselben in sie hineintrage. Das Christenthum soll nach den biblischen Schriften des neuen Testamentes beurtheilt werden. Darum darf niemand vorher gefunden haben, was er erstlich finden will,

christlichen Glauben völlig angemessen wären, was würden wir dazu sagen? Wir würden behaupten, daß er seines Zweckes verfehle, und daß sein Unternehmen gar kein Verdienst haben könne. Um zu wissen, was Christenthum sey, sollte man einen Menschen von reifem Verstande, von hinlänglicher Sprachkunde, von entschiedner Unpartheylichkeit, wenn möglich, frey von aller Bekanntschaft mit irgend einem System der theologischen Thetik, die Quellen der christlichen Lehre durchforschen lassen. Von ihm dürfte man erwarten, zu erfahren, was zum Christenthume gehöre: zu erfahren, was man sich von seinen eignen, auch den besten Kräften nicht versprechen dürfte, weil man doch schon längst Partey genommen haben, und sich darum schwerlich in die Lage versetzen würde, als wenn man, gleichsam zum ersten Male, sähe, was eigentlich Christenthum wäre. Ich zweifle nicht einen Augenblick, ein solcher werde den sogenannten Lehrbegriff der Orthodoxen für den ächtchristlichen erkennen. Ich zweifle nicht, er werde die Lehren: von der Dreieinigkeit [1]), von der Menschwerdung Jesu, von der stellvertretenden Genugthuung [2]) desselben, von der Mitwirkung

1) Wohl: aber in welchem Sinne? R.

kung des Geistes Gottes zur Verbesserung der Menschen, von der ewigen Fortdauer der Strafen nach dem Tode u. a. m. als in den christlichen Schriften gegründet, annehmen.

Da das Christenthum nur eine andere Vorstellungsart von dem höchsten Wesen in sich fasset, und dabey auf Geschichte sich stützet, so wird es Niemandem aufgenöthigt werden können. Wie wollte man es sich doch einfallen lassen, Jemanden die Nebenbestimmungen eines Glaubens einzuzwingen, welche niemals, als aus der Vernunft nothwendig entspringend, ausgegeben werden können? Oder, wie dürfte man darauf gerathen, der Geschichte, welche nie die Schranken der Wahrscheinlichkeit überschreiten wird, eine Evidenz anzuvertrauen, die durchaus die Ueberzeugung zur Folge hat, daß das Gegentheil von dem, was man für wahr erkennt, unmöglich sey?

Aber nun kann man aus eben diesem Grunde verlangen, daß das Christenthum denen gelassen werde, welche, sich von der Richtigkeit desselben überführt halten. Niemand wird einem Satze befehlen

tiefer in die Natur der Opfer des Alten Test. ein-

fehlen können, daß er mich überzeuge; es wird lediglich von der ihm zugehörigen Stärke abhängen, dieses zu bewirken. Allein eben so wenig werde ich nun darauf dringen dürfen, daß da, wo keine zwingende Beweiskraft möglich ist, ein Anderer den Grad der subjectiven Gewisheit in sich wahrnehme, welcher mir die Stelle einer Demonstration vertritt. Diejenigen handeln darum sehr unrecht, welche das Christenthum verächtlich machen, und Andere von der Annahme desselben zurückhalten, oder davon abziehen wollen, indem sie selbst sich dazu zu bequemen keinen Willen zeigen.

Die Bemühungen der Philosophen, im Christenthume nichts entdecken zu wollen, was nicht die Vernunftreligion bereits enthalte, können von mehrern Seiten betrachtet werden. Sie können zur Absicht haben, dem Menschen, mit Absonderung alles dessen, was sich auf Erfahrung stützt, was von gewissen Zeiten und Umständen abhängt, zu einer unumstößlichen Gewißheit zu verhelfen. Sie können, um die Religion, was sie freilich seyn sollte, ganz zu einer moralischen zu machen, alles, was mit dem Begriffe des heiligsten und vollkommensten Wesens streitet, aus ihr hinwegnehmen wollen, worüber das eigentliche Christenthum verloren gehet. Sie können aber auch, weil Niemand die reale Möglichkeit eines Wunders

ders darzuthun vermag, auf welchem am Ende jede positive Religion beruht, sagen, die Richtigkeit des Christenthums sey unausgemacht, und müsse unausgemacht bleiben. Nur in sofern dürfe man sich auf die Zuverlässigkeit desselben berufen, als die darin enthaltenen Wahrheiten von der Vernunftreligion gebilligt und angenommen würden, welches, wie man leicht siehet, dann nicht mehr wegen des eigentlichen Christenthums geschähe.

An der Gewißheit, ja an der Nothwendigkeit einer Vernunftreligion wird Niemand zweifeln, wer verstehet, was es mit derselben auf sich habe, und im Ernste darüber gedacht hat. Die Urkunden, aus welchen die christliche Lehre gezogen wird, sind vorhanden, sind seit vielen Jahrhunderten im Posseß, die Quellen des Religionsglaubens der Menschen zu seyn. Man kann nicht läugnen, daß durch den Gebrauch derselben dem menschlichen Geschlecht ein erheblicher Vortheil verschafft worden sey. Warum sollte man nicht der Vorsehung, die wir glauben, dafür danken, daß sie uns mit einem so heilsamen Werkzeuge beschenkt hat? War-

wenn wir fürchten müssen, daß die moralische Religion durch Mißverstehen der christlichen beeinträchtigt werde, wird es Zeit seyn, nicht gegen das Christenthum, sondern gegen die Mißverständnisse darin aufzutreten; so wird man uns nicht nachsagen können, daß ihm von uns widersprochen wird, (αντιλεγεται) wohl aber, daß es von uns gegen alle falsche Auslegungen in Schutz genommen werde.

Nachtrag des Herausgebers.

Der Hr. Verf. unterscheidet mit Mehreren bey dem Christenthume den Geschichtsglauben und den Vernunftglauben. Der erste sey manchen Zweifeln unterworfen, der letzte nicht; doch müsse man den christlichen Urkunden ihren eigenthümlichen Sinn lassen, so gut als dem Koran, und nicht den Vernunftglauben in die Bibel hineintragen; sonst verlöre das Christenthum seinen eignen Charakter; übrigens müsse man jedem seinen positiven Glauben lassen und diesen nicht verächtlich behandeln; die christlichen Urkunden seyen einmal im Besitze, die Quellen des Religionsglaubens so

müsse man — nicht dem Christenthume — sondern diesen Mißverständnissen widersprechen, und dadurch das Christenthum selbst gegen alle falsche Auslegungen in Schutz nehmen. —

Das sind wohl die Hauptgedanken dieses Aufsatzes, die zwar an sich alle wahr sind, aber doch auch zum Indifferentismus gegen die christliche Religion führen könnten. Sollen sie dieß nicht; sollen die christlichen Urkunden kein bloßes Vehikel des Vernunftglaubens für das Volk, sondern selbst sicheres Princip eines vernünftigen Glaubens seyn, und ihre Achtung auch bey Denkern behaupten: so müssen die Sätze nothwendig näher bestimmt, und noch andre Ansichten der christlichen Urkunden geöffnet werden. Dieß ist eben das fehlerhafte so vieler neuer theologischer Schriften, daß das Christenthum, so sehr man auch mit Achtung davon spricht, doch dadurch mehr schwankend, als befestigt wird. In der That muß ein ganz neues theologisches System aufgeführt werden, wenn unsre christliche Theologie in keinen bloßen Rationalismus übergehen, sondern auch als christliche Theologie Consistenz und Consequenz erhalten soll. Der Herausgeber wird daher einen großen Theil seines noch übrigen Lebens diesem Geschäfte widmen. Hier mögen nur einige leitende Ideen theils zu künftigen Untersuchungen, theils zu näherer

herer Bestimmung des obigen kurzen Aufsatzes stehen. —

Es ist wohl sehr wahr, daß man dem Volke seinen Glauben an das positive Christenthum lassen muß, und ihm nicht den Rationalismus aufdringen darf, ohne ihm entweder seine religiöse Ruhe oder gar seine Tugend zu rauben. — Allein was gewinnt die Wahrheit des positiven Christenthums durch diese Vorsichtigkeitsregel? Oder soll diese Wahrheit von dem denkenden Theologen aufgegeben und der Glaube an christliche Offenbarung bloß dem Volke zu seiner Ruhe überlassen werden? Soll vielleicht der denkende christliche Religionslehrer die christlichen Religionsurkunden nur als Vehikel des Rationalismus zu betrachten aus Schonung des Volksglaubens genöthigt seyn, ohne ihnen einen eignen Werth und eine eigne Autorität zuzugestehen? Ist das positive Christenthum wirklich bey allen denkenden Theologen so tief gesunken? Ist die christliche Offenbarung wirklich ohne alle Rettung schon so verloren, daß man es nur dem Volke zu überlassen genöthigt ist? Sind die Argumente gegen die christliche Offenbarung wirklich so evident, daß man sie, ohne sich bey Denkern zu

auch aller Geschichtsglaube an das Christenthum, wie an alle anderen positiven Religionen grundlos seyn sollte. Aber ist denn dieser christliche Geschichtsglaube wirklich so grundlos? und in welcher Ausdehnung? Ganz oder nur zum Theil? Und ist der Vernunftglaube schon deßwegen der allein wahre, weil er das Gemeinschaftliche aller Religionen enthält? Giebt es also gar keinen sichern Glaubensgrund für eine positive Religion mehr? Muß diese schon deßwegen unvernünftig seyn, weil sie positiv ist? Seit wenn ist die Identität des Positiven und der Unvernunft so erwiesen, daß man jede Nicht-Vernunftreligion als solche für eine unvernünftige halten müßte? — Diese Fragen scheinen doch allerdings in unsern Tagen Beherzigung zu verdienen, ehe man über die positive Christusreligion abspricht, und nur aus Mitleid ihre Verehrer schonend behandeln will. — Die christlichen Religionslehrer würden doch in der That eine sonderbare Figur spielen — und spielen müssen, wenn es schon so weit mit der positiven Christusreligion evident gekommen wäre. Ich würde mich schämen müssen, Lehrer einer solchen Religion zu seyn, die ohne allen eignen innern Gehalt und ohne alles eigne Ansehen nur als Vehikel des Vernunftglaubens noch für das Volk brauchbar seyn könnte. Und es wäre nicht zu verwundern, wenn jeder, der nur einiges Ehrgefühl hat, mit dem Studium der Theologie nichts mehr zu schaffen haben wollte, und das Amt, eine solche alles eignen Ansehens beraubte Religion zu lehren, nur Dummköpfen oder fei-

feilen und eigennützigen Sklavenseelen überließe, die um des lieben Brodes willen alles sagten und lehrten, was man nur von ihnen verlangte, und eben so bereit wären, über den Koran als über die Bibel zu predigen. — Aber nein! so weit ist es, nach meiner vollen Ueberzeugung, gewiß noch nicht gekommen. Ich bin fest überzeugt, durch die Vernunft selbst die christliche Religion als eine göttliche Offenbarung begründen zu können, die durch sich göttliches Ansehen hat, und als solche mit der Vernunft auf das genaueste harmonirt. Man unterscheide nur unmittelbare und mittelbare göttliche Offenbarung, wesentlichen und außerwesentlichen Inhalt der christlichen Religionsurkunden, und bestimme nur erst durch unläugbare Grundsätze der praktischen Vernunft, was wirklich Gegenstand einer Offenbarung seyn könne? was nicht? — So kann gewiß ein festes System der christlichen Religion aufgeführt werden, das mit der Vernunft auf das genaueste harmonirt, folglich auch darauf in allen Punkten reducirt werden kann, wenn es gleich als System einer positiven Religion nicht daraus, sondern aus den christlichen Urkunden wirklich deducirt wird! — Die Basis zu einem solchen System gedenke ich in künftigem Jahre in den Prolegomenen zu einer biblischen Theologie — zum Gebrauche meiner Vorlesungen zu liefern und sie

scheiden, ob die Theologie, als solche, sich noch halten lasse, oder ob sie sich bey jedem Denkenden nothwendig in Rationalismus auflösen müsse? Denn in der bisherigen elenden Gestalt, wo sie entweder als Orthodoxie verspottet wurde, oder als Heterodoxie inconsequent erschien, oder doch auf alle Fälle aus membris male disiectis bestand, kann sie nicht länger bleiben.

Gabler.

X.

Zweckmäßiger Auszug aus Ch. W. Oemlers Repertorium über Pastoraltheologie und Casuistik für angehende Prediger. Mit einer Vorrede von Hrn. Dr. Joh. Phil. Gabler, verfertigt von Joh. Wilhelm Loy. Erster Theil. Kempten, gedruckt und im Verlag bey Tobias Dannheimer. 1805. XIV u. 752 S. gr. 8.

Unter allen Producten der fruchtbaren Feder des sel. CR. Oemler's zeichnet sich gewiß dessen Repertorium über Pastoraltheologie und Casuistik für angehende Prediger (in 4 Bänden nebst 2 Supplementbänden) durch vieljährige

lerische Schriften) und dadurch zu bändereich und kostbar, daß nicht jeder Prediger sich dasselbe anschaffen kann; theils will es auch nicht mehr unsern Zeitbedürfnissen und dem Zeitgeschmacke entsprechen. Nicht nur hat sich der sel. Oemler oft wiederholt und viele unnöthige Collectaneen ohne Auswahl wieder abdrucken lassen; sondern er war auch sowohl in liturgischen Verbesserungen, als noch weit mehr in der Dogmatik noch viel zu ängstlich; er hatte bey seinem an sich lobenswerthen Eifer für Beförderung des Christenthums noch zu wenig den reinen Geist der Religion Jesu aufgefaßt. Es gieng dem würdigen Manne wie mehrern wackern alten Theologen. Im praktischen Leben, in seinen Amtsgeschäften zeigte der Mann viel Vernunft; und dieses Gepräge der Lehrweisheit und der Pastoralklugheit haben auch seine meisten Vorschläge und Rathgebungen im Repertorium. Sobald er aber in die Dogmatik gerieth, da hatte sein Vernunftgebrauch ein Ende; als wenn uns die Vernunft nicht überallhin begleiten dürfte oder vielmehr müßte. In diesem Punkte war er zu wenig mit seinem Zeitalter fortgeschritten. — Es war daher zu befürchten, daß dieses reichhaltige Repertorium wegen dieser Flecken und seiner ganzen unserm Zeitgeiste zu wenig zusagenden Einrichtung zum großen Nachtheile des protestantischen Predigtwesens in Teutschland bald ganz vergessen werden möchte. Um dieses unverdiente Schicksal des Oem-

Octavbänden, aus diesem Werke von einem sachverständigen Manne gemacht werden möchte, damit nicht über dem Unzweckmäßigen und für unser Zeitalter Unbrauchbaren dieses Werks der wahrhaft brauchbare Inhalt desselben mit in Vergessenheit käme. Dieser Auszug müßte aber auch mancherley Verbesserungen und Berichtigungen enthalten. Freilich wäre es vielleicht noch besser gewesen, wenn ein praktischer Theolog ein ganz *neues* Werk dieser Art in einer gefälligern und unserm Zeitgeiste entsprechendern Form unternommen hätte. Allein dazu hatte es keinen Anschein.

Es war daher dem Rec. *) sehr angenehm, daß der schon durch sein *protestantisches Eherecht* rühmlichst bekannte Hr. Prediger *Loy* in *Leutkirch* einen zweckmäßigen Auszug aus dem Oemlerischen Repertorium in 2 Bänden zu liefern versprach, und auch davon den Anfang dem Rec. handschriftlich zur Probe zuschickte. Rec. unterließ auch nicht, auf Verlangen einige Bemerkungen und allgemeine Winke über die zweckdienlichste Art der Ausführung eines solchen Plans dem Hrn. Verf. mitzutheilen. Mehreres ließ sich vorläufig ohne indiscrete Beschränkung des Hrn. Epitomators nicht thun. — Nun liegt der ganze *erste* Theil, der von A—J. (incl.) geht, vor uns; und wir glauben, wie wir auch in der kurzen vorangeschickten Vorrede erklärt haben, daß das Publikum

zug aus einem voluminösen und kostbaren Werke (mit jedesmaliger Einschaltung der Supplemente, Zusammenziehung mehrerer Fragen, Auslassung des zu Speciellen, der dogmatischen Artikel u. s. w.); sondern er that noch mehr, als man von einem Epitomator verlangen kann: er berichtigte manches Irrige, formte manche Artikel um, und machte manche schätzbare Zusätze, die er jedoch von dem Eigenthum des sel. Oemler's, wie billig, durch Sternchen unterschied. (Nur hätten diese Sternchen nicht bloß zu Ende eines neuen Artikels oder Zusatzes, sondern auch zu Anfange desselben gesetzt werden sollen; denn so kann man jetzt doch nicht genau bestimmen, ohne das ältere Werk selbst zu vergleichen, was von Oemler, und was vom Hrn. Verf. ist.) Ueberdieß schaltete er in diesen ersten Band drey neue Artikel: Deserteur, Freiheitsliebe, Gemeine, ein. — Es ist zwar leicht vorauszusehen, daß manche auch in diesem Auszuge dieß oder jenes anders wünschen werden; bald wird man noch mehr Oemlerische Ideen ausgemerzt wünschen, bald noch mehr Berichtigungen oder ganz neue Artikel hinzu wünschen. Allein bey solchen Arbeiten kann man es nicht allen recht machen; und man darf auch nicht vergessen, daß ein solches Werk hauptsächlich auf Schwächere und Ungeübtere berechnet seyn muß; denn die Starken bedürfen des Arztes nicht. Die Güte eines solchen Werks muß nach dem Ganzen beurtheilt werden; Zusätze und Berichtigungen kann alsdann jeder noch für sich machen, so viel er will. Doch ist Rec. gesonnen, in einer neuen Vorrede zum zweiten Theile einige Berichtigungen und Zusätze al-

 ler

ler Art, besonders literärische und hauptsächlich in dem etwas zu dürftig ausgefallenen Artikel: Exegese, (so weit es seine Zeit erlauben wird) selbst noch beizufügen.

Doch wollen wir, um dieser Recension ihr Recht anzuthun und zur Behauptung unsrer Unpartenlichkeit, schon hier einiges über diesen ersten Theil bemerken, was uns bey der Durchsicht desselben aufstieß. — S. 202. ist es gewiß eine übertriebene Forderung, „daß ein Prediger Personen nicht einmal aufbieten dürfe, wenn er ihre Ehe für unerlaubt hält." Die Proclamation ist ja weiter nichts, als eine öffentliche Notification, daß gewisse Personen in die Ehe treten wollen, und ein Aufruf, ob jemand etwas dagegen einzuwenden habe. Hat er selbst etwas dagegen, nun so zeige er es bey der obern Behörde an; und dazu wird er durch das Aufbieten um so mehr berechtigt. Wie sollte er also solche Personen nicht mit gutem Gewissen aufbieten dürfen? Etwas anderes ist es mit der Copulation; diese kann ihm nicht gegen sein Gewissen aufgedrungen werden. Proclamation und Copulation scheinen hier also verwechselt worden zu seyn. — Und auch diese Bedenklichkeiten über gewisse Dispensationsfälle werden bey den Predigern wegfallen, wenn sie sich freiere Ansichten über die Mosaischen Eheverbote verschaffen; (vergl. unser Gutachten über die Zu-

gion und nicht Dogmatik. Die Religion kennt keine Unterscheidungslehren, als die des allgemeinen Christenthums. Jedes Gesangbuch muß zwar ein christliches, und kein bloß rationalistisches Gesangbuch seyn, aber deßwegen doch kein dogmatisches und polemisches. — Unter dem Artikel: Proselyten, sind zwar in Ansehung des ihnen zu gebenden Unterrichts viele ältere Schriften angeführt; aber gerade die beßte und für unsre Zeiten allein taugliche Anweisung in den Memorabilien B. I. St. 1. ist ausgelassen. — Die Sprache Oemler's hätte auch hie und da noch verbessert werden sollen: so sagt man nicht mehr, einen Patienten, oder Delinquenten bearbeiten. — Am meisten vermißt man Correctheit des Drucks, besonders in Nämen; der Corrector muß gar nichts von theologischer Literatur verstehen: so viele Namen sind ganz verunstaltet. Der Hr. Verf. hat zwar ein großes Verzeichniß von Druckfehlern angehängt; allein es sind ihm doch noch einige entgangen, z. B. S. 739. Wensdorf, anstatt Wernsdorf. Auch selbst in unsre Vorrede haben sich manche oberteutsche Provinzialismen eingeschlichen, woran wir keinen Theil nehmen, z. B. Bögen, statt Bogen; S. VII. gar leicht, f. zwar leicht. — Doch das sind lauter Kleinigkeiten gegen den vielfachen Nutzen, den wir uns von diesem Werke für junge Prediger versprechen; und wir hoffen auch übrigens, daß der zweite Theil in jeder Rücksicht

XI.

1) Schreiben eines freimüthigen Holsteiners, betreffend: die bei dem Schullehrer-Seminar in Kiel vorgefallenen Begebenheiten. (Mit dem Motto: Röm. 11, 33. Wie unbegreiflich sind Seine Gerichte und unerforschlich Seine Wege.) Hamburg, zu finden in den Zeitungsläden. 1805. 8 S. in 8.

2) Sendschreiben an Se. Hochgräfliche Excellenz, den Hrn. Grafen Friederich von Reventlou[ow], Ritter vom Dannebrog, Geheimen Rath und Curator der Universität Kiel. (Motto: Religion, als äußerliches Mittel zu vergänglichen Zwecken gebraucht, ist, unbegleitet von Aberglauben und Schwärmerey, ohne Wirkung: in dieser Begleitung stiftet sie lauter Böses. Jacobi.) Im Februar, 1805. 64 S. in 8.

3) Antwort auf das Sendschreiben eines Ungenannten an Se. Excellenz den Hrn. Grafen Friedrich von Reventlow, Curator der Universität zu Kiel. (Motto: Euangelii ministros — — hos esse Custodes librorum propheticorum et apostolicorum et verorum dogmatum ecclesiae voluit. Quare diligentiam et fidem in re omnium maxime Deo, Ecclesiae et posteritati praestemus.

4) An den Nabar mit Radt: „Sendschreiben an Se. Hochgräfl. Excellenz den Herrn Grafen Friederich von Reventlau, ꝛc." Van enen Holstener. (Motto: Unde H E. was achter up deme Schepe un sleep up eynem Küssen. Marc. 4.) 1805. 22 S. in 8.

Dieses plattteutsche Schreiben ist auch in die hochteutsche Mundart übertragen worden unter dem Titel:

5) An den Nachbar mit Rath ꝛc. ꝛc. Von einem Holsteiner. — — Aus dem Plattdeutschen ins Hochdeutsche übersetzt von einem Freunde alter deutscher Art. 1805. 16 S. in 8.

Es war zu erwarten, daß die unerwartete Berufung des Hrn. OCR. Hermes von Berlin nach Kiel zum Königl. Dänischen Kirchenrathe und Oberaufseher des Schullehrerseminariums (vergl. die letzte Nachricht im nächstvorhergehenden Stücke dieses Journ. S. 464.*)) im Holsteinischen, besonders in Kiel, große Sensation erwecken werde, auf der einen Seite unter den Altglaubigen und Pietisten große Freude, auf der andern aber unter den Hellerdenkenden eben so großen Verdruß. So ganz entgegengesetzte Empfindungen ließen auch von beiden Seiten starke Explosionen erwarten; diese sind in vorstehenden Flugschriften wirklich erfolgt. Wenn nur auch die gute Sache durch solche Streitschriften etwas gewönne!

In

In N. 1. erzählt der freimüthige Holsteiner kurz die Lage der Sache und mischt verschiedene Klagen ein. An dem vom sel. Kanzler Cramer vor 22 Jahren zu Kiel errichteten berühmten Schulmeister-Seminarium arbeitete vom Anfange an bis jetzt als Hauptorgan der ganzen Anstalt mit unermüdlichem Eifer und glücklichem Erfolge der dortige sehr geschätzte außerordentl. Prof. der Theol. Müller, der aber vielen Leuten zu viel Licht unter seinen Seminaristen verbreitete. Diese Klage führte man auch — erzählt der Verf. — über die dortigen ordentlichen Professoren der Theologie; weßwegen Hr. Kleuker aus Osnabrück als Supernumerarius in die theol. Facultät mit großem Gehalte berufen worden sey [um das Licht zu hemmen?], der aber seit geraumer Zeit kein Collegium zu Stande brächte. Hrn. Prof. Müller habe man zu Anfange dieses Jahres vom Schullehrer-Seminarium entlassen und dafür in die philosophische Facultät versetzt, worüber der wackere Mann tödlich krank geworden sey. Dafür sey nun zum allgemeinen Erstaunen Hermes aus Berlin als Director mit einem Gehalt von 1300 Rthlr. und freier Wohnung berufen worden. Ein Geist mystischer Frömmigkeit wolle nun die Welt zum blinden Glauben zurückführen. In Herzenseinigung mit einem De Luc glaube man in jenem Trismegistus den ersten Menschen gefunden zu haben. Den unersetzlichen Feuerbach habe man gehen lassen — und jetzt hole man einen Hermes! [Wenn es ein Trost ist, socios habuise malorum, so kann es der Uni-

nachrichten eingegangen, daß das Regierungscollegium der teutschen Kanzley in Kopenhagen nicht den mindesten Antheil daran genommen habe. —

Das nachdrückliche und freimüthige Sendschreiben N. 2. an den Hrn. Grafen von Reventlow, als Curator der Universität zu Kiel, verräth einen sehr geistvollen Verfasser, dem Aufklärung und wahre, vernünftige Religiosität sehr am Herzen liegt. Er streitet muthig gegen den drohenden Obscurantismus und Katholicismus in einer kräftigen Sprache, und seine Gedanken sind gewiß aller Aufmerksamkeit werth. Der Verf. hält zuerst dem Hrn. Grafen die Pflichten eines rechten Curators einer Universität vor, schildert alsdann die gegenwärtige Verfassung der Universität zu Kiel, für deren medicinische Facultät zu viel und für die übrigen Facultäten zu wenig geschehe. Die theologische Facultät bringt ihn auf den gegenwärtigen traurigen Hang der höhern Stände zum Mysticismus und dadurch zum Katholicismus, auf den Verfall der Religion und dessen wahre Ursachen, auf den richtigen Unterschied der innern und äußern Religiosität u. s. w. Dieß führt den Verf. auf die Verdienste des Hrn. Prof. Müller's und auf die Würdigung des Hrn. Hermes, welche freilich etwas scharf ausfällt, wohin auch die Beilagen als Belege aus den Schriften Hermes u. a. gehören, wo Hermes natürlich in einem sehr ungünstigen Lichte erscheinet. Zuletzt sucht der Verfasser den Hrn. Grafen auf die traurigen Folgen für Religion und Studium der Theologie aufmerksam zu machen, wenn es dem Hrn. Hermes gelingen sollte, im Holsteinischen Geisteszwang oder gar das berüchtigte

schema

schema examinis einzuführen. — Erlaubte es der Raum, so würden wir einige trefliche Stellen, die den hellen Geist ihres Verfassers deutlich bezeichnen, ausheben; so aber müssen wir unsere Leser auf die interessante Schrift selbst weisen, und wir machen sie nur auf einige trefliche Partien aufmerksam; z. B. einestheils S. 19. über die unverkennbare Tendenz des Zeitalters zum Katholicismus, und doch wieder anderntheils S. 43. über die Unmöglichkeit einer völligen Umwandelung der theologischen Denk- und Lehrweise in einem Lande und einer Zeit — sagt der Verf. — wo selbst in das entfernteste Dachstübchen des einsam wohnenden Landmannes wenigstens einige schwache Lichtstralen gefallen sind. — Nur ist es zu bedauern, daß der Verf. doch hie und da sich gegen den Hrn. Grafen von Reventlow als Curator einen etwas zu starken und anmaßenden Ton, so wie überhaupt manche einseitige und harte Urtheile hat zu Schulden kommen lassen.

Diese Fehler werden nun in der Antwort auf das Sendschreiben ꝛc. N. 3. scharf gerügt; mehrere schiefe Urtheile über die Curatel der Universität werden berichtigt; und besonders läßt sichs der Verf. angelegen seyn, den so gemißhandelten Hrn. Hermes in Schutz zu nehmen und in einem milderen Lichte zu zeigen. — Diese Schrift ist zwar auch mit Feinheit und bitterer Persiflage abgefaßt; aber mit der Schrift, die sie bestreitet, hält sie doch keine Vergleichung aus, weder in

kräftigen Sprache, welche jener von der guten Sache begeisterte Verf. ganz in seiner Gewalt hat. — Man freuet sich zwar hier Hrn. Hermes von einer bessern Seite kennen zu lernen; allein damit ist doch die Berufung desselben zu dem so wichtigen Posten noch lange nicht gerechtfertiget. Denn wenn gleich S. 29 ff. sehr viel zur Vertheidigung des Mannes gesagt wird: so beweiset dieß doch nur so viel, daß er auch verläumdet und zu sehr herabgesetzt worden ist. In seinen Briefen über den Lehrbegriff der protestantischen Kirche steht allerdings sehr viel Wahres und Gutes; und in seinen Predigten ist sogar Beredsamkeit. Aber dessen ungeachtet fehlt es doch dem Manne an gesunder Philosophie und richtiger Exegese und von dem Vorwurfe des Pietismus kann er auch nicht losgesprochen werden; und dieser ist, wenn er consequent ist, (zum Glück ist er aber meist inconsequent) das Grab aller wahren Moralität. Falsch ist es auch, daß Hermes bloß die altchristliche Lehre vortrage (S. 17.). Man weiß ja nur zu gut, wie viele pietistische Spielereyen und Tändeleyen von ihm und Consorten in das Christenthum eingemischt wurden, welche nur dazu dienen konnten, das Christenthum lächerlich zu machen. Und eben so gut weiß man, wie leicht sich hinter dem Mysticismus, der ohnehin zu den auffallenden Zeichen der Zeit, selbst in philosophischen Schulen gehört, der Katholicismus verstecken

Hauptpunkt bey Hrn. Hermes neuer Anstellung übergeht sowohl Ankläger als Defensor, daß nämlich ein Mann von 74 Jahren, wie Hr. Hermes, wohl nicht mehr zur Direction eines Schulmeister-Seminariums taugt; dazu gehört ein Mann voll Leben und Kraft. — Auf der andern Seite aber scheinen doch auch nach S. 25 ff. mancherley Fehler in der Bildung der Schullehrer vorgegangen zu seyn, welche nun ganz entgegengesetzte Anstalten zur traurigen Folge haben. So geht es aber leider immer, wenn die Lehrfreiheit mißbraucht wird; sie wird alsdann, wenn es zur Klage kommt und die Folgen für die positive christliche Religion zu bedenklich werden, wieder zu sehr eingeschränckt. Nach der Versicherung des Verfs haben die Schullehrer der Kirchenlehre gespottet, wohl auch ihrer Pfarrer; und doch bestanden noch viele Gemeinden auf ihrem alten Lutherglauben, den sie sich nicht wollten rauben lassen. Daran handelten diese recht; jedem muß man seinen Glauben lassen, und die Leute nicht aufgeklärter machen wollen, als sie wollen und können. Es war in der That Grausamkeit, Gemeinden ihren alten Glauben zu rauben. Was gab man ihnen denn dafür? Die Regierung handelt alsdann recht, wenn sie auf die laute Stimme der Unterthanen merkt; und die Aufgeklärten haben ihre größere Beschränknng ihrer eignen Unklugheit zuzuschreiben. Das sind immer die traurigen Folgen einer revolutionären Aufklärung. Doch wollen wir hoffen, daß der wackere Hr. Prof. Müller an diesem Aufklärungsunfuge keinen Theil gehabt, und der Verf. hingegen manches hier übertrieben habe. —

Glei-

Gleiche Absicht mit dieser Antwort hat die plattteutsche Schrift N. 4. An den Nabar mit Radt rc., welche N. 5. in das Hochteutsche übersetzt liefert. — Sie ist so naiv geschrieben, daß man unwillkührlich an Asmus erinnert wird. Nur sollte sich der gute Mann nicht so viel um die neuere Theologie bekümmern; er kann sie nicht beurtheilen — er hat dazu zu wenig psychologische und philologische Kenntnisse. Er meint, wenn es zwey Theologieen gäbe, eine alte und eine neue, so wäre wohl die alte Theologie eine Nase, schlecht und recht, als Gott sie geschaffen und zum Athemholen eingerichtet hat; die neue Theologie aber eine gemalte Nase, kraus und zierlich, wie die Gelehrten sie uns drehen; er halte es mit dem Athem, also auch mit der alten Nase. Diese Vergleichung ist freilich witzig; wenn sie nur wahr wäre! Es giebt aber keine von Gott gegebene Theologie; alle Theologie, als solche, alte so gut als neue, ist Menschenwerk — eine von den Theologen gemalte und gedrehte Nase. Nur die moralische Religion ist ein Geschenk Gottes — die von Gott schlecht und recht geschaffene und zum Athemholen eingerichtete Nase. Der Verf. hängt aber noch zu sehr an dem Buchstaben der Bibel — nach Luther's teutscher Uebersetzung. Er spricht viel von unveränderlichem Worte Gottes. Versteht er darunter wahre göttliche Belehrung; wer wird da die Unveränderlichkeit des Wortes Gottes läugnen? Nur ist erst zu beweisen, daß etwas Wort Gottes sey. Versteht er hingegen unter dem Worte Gottes die Bibel, so denkt und spricht er noch mit dem Pöbel; und Ernesti und Töllner konnten

ten ihn schon belehren, daß Wort Gottes und Bibel nicht einerley seyen. — Zuletzt kommt der Verf. auf Hrn. Prof. Müller und seine Seminaristen. Nach den angeführten Proben haben diese freilich sehr unvorsichtig zu reformiren gesucht, oft in Widerspruch mit ihren Pastoren, auf die sie vielleicht stolz herabsahen. [Das ist eine gewöhnliche traurige Folge der Seminarien; die Seminaristen dünken sich überklug, wollen alles besser wissen, verachten andre, wohl gar ihren Pfarrer, und verlernen die Subordination. — Diese Folgen sollten die Directoren bedenken, und ihre Seminaristen vor allem Dünkel verwahren.] Dieses unkluge Betragen der Schullehrer mag eine Mitursache der jetzigen Reforme im Holsteinischen seyn. Gegen Bibel und Landesreligion darf kein Pastor und kein Schulmeister lehren. Und wo dieß dennoch geschieht, da hat allerdings die Regierung das Recht, und die Pflicht, wenn Beschwerden über aufgedrungenen neuen Glauben einlaufen, durchzugreifen, und jedem seine Gränzen anzuweisen. — Man sieht also wohl: von beiden Seiten ist gefehlt worden; jede Partey wollte ihre Theologie, alte oder neue, aufdringen, anstatt nur christliche Religion zu lehren! —

†.

XII.

XII.

Kirchliche und literarische Nachrichten.

I. Fortsetzung des Prediger-Journals für Sachsen.

Der 1ste Jahrgang dieses Prediger-Journals für Sachsen von 1803. wurde schon im 12ten Bande des Neuest. theol. Journals (S. 410 ff.) nach Verdienst gerühmt. Doch hofften wir, daß der Redacteur desselben, Hr. M. Rehkopf, bey der Fortsetzung für immer größeres Interesse sorgen würde. Der Jahrgang 1804. scheint auch wirklich noch besser ausgefallen zu seyn, als jener von 1803. Es fehlt nicht an Manchfaltigkeit in den 12 Monatsstücken unter allen 8 Abtheilungen, die aber in der Folge auf sechs reducirt werden sollen. In der ersten Abtheilung, welche die eigentliche Theologie und Religionswissenschaft begreift, zeichnen sich wieder recht gute Aufsätze aus; z. B. über die Gestalt der Dogmatik in der Lutherischen Kirche seit Morus; über den Begriff der sittlichen Besserung nach Vernunft und Christenthum u. s. w. — Nur klagt der Hr. Redact. über Mangel des Absatzes. Wir wollen wünschen, da doch dieses Journal von manchfaltigem Nutzen für kursächsische Prediger seyn kann, daß diese Klage in diesem Jahre aufhören möge. An Fleiß und gutem Willen läßt es wenigstens Hr. M. Rehkopf gewiß nicht fehlen. —

II. Todesfälle.

1804.

1. Am 16. Jun. starb der zweite Professor der Theologie zu Rinteln, Hr. D. Georg Wilhelm Rullmannn (vorher Professor der Philosophie daselbst) 47 Jahre alt (geb. zu Schlangenbad, 1757.) nach mehrjährigen Leiden. Er machte sich außer mehrern kleinen Schriften und Aufsätzen durch eine Uebersetzung des N. T. bekannt. (s. Meusel, und von s. Leben Strieder's Hess. Gel. Gesch.)

2. Am 12. Jul. st. zu Rinteln der dortige erste Prof. der Theologie, Superintendent und Consistorialrath Hr. D. Joh. Engelhard Kahler, im 75sten Jahre s. A. (geb. daselbst d. 10. Oct. 1729.) — Er war nur durch einige kleine akademische Schriften bekannt *).

3. Am 12. Septemb. st. zu Frankfurt an der Oder (auf einer Reise) der durch seine ungemeine Thätigkeit und Rednertalente berühmte Hr. Ober-Consist.Rath und Ober-Schulrath Joh. Friedrich Zöllner, Propst und Pastor Prim. an der Nicolaikirche zu Berlin, (seit 1788. vorher Prediger an der Marienkirche daselbst,) im 52sten Jahre s. A. (wenn die Meuselische Angabe, daß er 1753. am 24sten April geboren worden sey, richtig ist; denn nach andern Nachrichten ist er 53 Jahre alt geworden.) Doch war er mehr durch historische, geographische und Volksschriften (z. B. Lehrbuch für alle Stände), als durch eigentliche theologische Bücher bekannt.

4. Am

*) Der dritte Professor der Theologie zu Rinteln war der nach Marburg versetzte Hr. D. Wachler. Wer ist also jetzt noch Prof. der Theologie zu Rinteln? Oder ist die dortige theol. Facultät jetzt ausgestorben?

4. Am 21. Sept. st. zu Magdeburg der verdienstvolle Hr. Consist.Rath Carl Daniel Küster, Inspector und erster Prediger der dortigen teutschen reformirten Gemeinde, im 78sten Jahre. (geb. zu Bernburg a. 4. May 1727.) — Seine theologischen Schriften waren meist katechetisch und ascetisch (s. Meusel.); seine historischen Schriften aber, besonders über Scenen aus dem siebenjährigen Kriege, haben wohl mehr Interesse.

5. Am 2. Octob. st. zu Altona Hr. Georg Christian Adler, (seit 1791.) Hauptpastor an der dasigen Hauptkirche und Propst der Herrschaft Pinneberg, Verfasser mehrerer, philologischer und ascetischer, Schriften, unter welchen vorzüglich die Schleswig-Holsteinische Kirchen-Agende von 1797. durch Localumstände Aufmerksamkeit erregte. Er wurde über 80 Jahre alt (geb. zu Brandenburg am 6. May 1724.), und stand bey seiner Gemeinde über 50 Jahre mit seltner Amtstreue *).

6. Am 5. Oct. st. zu Lübeck der auch durch theologische, besonders apologetische, Schriften bekannte und verdiente Rector des dasigen Gymnasiums, Hr. M. Friedrich Daniel Behn, im 71sten Jahre s. A. (geboren daselbst 1734.)

7. Am 29. Oct. st. zu Morungen in Preußen der durch viele, meist praktische und ascetische, Schriften bekannte dortige Diaconus Hr. Sebastian Friedrich Trescho, im 72sten Jahre (geb. zu Liebstadt in Preußen 1733.) **).

8. Am 23. Novemb. st. zu Lyon der berühmte Cardinal Stephan Borgia, auf seiner Reise nach

 Paris

*) Er war ein Ururenkel des zur Zeit der Reformation so bekannten Superintendenten zu Saalfeld, Caspar

Paris zur Kaiserkrönung in einem Alter von 73 Jahren. — Sein Eifer für Literatur, seine Bereitwilligkeit, die kostbaren Schätze seines Museums zu Velletri jungen Gelehrten zu öffnen und sie, ohne Unterschied der Religion, in ihren literarischen Unternehmungen besonders für biblische und morgenländische Literatur auf alle mögliche Art zu unterstützen, werden sein Andenken unter allen, welche Literatur schätzen und sich über die durch seine Güte bekannt gemachten Seltenheiten des Orients freuen, ewig unvergeßlich seyn *).

9. Am 9. Decemb. st. zu Berlin der durch Gelehrsamkeit und Eifer für theologische Aufklärung berühmte und verdienstvolle Hr. D. Wilhelm Abraham Teller, K. Preußischer Oberconsist. Rath, Propst zu Cöln. und Pastor primar. an der Petri-

*) Dieser berühmte Römische Prälat verdiente von der Sitte des theol. Journals, den theologischen Nekrolog meist nur auf das protestantische Teutschland einzuschränken, eine ehrenvolle Ausnahme, nicht nur wegen seiner großen Verdienste um biblische und morgenländische Literatur, sondern auch besonders wegen seiner großen Güte, womit er junge protestantische Theologen und Philologen, vorzüglich junge Dänen, die in Rom durch den Gebrauch der dortigen literarischen Schätze und Kunstwerke ihre Kenntnisse erweitern wollten, bey sich aufnahm, ihnen zu ihren Studien allen möglichen Vorschub that, sie ermunterte, als Freund mit ihnen umgieng, und ihnen durch sein vortrefliches Museum Gelegenheit zu neuen Entdeckungen gab, wodurch sie sich selbst in der gelehrten Welt einen Namen erwar-

Petrikirche daselbst, (vorher Prof. d. Theol. u. Generalsuperint. zu Helmstädt) im 71sten Jahr seines thätigen Lebens (geb. zu Leipzig, d. 19. Jan. 1734.) *)

1805.

10. Am 1. Jan. starb zu Neustadt an der Aisch der dortige Superintendent und Pastor prim. Hr. Georg Matthäus Schnizer (bekannt durch mehrere kleinere, besonders literarische, Schriften über die dortige Kirchenbibliothek) gerade 77 Jahre alt (geb. daselbst, d. 31. Dec. 1727.)

11. Am 17. Jan. st. zu Stuttgard Hr. D. Gottlob Christian Storr, (seit 1797.) Oberhofprediger und Consistorialrath daselbst, (vorher ordentl. Prof. der Theologie zu Tübingen) 58 Jahre alt. (geb. zu Stuttgard d. 10. Sept. 1746.) bekannt

 durch

baren Aufsatz über diesen unvergeßlichen Cardinal, seine merkwürdigsten Lebensumstände und sein Verhältniß zu den ihn umgebenden jungen, besonders Dänischen, Gelehrten rückte der würdige Hr. Dr. Münter in das Decemberstück der Dänischen Minerva 1804. ein (besonders abgedruckt zu Kopenhagen, 1805. 35 S. 8.), welchen Hr. Prof. Kordes aus dem Dänischen übersetzt und mit einem Nachtrage ausgestattet hat in dem Neuen Allgem. Intelligenz-Blatt für Literatur und Kunst, 1805. St. 15. Wahrscheinlich wird man nun ausführlichere Biographieen des großen Mannes aus Italien erhalten, reicher wohl an Lebensumständen und Anekdoten, aber schwerlich in Münter'ischem Geiste. G.

*) Hoffentlich werden die Verdienste dieses großen Mannes nicht bloß durch den Schlichtegroll'schen Nekrolog, sondern durch eine eigne Denkschrift von einem sachkundigen Gelehrten gewürdiget werden, um auch dadurch das Andenken eines der ersten Theologen des 18ten Jahrhunderts auf die Nachwelt zu bringen. G.

durch viele gelehrte Schriften als guter Philolog und als einer der gelehrtesten Verfechter des ältern theologischen Lehrtropus, dessen Lehrart im Wirtembergischen beinahe symbolisch geworden ist.

12. Am 8. Febr. st. zu Leipzig Hr. D. Christian Gottlieb Kühnöl (seit 1791.) Hauptpastor an der Nicolaikirche daselbst (vorher Archidiakon an der dortigen Thomaskirche) 69 Jahre alt (geb. zu Chemnitz d. 26. Jan. 1736.) — Er war nur durch einige akademische Schriften bekannt.

13. Am 10. Febr. st. Hr. D. Johann Friedrich Gottfried Grupen, Superint. zu Neustadt am Rübenberge (seit 1784.), vorher CR., Superint. u. Oberpfarrer zu Bückeburg (seit 1778.) — 62 J. alt, (geb. zu Hannover d. 10. Jan. 1743.) Außer der biblioth. Bünemann. war er nur durch einige kleine literarische und ascetische Schriften bekannt.

14. Am 16. Febr. st. zu Harderwyk der dortige berühmte Prof. Theol. Prim. Hr. D. Johann Hermann Schacht, 80 Jahre alt.

15. Am 19. Febr. st. zu Heidelberg der dortige reformirte Kirchenrath und erste Prof. der Theologie, Hr. D. Daniel Ludwig Wundt, im 64sten Jahre s. A. (geb. zu Kreuznach am 12. Nov. 1741.) Im J. 1788. wurde er Prof. der Theologie; vorher war er Prediger zu Ladenburg, Oppenheim und Kreuznach. Seine Schriften beziehen sich aber mehr auf die vaterländische Geschichte, als auf die Theologie. —

16. Am 10. März st. zu Wittenberg Hr. D. Friedrich Wilhelm Dresde, ältester Prof. der

dasigen Nicolaikirche, im 67sten Jahre s. A. (geb. daselbst am 27. Jan. 1738.) — Er machte sich nur durch einige kleine akademische Schriften und durch Herausgabe der letzten Predigten des ältern D. Bahrdt's bekannt.

18. Am 15. (nach andern Nachrichten am 18.) April st. zu Königsberg Hr. D. Wilhelm Crichton, erster kön. Preuß. Hofprediger daselbst, in seinem 73sten Jahre. (geb. daselbst 1732.) Die Menge seiner, besonders kleinen, Schriften aller Art s. bey Meusel.

18. Am 26. April st. zu Paris der berühmte Philolog, Prof. am College de France und Mitglied des Nationalinstituts, Jean Baptiste Caspar d'Ansse de Villoison, 55 Jahre alt, geb. zu Corbeil d. 5. May 1750. — Nicht nur um die classische Literatur, vorzüglich des Homers, machte sich Villoison sehr verdient, sondern auch um die biblische Literatur, durch die Bekanntmachung der auf der Marcusbibliothek zu Venedig befindlichen griechischen Uebersetzung einiger Bücher des A. T., wovon er den Abdruck einiger kleinen Stücke 1784. zu Strasburg selbst besorgte, den Abdruck des Pentateuchs aber Hrn. Ammon überließ. In dieser Hinsicht verdiente der gelehrte Mann auch im theologischen Journal einen ehrenvollen Platz.

III. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

---

1. Hr. D. Ziegler zu Rostock ist nach Abgang des Hrn. CR. Martini zum Primarius der Theologie und zum wirklichen Consistorialrathe daselbst ernannt worden; und der bisherige Professor der griechischen Literatur Hr. Joh. Christian Wilhelm Dahl hat die vacante ordentliche Professur der Theologie erhalten.

2. Hr.

2. Hr. Pastor Wagnitz zu Halle ist außerordentlicher Professor der Theologie und Inspector über die beiden jetzt vereinigten Seminarien, das theologische und pädagogische, daselbst geworden. Doch ist das vereinigte Seminarium wieder in zwey Classen getheilt, die theologische und pädagogische, wovon jede ihren besondern Director hat, die theologische Hrn. D. Nösselt, die pädagogische Hrn. OCR. D. Niemeyer.

3. Hr. Inspector und Oberprediger Westphal zu Halle ist zum Consistorialrathe mit Sitz und Stimme im Consistorium zu Magdeburg ernannt worden.

4. Hr. CR. Ribbeck zu Magdeburg hat den Ruf als Ober-Consist.Rath und Oberschulrath, auch Propst und Inspector bey der Nicolaikirche zu Berlin, an Zöllner's Stelle, erhalten; so wie Hr. Domprediger Hanstein zu Brandenburg, an Teller's Stelle, als Ober-Consist.Rath und Oberschulrath, auch Propst und Inspector bey der Petrikirche zu Berlin.

5. Der bisherige Prof. der Theologie zu Duisburg, Hr. D. Anton Wilhelm Peter Möller, wurde erst als Generalsuperintendent nach Detmold berufen, geht aber jetzt nach Münster, als Professor, Consistorialrath und Prediger bey der dortigen reformirten Gemeinde.

6. Hr. Dr. und Prof. Wachler zu Marburg ist, nachdem er einen Ruf nach Heidelberg abgelehnt hatte, zum wirklichen Consistorialrathe und Mitgliede des Consistoriums zu Marburg ernannt worden.

7. Hr. D. Joh. Casp. Häfeli, bisheriger zweiter Prediger an der Ansgariuskirche zu Bremen

ner ähnlichen als Königl. Dänischer Kirchenrath und Mitdirector des Schulmeisterseminariums und Oberaufseher des Unterrichts in demselben nach Kiel berufen worden.

9. Hr. D. Ewald, bisheriger reformirter Prediger zu Bremen geht als (erster?) Professor der Theologie im Fache der protestantischen Moral und Pastoraltheologie mit dem Titel eines Kurbadenschen Kirchenrathes nach Heidelberg.

10. Eben dahin ist Hr. Professor Bauer zu Altdorf als Professor der biblischen Exegese und morgenländischen Sprachen abgegangen.

11. Hr. M. Johann Horn, bisheriger theologischer Repetent zu Göttingen, ist Professor der Theologie, namentlich der Kirchengeschichte und theologischen Literatur, zu Dorpat geworden.

12. Der bisherige zweite Universitätsprediger zu Göttingen, Hr. M. Gottlob Wilhelm Meyer, hat den Ruf zur dritten theologischen Lehrstelle zu Altdorf und dem damit verbundenen dortigen Diakonate erhalten und ist schon dorthin abgegangen †).

13. Hr. M. Gottl. Erdm. Gierig, bisher Professor der Theologie und Gymnasiarch zu Dortmund, ist zum Professor der classischen Literatur und protestantischen Theologie am Lyceum zu Fulda und

†) Ich freue mich herzlich, daß die durch meinen Abzug von Altdorf dort entstandene Lücke auf eine so würdige Weise mit einem außer mehrern kleinen gehaltvollen Schriften durch zwey Hauptwerke (Hermeneutik des A. T. und Geschichte der biblischen Exegese) so rühmlich bekannten Gelehrten ausgefüllt wor-

und Gymnasiarchen des damit verbundenen Gymnasiums befördert worden †).

14. Hr. M. Karl Adolph Völker, bisher Pastor zu Rothenstein bey Jena, hat die Superintendentur zu Dornburg erhalten.

15. Hr. J. C. Greiling, Prediger zu Neugattersleben ist als Oberprediger nach Halberstadt gekommen.

16. Der bisherige Hr. Rector Leutwein zu Schwäbisch Halle ist daselbst Stadtpfarrer (Oberpfarrer) geworden.

17. Hr. CR. D. Planck, Primarius der Theologie zu Göttingen, hat zugleich die dortige Generalsuperintendentur erhalten.

18. Hr. D. Nösselt, Primarius der Theologie zu Halle, hat den Charakter eines Königl. Preuß. Geheimen Rathes bekommen.

†) Auch an dieses wackern Gelehrten weiterer Beförderung nimmt der Herausgeber herzlichen Antheil. Hr. Gierig ward sein nächster Nachfolger in Dortmund, und dirigirte das von jenem 1784. mit vielem Verdrusse neu organisirte, aber nur zu bald (schon 1785.) wieder verlassene Archigymnasium 20 Jahre lang mit großem Ruhme. G.

Einige Druckfehler im 2ten St.

S. 303. Z. 3. von unten ist statt: lästigen, zu lesen: luftigen.
— 350. Z. 2. steht: Schriften, statt: Richter.

Erstes Register
der Aufsätze, Recensionen und Nachrichten.

I. Aufsätze.

II. Recensionen größerer Schriften.

III. Recensionen kleinerer Schriften.

IV. Kirchliche und literarische Nachrichten.

Zweites Register
der angeführten Bibelstellen.

Drittes Register
der merkwürdigsten Sachen.

Beloh-

En-

Har-

Mar-



